



BLICK ZURÜCK NACH VORN

Architektur und Stadtplanung in der DDR

Herausgegeben von Sigrid Hofer und Andreas Butter

Schriftenreihe des Arbeitskreises Kunst in der DDR
Band 3

Das **Titelbild** zeigt eine Lückenschließung in Berlin-Mitte. Den Blick aus dem Haus Nr. 2 auf die Baustelle in der Max-Beer-Straße hielt der Fotograf Klaus Bädicker im Jahr 1986 fest.

BLICK ZURÜCK NACH VORN

Architektur und Stadtplanung in der DDR

Herausgegeben von Sigrid Hofer und Andreas Butter

Schriftenreihe des Arbeitskreises Kunst in der DDR
Band 3

Inhalt

Einleitung	4
Sigrid Hofer und Andreas Butter	
KOSTBARE VERGANGENHEIT – GEORDNETE ZUKUNFT	
Die Publikationsstrategie der Deutschen Bauakademie in den 1950-er Jahren	10
Hans-Georg Lippert	
SELBSTSTÄNDIG DENKENDE ARCHITEKTEN GESUCHT?	
Architekturtheoretische Forschung an der Bauakademie der DDR 1958-1969	32
Kathrin Siebert	
VON EILIGEN PROJEKTANTEN UND ROTEN VITRUVIANERN	
Bausteine zu einer Architekturtheorie in der DDR der 1960-er Jahre	54
Oliver Sukrow	
STADTPLANUNG IN DRESDEN 1945-1952	
Leitbilder. Bezugspunkte. Streitfragen	80
Andreas Kriege-Steffen	
NATIONALE TRADITION ZWISCHEN THEORIE UND PRAXIS	
Die Wettbewerbe in den Aufbaustädten Magdeburg und Rostock von 1952	104
Christian Klusemann	
KONTINUITÄTEN, BRÜCHE UND AMBIVALENZEN IM SPÄTEREN DDR-STÄDTEBAU	
Der Wohnkomplex Wilhelm-Külz-Straße in Potsdam 1975-1983	128
Edda Campen	
SOZIALISTISCHE WOHNUNGSBAUPOLITIK FÜR DEN HAUPTSTADTAUSBAU	
Der Einsatz der Bezirke der DDR in Ost-Berlin 1971-1989	154
Oliver Werner	
Herausgeber/innen & Autor/innen	172
Bildnachweise & Impressum	176

Dank

Die Publikation dieses dritten Tagungsbandes des Arbeitskreises Kunst in der DDR stellte eine besondere Herausforderung dar, da dieses Mal nicht auf die Unterstützung durch einen Verlag zurückgegriffen werden konnte. Herausgeberin und Herausgeber schätzen sich daher besonders glücklich, dass sich Mitarbeiter/innen des Kunstgeschichtlichen Instituts der Philipps-Universität Marburg den vielfältigen Aufgaben verschrieben haben, die eine Buchproduktion erforderlich macht. Ohne das tatkräftige Engagement und die wissenschaftliche Leidenschaft von Lena Radtke und Christian Klusemann sowie von Elena Schroll (die in der Anfangsphase beteiligt war) hätten wir die Ergebnisse unserer Tagung nicht vorlegen können. Ihnen ist es zu danken, dass die Beiträge nunmehr veröffentlicht werden können, denn sie haben bei Redaktion und Lektorat unverzichtbare Assistenz geleistet, die Abbildungen bearbeitet und unermüdlich Korrektur gelesen. Vor allem aber haben sie sich als ausgesprochen fantasievolles, konstruktives und zuverlässiges Team erwiesen, das viele wertvolle Ideen entwickelte und umsetzte. Dass wir diesen Band in einem so professionellen und ästhetisch überzeugenden Layout präsentieren können, verdanken wir der Kreativität von Lena Radtke, die versiert und sprühend vor Gestaltungskraft aus Texten und Bildern ein digitales Buch entstehen ließ. Gedankt sei nicht zuletzt unseren Autor/innen, die uns ihre Forschungsergebnisse anvertraut haben und diese Veröffentlichung tragen.

Sigrid Hofer und Andreas Butter

EINLEITUNG

„Fort mit den Trümmern und was Neues hingebaut ...“ – mit Emphase forderte Bert Brechts „Aufbaulied der FDJ“ aus dem Jahr 1948 die Schaffung eines Staats, aus dem die Überreste einer alten, ausbeuterischen Ordnung mit der „Schaufel“ hinweggeräumt werden sollten. Das Bild des radikalen Neubeginns in der DDR stellt sich heute allerdings vielschichtiger dar, als es frühere Zugriffe vermuten lassen und dies gilt in besonderem Maß für die Architektur.

Bei aller Ambition der SED, das Gebaute auf eine bessere Zukunft im Sozialismus verweisen zu lassen, waren Theorie und Praxis sowohl mit der Vergangenheit als auch mit dem internationalen Geschehen verflochten, was eine ostdeutsch-sozialistische Spezifik der Gestaltungsmaximen überhaupt nicht ausschloss. Die Bezüge reichten von Fragen des Denkmalschutzes und der Rezeption des „architektonischen Erbes“ bei der Neuplanung der Städte über die Mitarbeit in internationalen Assoziationen bis hin zum Architekturexport und dem Wirken von Architekten des Auslands in der DDR. Phasen der Öffnung und der Verhärtung, des Abrisses bedeutender Zeugnisse und der Rekonstruktion, der Orientierung auf eine serielle Moderne und auf einen erneuerten Historismus lösten sich im Verlauf der 41 Jahre des Bestehens der DDR ab. Da, wo es zu Umbrüchen und mitunter konfliktreichen zeitlichen Überlappungen kam, lassen sich besonders signifikante Erkenntnisse über die Architekturgeschichte der DDR gewinnen.

Der aktualisierten Sichtweise auf einen widerspruchsvollen Architekturprozess war im November 2014 in Berlin eine Tagung des Arbeitskreises „Kunst in der DDR“ gewidmet. Aus den dort vorgestellten Beiträgen setzt sich die vorliegende Sammlung von sieben Aufsätzen zusammen. Es ist nicht ungewöhnlich, das Bauschaffen in einen umfassenderen Kunstdiskurs einzubetten, da es nicht zuletzt um Ausdruckswerte und die kreative Leistung von Individuen geht, doch stellen sich hier Fragen der Ökonomie, der Technik und des Gebrauchswerts in ganz anderer Dimension. Städtebau und Architektur mit ihren Aufgaben der Überlebenssicherung wurden in einer Zeit der zunehmenden Systemkonkurrenz, besonders im zerstörten und geteilten Deutschland, zu Propagandaschlachtfeldern.

Nach einer kurzen weltoffenen Phase mit starken Positionen der Moderne bis 1951 – in der bildenden Kunst hatte sich der Umbruch schon etwas früher abgezeichnet – drängten Staats- und Parteifunktionäre der DDR und nach einigem Widerstand auch Fachleute die Architektur auf eine Linie hin zu traditionalistischen Konzepten. Damit wurde, wie in anderen Satellitenstaaten Moskaus, ein Prozess nachgeholt, der dort bereits zwanzig Jahre zuvor stattgefunden hatte. Die neue Haltung distanzierte sich vehement von dem als „kosmopolitisch“ bezeichneten „International Style“, wie er sich in den westlichen Ländern entfaltete – und dies nicht ganz ohne Grund. Spätestens seit Frances Stonor Saunders Untersuchung „The Cultural Cold War“ (2000) sind wir darüber infor-

miert, dass selbst der CIA daran mitwirkte, die Moderne zur Metapher eines freiheitlichen Staatssystems zu erklären und medienwirksam zu popularisieren. Auch wenn von einem Stilkorsett keine Rede sein konnte, machten sich Bundes- wie die Landesregierungen in der BRD dieses Deutungsmuster zu eigen und implementierten diverse Kunstförderprogramme in ihre Politik, welche ihrerseits von den nationalen Wirtschaftsverbänden getragen wurden. Bot die documenta seit 1959 dem amerikanischen Abstrakten Expressionismus ein weithin sichtbares Forum, so choreografierte Werner Haftmann die Wahrnehmung der zeitgenössischen Kunst in eine singuläre Richtung, indem er für sein Diktum von der Weltsprache der Abstraktion das Siegel der uneingeschränkten All-gemeingültigkeit beanspruchte. Analog hierzu war für die architektonische Außenwirkung der Bonner Regierungsbauten charakteristisch, dass diese im Rückbezug auf die Bauhausmoderne und in der Verwendung von Glas ihre demokratische Gestimmtheit zum Ausdruck bringen wollte, ein Anspruch, den selbst DDR-Architekten nach Stalins Tod teilten. Wenn in dieser Metaphorik zwar keine Willkür lag, bedurfte sie doch der sprachlichen Vermittlung in den Medien, um in der Breite wirksam zu werden und muss in ihrer Aufrichtigkeit an den gesellschaftlichen Zuständen gemessen werden. Das westliche Ideal der politischen Freiheit und der Demokratie fand somit in jenen Jahren ihre Entsprechung in der Transparenz der Bauten bzw. in einer Gestaltungsoffenheit in der bildenden Kunst. Sie waren Zeichen einer neuen Ära, die sich der vordergründigen inhaltlichen bzw. ideologischen Verpflichtungen, wie sie vom NS-Staat eingefordert worden war, entledigt hatte.

Im Gegensatz zum westlichen Autonomieverständnis forderte die Kulturpolitik der DDR das eindeutige Bekenntnis der Kunst zum Staat sowie die tatkräftige Bereitschaft der Kulturschaffenden, am Aufbau einer sozialistischen Gesellschaft mitzuwirken. Formale und inhaltliche Vorgaben sollten die staatlichen Steuerungsmechanismen unterstützen und das politische Konzept bezeugen. Mit der Propagierung des Sozialistischen Realismus war eine deutliche Absage an die Abstraktionstendenzen verbunden, die nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs allenthalben in Westeuropa an Stärke gewannen. Damit sollte die Tradition der künstlerischen Moderne bewusst abgeschnitten werden, da die politisch Verantwortlichen die avantgardistischen Darstellungsmittel für den dekadenten Ausdruck einer sterbenden Gesellschaft hielten. Ebenso unmissverständlich distanzierte sich der Staat in der ersten Hälfte der 1950-er Jahre vom „reformistischen“ Charakter des Bauens in der Weimarer Republik. Obwohl nicht wenige Schüler von Gropius, Meyer und Mies van der Rohe in verantwortungsvollen Positionen saßen, dauerte die offizielle Ablehnung des Bauhauserbes noch Jahre nach der traditionalistischen Phase der DDR-Architektur an.

Bei der Suche nach materiellen Leitbildern, die das neue Staats- und Staatsgefüge repräsentieren konnten, wurden als „fortschrittlich“ erachtete Perioden der Kunst- und Sozialgeschichte wichtig, in besonderem Maß die Zeit um 1800 mit ihrem Protagonisten Karl Friedrich Schinkel. In den sogenannten Aufbaustädten der DDR kamen Besonderheiten zum Tragen, die sich auf regionale Blütezeiten wie die Spätgotik oder den Barock beriefen und die nun in die Perspektive eines repräsentativen Städtebaus und die übergreifende Klassizismusrezeption eingewoben wurden. Angesichts der Umbruchssituation, in der sich der neue Staat zu legitimieren hatte, bot ein derartiger Rückbezug Identifikationspotenzial und wirkte auf einer mentalen Ebene stabilisierend. Über lange

Zeiträume gewachsene kulturelle Vergewisserungen konnten damit fortleben und stützten in weiten Bevölkerungskreisen das eigene Selbstverständnis.

Diese Form der Erinnerungskultur, die ihre Entsprechung in vielfältigen Publikationen zur Architekturgeschichte fand, wurde gerade vor dem Hintergrund der zahlreichen Gebäudeabrisse, wie der Sprengung des Berliner Stadtschlösses, wichtig. Die Denkmalpflege hatte viele Kämpfe auszufechten und erst die neuere Forschung beginnt zu verstehen, inwieweit der Umgang mit der Altbausubstanz, die den Krieg überstanden hatte, eine permanente Herausforderung für das unterausgestattete DDR-Bauwesen darstellte und zu einem der Katalysatoren des Untergangs dieses Staates werden sollte. Die Gründe für Verfall und Abräumung vieler Zeugnisse konnten sich, und dies ist keine Spezifik der DDR, gegenseitig bestärken: der Wunsch nach Beseitigung ideologisch unliebsamer Symbolbauten (oder zumindest die Geringschätzung bestimmter historischer Typologien, wie der „Mietskaserne“), fehlende Wiederaufbau- bzw. Erhaltungskapazitäten und die planerische Vision eines gänzlich neuen Raumbilds.

Nikita Chruschtschows Instrumentalisierung des Bauwesens und der Architektur für sein „Reformprogramm“ 1954 leitete den Abschied vom traditionalistischen Kanon ein. Wenn sich nun den Architekten die Möglichkeit bot, westliche Tendenzen für das Bauen im Sozialismus zu adaptieren, gestalteten sich die Eingriffe in vorhandene Strukturen drastischer als zuvor. Dafür gewannen im letzten Jahrzehnt der DDR Ideen zur Wiedergewinnung des historischen Stadtgrundrisses und historischer Bauformen erneut an Gewicht, allerdings unter den Prämissen des industriellen Bauens. War selbst in der Blütezeit der „Ostmoderne“ seit Ende der 1950-er und während einer zunehmenden Ökonomisierung in den 1970-ern die geschichtliche Grundierung nie ganz aus dem Blickwinkel geraten, hatte doch ein kontrastierendes Verhältnis von Alt und Neu vorgeherrscht. An dessen Stelle trat nun, angesichts einer gefährlichen Identitätskrise in der Bevölkerung und befördert von westlichen Diskursen, ein integratives Verständnis, das bauliche Zitate und kleinräumige Ensembles hervorbrachte.

Die ausgewählten Beiträge des Tagungsbandes spiegeln dieses ambivalente Architekturverständnis, das das Planen und Bauen in der DDR charakterisierte und stark auf politisch-ideologische Prämissen reagierte, wider. Zu Beginn der Aufsatzsammlung werden architekturtheoretische Fragen verhandelt, die mit Hans-Georg Lipperts Untersuchungen zur Publikationsstrategie der Deutschen Bauakademie in den 1950-er Jahren einsetzen. Ausgehend von dem Sachverhalt, dass Architektur und Städtebau ein wichtiges Instrument zur Legitimation des Staates und zur Stiftung von Identität und Ordnung darstellten, wendet er sich der 1951 gegründeten Deutschen Bauakademie zu. In deren Aufgabengebiet fiel die Formulierung der planerischen, technischen und ästhetischen Standards, doch fungierte diese nicht nur als Richtlinien- und Bewertungsinstanz, sondern versammelte auch die Forschungskompetenz. Der intensiven Publikationstätigkeit, die dort ab 1952 entfaltet wurde und die unter anderem das Ziel verfolgte, ein dem Selbstverständnis der DDR gemäßes architektonisches Geschichtsbild zu entwerfen, offizielle Deutungsnarrative zu schaffen und von dieser Warte aus bauliche Zukunftsvisionen zu entwickeln, gilt Lipperts Fokus. Zu den zentralen Themenfeldern, die er problematisiert, gehören Nation und Tradition, Vorbilder in Geschichte und Gegenwart, Kunstregeln und Kanonbildung, das Ver-

hältnis zur internationalen Moderne und nicht zuletzt der gesamtdeutsche Anspruch, der in jenen Jahren Teil der Regierungspolitik war.

Eng verbunden mit diesem übergreifenden Ansatz ist Kathrin Sieberts Studie, welche die Produktion von architekturtheoretischen Arbeiten an der Bauakademie unter der Leitung des Schweizer Architekten Hans Schmidt von 1958 bis 1969 betrachtet. Den gegenwärtigen Kenntnisstand kann sie dahingehend erweitern, dass neben die in der zweiten Hälfte der 1960-er Jahre zahlreich vorliegenden Publikationen größere Forschungen traten, die einer Theorie der sozialistischen Architektur wie des sozialistischen Städtebaus galten. Ziel dieser Forschungen war die Erarbeitung wissenschaftlicher Grundlagen für eine systematische marxistische Architekturtheorie, in welche systemübergreifend sowohl die aktuelle Städtebaukritik wie Theoriemodelle integriert werden konnten. Diese interdisziplinär angelegte Synthese aus Ästhetik, Soziologie, Psychologie, Kunst, Architektur und Städtebau sollte einen umfassenden Neuansatz ermöglichen, der aufgrund ideologischer Direktiven jedoch für die Öffentlichkeit weitgehend unsichtbar blieb.

Anschließend an Hans Schmidts Wirken an der Bauakademie stellt Oliver Sukrow Fallbeispiele vor, die das weite Spannungsfeld der Architekturdiskurse zwischen sogenannten „eiligen Projektanten“ und „roten Vitruvianern“ dokumentieren und damit einerseits auf die Rückbesinnung auf die klassisch-vitruvianische Theorie rekurrieren, wie andererseits auf die gleichzeitigen Versuche, kybernetisch-systemtheoretische Zugänge zu erschließen. Letztere schlugen sich nieder in ideologisch fundierten Texten, die primär auf Ökonomisierung und Rationalisierung setzten und die Implementierung von naturwissenschaftlichen Erkenntnissen in die Architektur forderten. Derartigem Ansinnen standen sowohl Praktiker des Bauwesens als auch Theoretiker aus dem akademischen Umfeld der Hochschule für Architektur und Bauwesen Weimar gegenüber, die eine stärkere Differenzierung einforderten, welche sich schließlich in dem Konzept einer „gegenwartsbezogenen Städtebauprognose“ der 1970-er Jahre niederschlagen sollte.

Ergänzung erfahren diese theoretischen Kapitel durch die Analysen praktischer Bau- und Umbaumaßnahmen wie größerer stadtbildprägender Projekte. Andreas Kriege-Steffen wendet sich der unmittelbaren Nachkriegszeit zu, indem er, bezogen auf die Dresdner Innenstadt der Jahre 1945–52, Kontinuitäten und Brüche in den amtlichen städtebaulichen Planungen nachzeichnet. Auf den Prüfstand stellt er das weit verbreitete Narrativ eines mit dem Neuaufbau Dresdens verbundenen „Abschieds vom alten Dresden“. Sein Beitrag zeigt auf, inwieweit hinsichtlich des „Kulturviertels“ und des Altmarktbereichs Bezüge zu vorausgegangenen Raum- bzw. Nutzungsstrukturen gesucht wurden und welcher Stellenwert der Erhaltung historischer Bestände zukam. Aufschlussreich zu sehen ist, dass sich 1951 unter dem Einfluss der „Sechzehn Grundsätze“ das Leitbild von einer zeilenförmig aufgelockerten Struktur hin zu einer repräsentativ und kompakt bebauten wandelte und Grundgedanken der frühen Planungen von 1945 wieder aufgenommen wurden, welche bis heute auf das Erscheinungsbild dieses Stadtgebiets einwirken.

„Nationale Traditionen“, die Dresdens architektonische Identität bezeugen sollten, wurden als historische Bezugspunkte auch bei Neubauplanungen aufgerufen, wie der Beitrag von Christian Klusemann nachweisen kann.

Sein Blick gilt den frühen 1950-er Jahren, als einerseits Magistralen und Zentrale Plätze vom Aufblühen der jungen DDR kündeten und andererseits in der Sprachregelung der DDR-Theoretiker das Volk als Bauherr von Neubauten auftrat. Infolgedessen wurde der in jenen Jahren obligatorische Rückgriff auf die Architekturgeschichte und das Fortschreiben der lokalen Stilmittel in den beiden hier diskutierten Aufbaustädten Magdeburg und Rostock als explizit bürgerlicher Stil verhandelt. Klusemanns Fokus gilt allerdings weniger den konkreten Formfragen als vielmehr den Strukturen und Problemen der zentralistischen Baupolitik. Er verfolgt daher, wie die Staatsführung steuernd und kontrollierend auf die Entwurfsprozesse einwirkte und welche Rolle die sogenannten Konsultanten einnahmen, die, von der Deutschen Bauakademie eingesetzt, die Projekte vor Ort begleiteten. Am Beispiel des innerstädtischen „Wohnkomplexes Wilhelm-Külz-Straße“ (Potsdam), der ab Mitte der 1970-er Jahre geschaffen wurde, geht Edda Campen schließlich der Frage nach, inwiefern die seit dem 17. Jahrhundert entstandene Potsdamer Kulturlandschaft mit ihren Schlössern, Prachtfassaden und Seen als identitätsstiftendes Erbe angesehen wurde, welches Einfluss ausübte auf die Neukonzeption von Einzelbauten wie auf den größeren städtebaulichen Zusammenhang. Analog zu den Dresdner Nachkriegsplanungen kann sie darlegen, dass auch hier das die Forschung prägende Narrativ von der Zerstörung historischer Stadtstrukturen nicht aufrecht erhalten werden kann. Vielmehr wirkten Bautraditionen fort, die in der konkreten Planung zu modifizierten barocken Formen führten. Zudem wurde hinsichtlich der landschaftlichen Ausrichtung der Anlage zum Wasser hin auf friderizianische Vorstellungen verwiesen, die ganz offensichtlich Pate gestanden hatten. Aus ihren Beobachtungen lässt sich schließen, dass das Selbstverständnis der DDR zumindest in materieller Hinsicht eine formale Verankerung in der Vergangenheit suchte. Vor dem Hintergrund, dass die DDR mit der Sprengung des Berliner Schlosses (1950) oder des Potsdamer Stadtschlösses (1959/60) gerade die ideologischen Bezüge zum Absolutismus aus dem kollektiven Gedächtnis tilgen wollte, ist dieser Befund aufschlussreich für den ebenso wechselvollen wie widersprüchlichen Architekturdiskurs über die Jahre hinweg.

Mit Oliver Werners Beitrag, der das Forschungsfeld von Zentrum und Peripherie aufruft, werden abschließend die Handlungsspielräume und die Rolle der Bezirke hinsichtlich des Hauptstadtausbaus in den Jahren 1971-89 erörtert. Sein Augenmerk gilt vor allem den Konsequenzen, die durch die besondere Stellung, die Ost-Berlin als Hauptstadt der DDR einnahm, hervorgerufen wurden. Waren diese in vielen gesellschaftlichen Bereichen spürbar, so hatten sie in der Wohnungsbaupolitik geradezu dramatische städtebauliche, wirtschaftliche und soziale Auswirkungen, dies hervorgerufen durch den Umstand, dass die Bezirke seit den 1970-er Jahren Baumaterialien und Arbeitskräfte zur Verfügung stellen mussten, um das großangelegte Bauprogramm im prestigeträchtigen Ost-Berlin voranzutreiben. Die Bauleistungen der Bezirke konnten nur durch die Vernachlässigung regionaler und lokaler Vorhaben ermöglicht werden, denn selbst der Siegeszug der industriellen Bauweise konnte die Anforderungen nicht decken. Der systematische Verfall von Alt- und Kleinstädten blieb daher untrennbar mit den eindrucksvollen baulichen und logistischen Leistungen des DDR-Wohnungsbaus verbunden, und so verwundert es nicht, dass sich die regionalen Bauverwaltungen nach der Friedlichen Revolution im Herbst 1989 rasch ihrer Verpflichtungen in Ost-Berlin entledigten.

Der Titel dieser Aufsatzsammlung, „Blick zurück nach vorn“, soll seine Leser/innen in zweifacher Hinsicht zum Weiterdenken anregen – historisch und aktuell. Bedingt durch die feste Perspektive auf einen als „gesetzmäßig“ erklärten Weg über die „entwickelte sozialistische Gesellschaft“ hin zum Kommunismus waren die Planungen der DDR stets auf eine neue Lebenswelt ausgerichtet. Dennoch mussten sie sich mit dem Alten auseinandersetzen, ideell und materiell. So dienten historische Zeitschichten als Projektionsfläche für eine übergreifend konstruierte Fortschrittsgeschichte: Aus ihrer Verarbeitung erwachsen neue Konventionen mit eigener Semantik, die mit Impulsen der Modernisierung in einem Spannungsverhältnis standen. Im städtischen Raum wirkte sich dies immer wieder auf Praktiken der Verdrängung, Erhaltung und Integration des Altbaubestandes aus, wobei die späten 1970-er Jahre eine wachsende Aufgeschlossenheit in Hinblick auf den Wert der historischen Stadtkerne brachten. In umgekehrter Richtung liegt hier, angesichts der beispielsweise in Potsdam oder Dresden wirkungsmächtigen Verklärung eines restaurativen Stadtbildes, die das Existenzrecht der Moderne radikal infrage stellt, ein Gegenwartsbezug. Das Mindeste, was heute anzustreben ist, wäre die Sensibilisierung für eine differenzierte Wahrnehmung des baulichen Erbes der DDR-Zeit, verbunden mit dem Lernen aus den Fehlern und dem Erkennen seiner Potenziale.

Hans-Georg Lippert

KOSTBARE VERGANGENHEIT – GEORDNETE ZUKUNFT

Die Publikationsstrategie der Deutschen Bauakademie in den 1950-er Jahren

Ausgangslage und Voraussetzungen

Die 1950-er Jahre waren von zunehmenden Spannungen zwischen Ost und West und von der innerdeutschen Konkurrenz zweier gegensätzlicher politischer und wirtschaftlicher Systeme geprägt. Auf beiden Seiten wurde dabei nicht zuletzt durch zeichenhafte Kulturpolitik „versucht, ‚die Benennungsmacht der eigenen Position‘ zu steigern, symbolische Bedürfnisse ‚nach Orientierung, Sinn, Identität etc. zu bedienen‘“¹, und so den Frontverlauf des einsetzenden Kalten Krieges ideell sichtbar zu machen. Oberflächlich betrachtet entsprach dabei der in konservativen Kreisen des Westens vorherrschenden Idee von der Renaissance eines christlich geprägten „Abendlandes“ der an die sowjetische Debatte der 1930-er Jahre anknüpfende „Kampf gegen Formalismus und Kosmopolitismus“ im Osten, womit, vereinfacht ausgedrückt, eine nicht den parteiamtlichen Vorgaben entsprechende Kulturszene gemeint war, die unter dem Generalverdacht stand, Instrument einer US-amerikanisch dominierten Globalisierung zu sein.² Tatsächlich aber war diese Unterdrückung des „Formalismus“ erst Ergebnis eines ideologischen Schwenks. Bis etwa 1950 waren Kunst und Architektur der internationalen Moderne auch im Osten sehr einflussreich, was zur Folge hatte, dass es in der frühen DDR zahlreiche Anhänger der Moderne gab, die aus Sicht der Politik erst noch diszipliniert werden mussten. Zudem entfaltete sich im Westen nicht nur die geradezu klassische Kulturkritik, sondern auch ein radikal individualistischer Ansatz, der tatsächlich sowohl offen als auch verdeckt von den USA gefördert wurde, weil diese darin ein Instrument zur demokratischen Umerziehung Deutschlands sahen. Der anti-modernistische Furor der DDR-Kulturpolitik in den 1950-er Jahren war zumindest in Teilen eine Reaktion auf dieses Engagement der USA, was ihn keineswegs entschuldigt, aber ein Stück weit erklärt.

Der zur Umsetzung dieser Kulturpolitik erforderliche Apparat trat in der DDR unmittelbar als Teil der staatlichen Institutionen in Erscheinung und proklamierte

¹ Herfried Münkler (1996), zit. nach Gerd Dietrich, „Die ‚Goethepächter‘. Klassikmythos in der Politik der SED, in: Lothar Ehrlich/Gunther Mai (Hg.), *Weimarer Klassik in der Ära Ulbricht*, Köln 2000, S. 151-174, hier S. 151. Vgl. auch Hans-Georg Lippert, *Klassisches Erbe. Zum Begriff der Nationalen Tradition in der DDR*, in: Kai Krauskopf/Hans-Georg Lippert/Kerstin Zschke (Hgg.), *Neue Tradition. Konzepte einer antimodernen Moderne in Deutschland von 1920 bis 1960*, Dresden 2009, S. 327-357.

² Vgl. Hans Lauter, *Der Kampf gegen den Formalismus in Kunst und Literatur, für eine fortschrittliche deutsche Kultur* (Referat und Diskussionsbeiträge auf der 5. Tagung des ZK der SED, März 1951), Berlin 1951; Karo S. Alabjan, *Gegen Formalismus, Schematismus und Eklektizismus* (1936), in: Vittorio Mag-nago Lampugnani, *Architekturtheorie 20. Jahrhundert. Positionen, Programme, Manifeste*, Ostfildern-Ruit 2004, S. 154-159; Andreas Schätzke, *Zwischen Bauhaus und Stalinallee. Architekturdiskussion im östlichen Deutschland 1945-1955* (Bauwelt-Fundamente 95), Braunschweig/Wiesbaden 1991; Richard Faber, *Abendland. Ein „politischer Kampfbegriff“*, Hildesheim 1978.

seine Ziele ebenso offensiv wie autoritär. In diesem Zusammenhang ist auch die 1951 ins Leben gerufene Deutsche Bauakademie (DBA) zu sehen. Ihre Gründung war ein Ergebnis der inzwischen vielfach analysierten Moskareise von Architekten, Stadtplanern und Funktionären der jungen DDR im Frühjahr 1950, die auch zur Formulierung der „16 Grundsätze des Städtebaus“ und zum „Gesetz über den Aufbau der Städte in der Deutschen Demokratischen Republik und der Hauptstadt Deutschlands, Berlin“ führte.

Hervorgegangen aus der Zusammenlegung des bis dahin von Hans Scharoun geleiteten Instituts für Bauwesen bei der Berliner Akademie der Wissenschaften und des 1949 „als Gegengewicht zu dieser inzwischen beargwöhnten Einrichtung“³ geschaffenen Instituts für Städtebau und Hochbau beim Aufbauministerium der DDR, wurde die DBA rasch zur wichtigsten Institution im Bauwesen der DDR, die in allen Fragen der Bautechnik, der Architektur und des Städtebaus das letzte Wort hatte. Gründungsdirektor der DBA wurde der Architekt Kurt Liebknecht, ein früherer Mitarbeiter von Ludwig Mies van der Rohe und Hans Poelzig, der 15 Jahre seines Berufslebens in der UdSSR verbracht hatte.

Im Gegensatz zu einer traditionellen Akademie der Wissenschaften war die DBA nicht als Beratungsgremium für die Politik konzipiert, sondern als eine straff organisierte Denkfabrik, deren Überlegungen normativen Charakter trugen und möglichst bruchlos in das landesweite Planungsgeschehen übertragen werden sollten. Dem Muster der Moskauer Allunionsakademie für Architektur folgend, war sie zunächst in fünf mit Promotionsrecht versehene Forschungsinstitute untergliedert (Theorie und Geschichte der Baukunst, Städtebau und Landesplanung, Hoch- und Industriebau, Technik und Wirtschaft im Bauwesen, Innenraumgestaltung), deren Personal ab der mittleren Führungsebene die offiziell verliehenen Titel „Wissenschaftliche/r Mitarbeiter/in“ bzw. „Wissenschaftliche/r Assistent/in“ führen durfte. Hinzu kamen drei von Hermann Henselmann, Hanns Hopp und Richard Paulick geleitete „Meisterwerkstätten“, deren Aufgabe es war, anhand symbolkräftiger Bauprojekte gestalterisch-technische Vorgaben zu entwickeln und darauf hinzuwirken, dass diese überregional Berücksichtigung fanden. Die große Bedeutung dieser Meisterwerkstätten wird an dem Umstand deutlich, dass sie mit zusammen 359 Beschäftigten personell wesentlich besser ausgestattet waren als die Forschungsinstitute mit 232 Beschäftigten.⁴ Aufgrund der anfänglich geringen Organisationstiefe des Akademiebetriebs und der hohen Arbeitsbelastung der drei „Meister“, die neben ihrer praktischen Architektentätigkeit jeweils auch noch eines

³ Werner Durth/Jörn Düwel/Niels Gut-schow: *Architektur und Städtebau der DDR*, Bd. 1: Ostkreuz. Personen, Pläne, Perspektiven, Frankfurt am Main/New York 1998, S. 244.

⁴ Alle Angaben nach: DBA (Hg.), *Deutsche Bauakademie 1951-1953. Bericht über zwei Jahre Forschungsarbeit*, Berlin o. J. [1954], S. 20 und 26.

der Forschungsinstitute leiteten und in keiner der beiden Funktionen ersetzbar waren, scheiterte dieses System aber schon nach sehr kurzer Zeit: Ende 1952 wurden die Meisterwerkstätten aufgelöst und stattdessen drei weitere Forschungsinstitute eingerichtet (Wohnungsbau, Architektur ländlicher Bauten, Nachwuchsentwicklung); die Zahl der Beschäftigten sank auf insgesamt 464.

Die bei der Gründung der DBA angestrebte lebensweltliche Verbindung zwischen Theorie und Praxis war damit nicht mehr gegeben, und das Gleiche galt auch für die Außenwirkung in Form von Bauten, die unmittelbar aus der Akademie heraus realisiert wurden. Der Kernauftrag der Akademie, Leitlinien zur Gestaltung der baulichen Umwelt in der DDR festzusetzen, blieb aber unverändert bestehen, was dazu führte, dass die DBA sich neu ausrichten musste. Neben der Konzeption von Ausstellungen, von denen manche auf die Reise gingen, konzentrierte sich ihre öffentlich sichtbare Arbeit fortan vor allem auf den schon bei der Gründung formulierten Publikationsauftrag, der nun zum eigentlichen Daseinszweck der Akademie wurde.

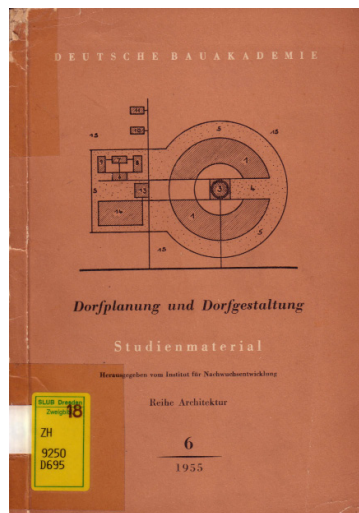
5 Angaben nach Wolfgang Tripmacker, Veröffentlichungen der Deutschen Bauakademie von 1951 bis 1961, in: DBA (Hg.), Jahrbuch 1961, Berlin 1961, S. 233-246.

6 Beispiele: DBA (Hg.), Beiträge zur Diskussion über Probleme der marxistisch-leninistischen Ästhetik (Studienmaterial 7/1953), Berlin 1953; DBA (Hg.), Architektur und Gesellschaft (Studienmaterial 3/1954), Berlin 1954; DBA (Hg.), Wer baut für wen?, Berlin 1957; Gerhard Kosel, Die sozialistische Enzyklopädie als Mittel einer grundlegenden Verbesserung der Gemeinschaftsarbeit in Forschung und Entwicklung, Berlin 1960.

7 Beispiele: Neuzeitliches Bauen. Beiträge aus der Materialsammlung des Moskauer wissenschaftlich-technischen Rates (4 Hefte), Berlin 1954; DBA (Hg.), Probleme des sozialistischen Städtebaus (Studienmaterial 5/1954), Berlin 1954; Kurt Junghanns u.a., Der Wohnkomplex als Planungselement im Städtebau, Berlin 1954; DBA (Hg.), Besser leben – schöner wohnen. Raum und Möbel, Berlin 1954; DBA (Hg.), Bessere Wohnungen, erleichtertes Bauen (Studienmaterial 3/1955), Berlin 1955; DBA (Hg.), Dorfplanung und Dorfgestaltung, (Studienmaterial 6/1955), Berlin 1955.



1 DBA (Hg.), Projektierungshinweise für ländliche Kulturhäuser (Studienmaterial 4/1955)



2 DBA (Hg.), Dorfplanung und Dorfgestaltung (Studienmaterial 6/1955)

Programm und Personen

Diese Umorientierung führte vermutlich auch zu einer erheblichen Ausweitung des Veröffentlichungsprogramms. Bis 1961 erschienen 265 Monografien, dazu die aus 35 Lieferungen und 95 Broschüren bestehende „Deutsche Bau-Enzyklopädie“ sowie drei Zeitschriften.⁵ In der Summe deckten diese Veröffentlichungen das gesamte Spektrum des Bauwesens ab. Den mit Abstand größten Anteil hatte die ingenieurwissenschaftliche Literatur, das heißt technische Schriften aller Art, Fachlexika und Normblätter. Sie gehörten von Anfang an zum Aufgabenfeld der DBA, gewannen im Zuge der Industrialisierung des Bauwesens in der DDR ab den späten 1950-er Jahren immer mehr die Oberhand und dominierten die Publikationsliste schließlich sowohl von der Zahl wie vom Umfang her. Hier sind sie aber nicht Gegenstand der Betrachtung. Die nichttechnischen Veröffentlichungen der 1950-er Jahre lassen sich in fünf Bereiche unterteilen:

1. Programmatische und kulturpolitisch-ideologische Schriften, darunter zahlreiche Texte von Politikern und Wissenschaftlern aus der Sowjetunion.⁶
2. Architektonische und städtebauliche Entwurfstheorie sowie Handreichungen für den Gestalter, vornehmlich in Form von Unterrichtsmaterial und Studienliteratur (Abb. 1, 2). Auch hier lag zu Beginn ein deutlicher Schwerpunkt auf der Übersetzung von sowjetischen Veröffentlichungen.⁷
3. Monografien zu Künstlern und Architekten, Ländern oder einzelnen Bauwerken.⁸
4. Selbstdarstellungen der Deutschen Bauakademie.⁹
5. Periodika, vor allem die seit 1952 gemeinsam mit dem Bund deutscher Architekten der DDR herausgegebene Zeitschrift „Deutsche Architektur“ (Abb. 3) und Kompendien wie z. B. das „Handbuch für Architekten“¹⁰, das von der Baugeschichte über die Stadtplanung bis hin zu technischen Einzelfragen alle für die Entwurfs- und Baupraxis relevanten Sachbereiche behandelt.

Diese Themenfelder entsprachen den Grundzielen der Deutschen Bauakademie, wie Kurt Liebknecht sie 1953 formulierte. Sie bestanden „in einer gründlichen und parteiichen Auseinandersetzung mit den ideologischen Fragen der Architektur, insbesondere mit der grundlegenden Frage der Schaffung einer deutschen Architektur im Kampf gegen den Formalismus; in der Erarbeitung wissenschaftlicher Grundlagen für Planung und Entwurf im Städtebau und in der Architektur; in der wissenschaftlichen Forschung für die Baupraxis mit ganz besonderem Schwergewicht auf Industrialisierung, Mechanisierung und Baukostensenkung; in der Qua-

8 Beispiele: DBA/Nationales Komitee f. d. Neuaufbau Berlins (Hg.), Die Stalinallee, die erste sozialistische Straße der Hauptstadt Deutschlands, Berlin, Berlin 1952; I. W. Sholtowski (Studienmaterial 6/1954), Berlin 1954; D. Arkin/A. D. Sacharow, A. N. Woronichin, (Studienmaterial 1/1955), Berlin 1955; DBA (Hg.), Architektur und Städtebau in der Deutschen Demokratischen Republik, Berlin 1959.

9 Beispiele: DBA (Hg.), Für einen fortschrittlichen Städtebau, für eine neue deutsche Architektur. Grundsätze und Beiträge zu einer Diskussion, Berlin 1951; DBA (Hg.), Die Schwerpunktaufgaben der Deutschen Bauakademie im Jahr 1954 (Studienmaterial 2/1954), Berlin 1954; DBA (Hg.), XVII. Plenum der Deutschen Bauakademie am 24. und 25. September 1957, Berlin 1957.

10 DBA (Hg.), Handbuch für Architekten, Berlin 1952 (2. Aufl. 1954). Verantwortliches Redaktionskollegium: E. Collein, W. Draheim, H. Duntz, P. Hirschfeld, H. Hopp, G. Juhre, K. W. Leucht, K. Liebknecht, R. Paulick, G. Strauß, H. Weinberger.

lizierung der bereits in der Praxis stehenden Fachkräfte und des künstlerischen Nachwuchses“.¹¹ Es ging also um die gleichzeitige institutionelle Etablierung einer Wissensbasis und einer umfassenden Deutungshoheit. Letztere sollte überpersönlich ideologiekonform sein, wurde in der Praxis aber natürlich durch bestimmte Personen verkörpert.



3 Verlagsprospekt für die Zeitschrift „Deutsche Architektur“ (1952), mit einem Foto des Ulmer Münsters



4 Nikita S. Chruschtschow, Programmatische Rede auf der Moskauer Allunionskonferenz der Bauschaffenden (1954)

Diese Rolle übernahmen bei der DBA der bis 1961 amtierende Gründungspräsident Kurt Liebnecht und der Vizepräsident Edmund Colleyn, ein Absolvent des Bauhauses und in den 1930-er Jahren beteiligt am Bau der Werkbund-Siedlung in Wien. Flankiert wurde ihre Position durch den jeweiligen Direktor des Instituts für Theorie und Geschichte der Baukunst. Dies war zunächst Hermann Henselmann, ab 1953 dann Georg Münter, der 1957 als Professor für Architekturtheorie und Baugeschichte an die TU Dresden berufen wurde. Als sein Nachfolger an der DBA fungierte ab 1958 der Stadtplaner Hans Schmidt, in den 1920-er Jahren Mitbegründer der CIAM. Bezeichnenderweise handelte es sich bei den zuletzt genannten beiden Personen um „Westimporte“: Münter war aus Lübeck in die DDR gekom-

men, Schmidt aus Basel, beide mit dem Ziel, in führender Position beim Aufbau des Sozialismus mitzuwirken. Verstärkung erfuhren die Führungskader der Deutschen Bauakademie noch durch den Kunstkritiker Kurt Magritz, 1952-60 Chefredakteur der Zeitschrift „Deutsche Architektur“. Magritz vertrat im „Kampf gegen Formalismus und Kosmopolitismus“ eine besonders rigide Position. In besonderen Fällen machten sich auch Politiker wie der Aufbauminister Lothar Bolz¹² oder Theoretiker wie Ernst Hoffmann¹³ vom Institut für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED zum Sprachrohr für die Anliegen der Akademie.

Formate und publizistischer Kontext

Die Publikationen der DBA waren meist Schriftenreihen, die gebunden oder (im technischen Bereich) als Loseblattsammlungen erschienen. Charakteristisch für die 1950-er Jahre ist, dass die gebundenen Publikationen mit erheblichem Ausstattungsaufwand produziert wurden. Bei Lizenzausgaben wie „30 Jahre sowjetische Architektur“¹⁴ oder „Der Sechsjahrplan des Wiederaufbaus von Warschau“¹⁵ verwundert das nicht, denn hier handelte es sich um subventionierte Prachtbände für den liturgischen Gebrauch der SED. Auffallend ist eher, dass offenbar auch für die ‚normalen‘ Bücher hohe materielle Qualitätsstandards galten: Hardcover (oft Leinen), hochwertiges Kunstdruckpapier, eine gute Druckqualität der Abbildungen und ein klassisch gediegenes Layout. Auch die Zeitschrift „Deutsche Architektur“ folgte diesen Standards und selbst das im Taschenbuchformat publizierte Studienmaterial des Instituts für Nachwuchsentwicklung war sichtbar auf Seriosität hin angelegt. Angesichts der schwierigen Wirtschaftssituation der jungen DDR und der dadurch sehr begrenzten verlagstechnischen Ressourcen ist das bemerkenswert und macht deutlich, dass es sich hier erstens um Vorzeigeprodukte mit hohem propagandistischen Potenzial handelte, und dass zweitens der Architektur eine besonders wichtige materielle und zeichenhafte Rolle beim Aufbau des Staates und der neuen Gesellschaftsordnung zugeordnet war. Bestätigt wird dies auch durch die hohen Auflagen der Publikationen. Sie kulminierten in Büchern, die sich über das Fachpublikum hinaus an die Allgemeinheit richteten, wie die Bände „Deutsche Baukunst in zehn Jahrhunderten“ (35.000 Exemplare in der zweiten Auflage, 1952)¹⁶, „Über Karl Friedrich Schinkel“ (10.000 Exemplare, 1952) und „Architektur und Städtebau in der Deutschen Demokratischen Republik“ (1959), oder

11 DBA 1954 (wie Anm. 4), S. 18.

12 Ministerium für Aufbau der DDR (Hg.), *Schöne Städte für ein schönes Leben. Der Städtebau in der Deutschen Demokratischen Republik*, Berlin 1950; Lothar Bolz, *Von deutschem Bauen. Reden und Aufsätze*, Berlin 1951.

13 Ernst Hoffmann, *Ideologische Probleme der Architektur*, in: *Deutsche Architektur*, 2/1952, S. 73-75 und *Deutsche Architektur*, 3/1952, S. 131-138.

14 DBA (Hg.), *30 Jahre sowjetische Architektur in der RSFSR*, Leipzig 1951.

15 DBA (Hg.), *Boleslaw Bierut, Der Sechsjahrplan des Wiederaufbaus von Warschau. Graphische Ausstattung, Diagramme, Pläne und Perspektiven*, Leipzig 1951.

Fritz Löfflers Buch „Das alte Dresden“, das bis 1958 drei Auflagen erlebte. Aber auch das „Handbuch für Architekten“ erreichte 1954 eine Gesamtzahl von 13.000 Exemplaren, und beim Studienmaterial steht zu vermuten, dass die Auflage mindestens im hohen vierstelligen Bereich lag.

Dies war nur möglich, weil das Verlagswesen der DDR zentral gesteuert wurde, ministerieller Aufsicht unterlag und in Sparten sortiert war. Als prominente Institution konnte die Deutsche Bauakademie dadurch auf eine landesweite verlegerische Infrastruktur zurückgreifen und je nach Inhalt und Zielsetzung unterschiedliche Betriebe in Anspruch nehmen.

Die am häufigsten beauftragten Verlage waren der Henschelverlag in Berlin, „führendes Editions- und Verlagsunternehmen der DDR für bildende und darstellende Kunst“¹⁷, der 1952 geschaffene Verlag der Kunst in Dresden, dessen vornehmste Aufgabe „die Ausbreitung des sozialistischen Realismus, die Festigung der marxistischen Kunstwissenschaft in Deutschland und die Herstellung der Einheit zwischen Kunst und Volk“¹⁸ war, und ab 1960 der neu gegründete Verlag für Bauwesen in Berlin, der wichtigste Verlag der DDR für den gesamten Bereich des Bauens. Er übernahm alle zuvor beim Berliner Verlag Technik angesiedelten technischen Veröffentlichungen der DBA und die „Deutsche Bau-Enzyklopädie“.

Darüber hinaus publizierte die Bauakademie aber auch beim eigentlich auf Lexika und Wörterbücher spezialisierten Bibliographischen Institut Leipzig, beim Sachsenverlag Dresden (1962 dem Verlag der Kunst angegliedert), bei Verlagen der DDR-Blockparteien wie dem Deutschen Bauernverlag und dem Verlag der Nation, beide in Berlin, oder beim Verlag Kultur und Fortschritt, der zur Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft (DSF) gehörte. Einzelne politische Schriften, wie z. B. die programmatische Rede von Nikita Chruschtschow auf der Allunionskonferenz der Bauschaffenden 1954 in Moskau (Abb. 4), erschienen beim Berliner Dietz Verlag, einer direkten Gründung des ZK der SED. Seine Aufgabe war die „Verbreitung der Lehren der Klassiker des Marxismus-Leninismus, der Geschichte der deutschen und internationalen revolutionären Arbeiterbewegung sowie die Herausgabe der Materialien der SED“.¹⁹

Im Übrigen stand die Deutsche Bauakademie mit ihrem publizistischen Anliegen nicht allein. Es gab parallele Ansätze mit einem ähnlichen ‚Blick zurück nach vorn‘, also einer Fokussierung auf den Umgang mit dem architektonischen und künstlerischen Erbe. In erster Linie ist hier die ebenfalls 1951 eingerichtete Staatliche Kommission für Kunstangelegenheiten zu nennen, die „das klassische Erbe und

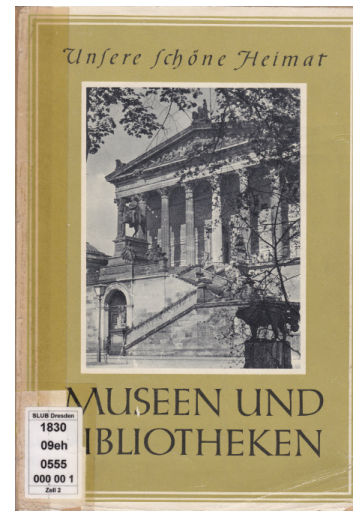
die humanistischen Traditionen der deutschen Kultur“ gegen „Kosmopolitismus, Kitsch und Gangsterliteratur“²⁰ durchsetzen sollte und drei Jahre später im von Johannes R. Becher geleiteten Ministerium für Kultur aufging. In den gleichen Kontext gehört der schon im August 1945 wiederum von Johannes R. Becher und anderen Intellektuellen mit Genehmigung der Sowjetischen Militäradministration in Deutschland (SMAD) gegründete „Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands“. Ziel war in beiden Fällen „die organisatorische und ideologische Einbindung bisher selbstständiger Gruppierungen, die der direkten bzw. indirekten Kontrolle der SED unterworfen wurden. Dem Kulturbund wurden unter anderem die Goethe-Gesellschaft, die Literatur-, Kunst- und Philosophiegesellschaften“²¹ sowie die nach wie vor bestehenden Vereinigungen der Natur- und Heimatfreunde angeschlossen.²² Auch in diesem Umfeld entstanden zahlreiche Publikationen, besonders die in den 1950-er Jahren beim Sachsenverlag Dresden angesiedelte Reihe „Unsere schöne Heimat“ (Abb. 5). Sie bildete das DDR-Pendant zu den schon seit 1902 bei Langewiesche in Königstein im Taunus erscheinenden Blauen Büchern und sprach ein Publikum an, das ebenso an Architektur und Kunst wie an Natur und Landschaft interessiert war.

16 Auflagezahlen nach der jeweiligen Angabe im Buch.

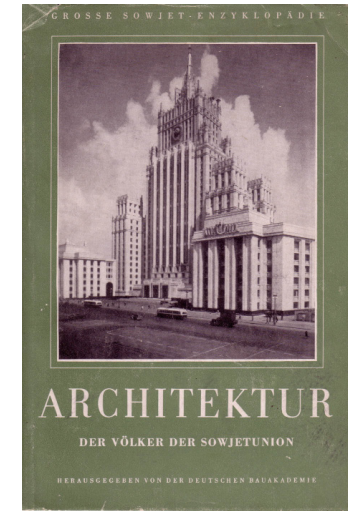
17 Christoph Links, Das Schicksal der DDR-Verlage. Die Privatisierung und ihre Konsequenzen, Berlin 2010, S. 207.

18 Ebd., S. 85.

19 Ebd., S. 168.



5 Heft „Museen und Bibliotheken“ aus der Reihe „Unsere schöne Heimat“ (1959)



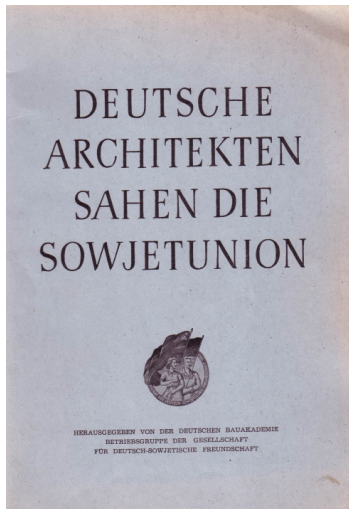
6 DBA (Hg.), Architektur der Völker der Sowjetunion (1953)

20 Gunter Schandera: Klassik als Bildungskonzept, in: Ehrlich/Mai (wie Anm. 1), S. 219-231, hier S. 225.

21 Vgl. Dieter Riesenberger, Heimatgedanke und Heimatgeschichte in der DDR, in: Edeltraut Klüeting (Hg.), Antimodernismus und Reform. Beiträge zur Geschichte der deutschen Heimatbewegung, Darmstadt 1991, S. 320-343, bes. S. 322.

22 Vgl. u. a. L. Noack, Für das Glück der Heimat. Über die Arbeit der Natur- und Heimatfreunde, in: Natur und Heimat (1954), S. 194.

Generell verfolgten diese Veröffentlichungen vier wesentliche Ziele: Erstens wollte man das traditionelle Bildungsbürgertum gewinnen und zugleich den bisher bildungsfernen Bevölkerungsschichten einen – wenn auch gelenkten – Zugang zu den Wissensbeständen einer modernen Gesellschaft verschaffen. Zweitens sollte die Durchsetzung des Sozialistischen Realismus in Kunst und Architektur forciert werden, und zwar sowohl als volkspädagogisches Projekt wie als visionäre Schau einer verwirklichten Utopie. Drittens erstrebte man die Schaffung der „sozialistischen Stadt“ und die „Überwindung des Gegensatzes zwischen Stadt und Land“, so wie es die Große Sowjet-Enzyklopädie in der Auflage von 1956 forderte.²³ Und viertens ging es mindestens bis zum Mauerbau 1961 um die demonstrative Aufrechterhaltung einer gesamtdeutschen Perspektive.



7 DBA (Hg.), Deutsche Architekten sahen die Sowjetunion (1952)



8 DBA (Hg.), Theodor Fischer, Vorträge über Proportionen (Studienmaterial 2/1955)

Die Voraussetzungen dafür waren günstig. Viele Funktionäre der SED und der nachgeordneten Institutionen kamen aus dem Umfeld der Arbeiterbildungs- und Kulturvereine, die schon im Kaiserreich „eine dauerhafte, geradezu mythische Verknüpfung kommunistischer Kultur- und Gesellschaftspolitik mit klassisch-bürger-

lichem Gedankengut“²⁴ propagiert hatten. In der DDR setzten sie diese Strategie erfolgreich fort. 1959 stellte der junge Kunsthistoriker Georg Mielke, Absolvent der Berliner Humboldt-Universität, bewundernd fest: „Seitdem im Juni 1956 die Dresdner Gemäldegalerie mit ihren berühmten Kunstschatzen ihre Pforten wieder geöffnet hat, ist der Strom der Besucher nicht mehr abgerissen. Aber es ist nicht mehr das Publikum von einst, das sich durch die schönen Räume des wiederhergestellten Semperbaus bewegt. Heute sind es Menschen mit dem festen, offenen Gesicht, das die Arbeit prägt, Menschen, die früher kaum die Möglichkeit hatten, eine Kunstsammlung zu besuchen, weil ihnen die Anleitung und die Zeit fehlten, sich mit den Gedanken und Leistungen der alten Meister auseinanderzusetzen. (...) Das Bildungsprivileg ist gebrochen. (...) Arbeiter und Bauern sind es und Söhne und Töchter von Arbeitern und Bauern, die heute die Bibliotheken benutzen und die Museen besuchen, um sich die Kunst und die Wissenschaft zu erobern und eine bessere, friedliche Zukunft zu erbauen.“²⁵

Angestrebte Deutungskompetenzen

Der gesellschaftliche Auftrag, dem auch die DBA verpflichtet war, eröffnete somit grundsätzlich einen weiten Horizont. Die konkrete Durchführung machte allerdings immer wieder deutlich, dass es sich keineswegs um eine politisch indifferente Bildungsoffensive, sondern um eine klar definierte volkspädagogische Mission handelte, und zwar „im Sinne der in der DDR üblichen ‚Einheit‘ von Erziehung und Bildung. Dies bedeutete in praxi die Unterordnung von Bildung unter Erziehung. (...) Es ging um die Erziehung der Gesellschaft zur ‚sozialistischen Menschengemeinschaft‘ und des Einzelnen zur ‚sozialistischen Persönlichkeit‘, also um einen Prozess, dessen Elemente einem von der Partei vorgegebenen Gesamtziel untergeordnet waren.“²⁶ Die spezielle Aufgabe der Deutschen Bauakademie innerhalb dieses Erziehungsprozesses sollte es sein, „den Kampf an der ideologischen Front der Architektur endgültig zum Durchbruch zu bringen, um somit den reaktionären Kosmopolitismus in der Architektur auszumerzen. (...) Zu diesem Zweck werden folgende Arbeiten und Maßnahmen unerlässlich sein:

1. Das Studium des Marxismus-Leninismus als Voraussetzung des Kampfes um eine neue Architektur.
2. Untersuchungen des großen Architekturerbes und in erster Linie der wertvollen

²³ Thomas M. Bohn, Minsk – Musterstadt des Sozialismus, Köln 2008, S. 4.

²⁴ Gerd Dietrich (wie Anm. 1), S. 154.

²⁵ Georg Mielke, Museen und Bibliotheken (Reihe „Unsere schöne Heimat“), Dresden 1959, S. 5, 14.

²⁶ Schandera (wie Anm. 20), S. 220.

²⁷ Kurt Liebknecht; in: DBA 1951 (wie Anm. 9), S. 39.

nationalen Traditionen in der deutschen Architektur. Dabei müssen die besten Traditionen der Berliner Architektur besondere Berücksichtigung finden.

3. Das Studium der Sowjetarchitektur durch Übersetzung der wichtigsten Veröffentlichungen auf diesem Gebiet.

4. Zusammenstellung einer Architekturgrammatik über die Lehre von der Harmonie der Proportionen und des Maßstabes zur Erhöhung der Meisterschaft der Architekten.

5. Herausgabe der klassischen Architekturwerke von Palladio, Alberti, Vignola, den großen Meistern der Renaissance, und Veröffentlichungen über Klassiker der deutschen Architektur“.²⁷

Selbstverständlich steht die Festigung der marxistischen Glaubenswahrheiten in dieser Liste an erster Stelle, denn aus ihr ergab sich das Bewertungsraster für die anderen vier Aufgabenstellungen. Diese wiederum ergeben ein kulturpolitisches Programm, das im Folgenden genauer betrachtet werden soll.

Nation und Tradition

Punkt 2 des von der Bauakademie aufgestellten Maßnahmekatalogs formuliert eine Gegenposition zum (teilweise fälschlich unterstellten) demonstrativen Bruch der Moderne mit der Vergangenheit. Aus stalinistischer Sicht war diese faktisch retrospektive Haltung ein Ausdruck von Fortschrittlichkeit, fuße sie doch, so die Behauptung, auf einer dem sozialistischen Weltbild immanenten Qualität: Anders als der Kapitalismus, „...verhält sich die Arbeiterklasse zu den großen Kunsttraditionen und dem nationalen Kulturerbe positiv. Dieses positive Verhältnis entspringt der humanistischen Grundeinstellung der Arbeiterklasse, die in der Kunst vor allem ein schöpferisches Verhältnis zur Wirklichkeit sieht, ein Verhältnis, das der Bereicherung, der Erweiterung und Entwicklung des menschlichen Bewusstseins dient und dem eine gewaltige erzieherische Bedeutung zukommt. Sie sieht in der Kunst eine mächtige Waffe zur progressiven Entwicklung der menschlichen Gesellschaft. (...) Sie ist [deshalb] interessiert daran, dass die Künstler ... sich jene Summe von Kenntnissen und Fähigkeiten auch auf dem Gebiete der Kunst aneignen, die sich die Menschheit unter dem Joch der kapitalistischen Gesellschaft, der Gutsbesitzergesellschaft, der Beamten-gesellschaft erarbeitet hat“.²⁸ In der Folge erhielt die „Untersuchung des Architektur-erbes“ den Charakter eines Werkzeugs

28 Kurt Magritz, Die Bedeutung des nationalen Kulturerbes für die Arbeiterklasse, in: Staatliche Kommission für Kunstangelegenheiten (Hg.), Studienmaterial zur Kunstdiskussion für die künstlerischen Lehranstalten, Reihe 2, H. 5, Berlin 1953, S. 53–54.

mit politischer Gestaltungskraft: „Die Entwicklung des Stils, der Kunstgattungen verliert auf diese Weise vollkommen ihren statischen, sozusagen musealen, rein vergleichenden Charakter, sie steht vielmehr als widerspruchsvolle kämpferische Erscheinung der menschlichen Gesellschaft vor uns. Und damit hängt zusammen, dass wir diese Entwicklung nicht in die Vergangenheit zurückblickend betrachten, ... sondern als einen Prozess, der dazu berufen ist, die Zukunft der Kunst zu verwirklichen“.²⁹

Auf diese Weise war es möglich, frühere Kulturepochen als fortschrittlich im Sinne der teleologischen Geschichtsvorstellung des Marxismus aufzufassen und sie damit ins eigene Weltbild zu inkorporieren. Dabei war allerdings stets eine „realistische“ Darstellung gefordert, das heißt „die wahrheitsgetreue, historisch konkrete Darstellung der Wirklichkeit in ihrer revolutionären Entwicklung“³⁰, wie die Doktrin des Sozialistischen Realismus sie verlangte. Die Renaissance beispielsweise wurde so zum Ausdruck der Emanzipation des Bürgertums, denn „der bürgerliche Humanismus, der sich auf das zu neuem Leben erweckte antike Kulturerbe stützte, forderte Freiheit der Persönlichkeit, Unabhängigkeit von kirchlichen Bindungen und feudalen Fesseln. Friedrich Engels nennt die Renaissance ‚die größte progressive Umwälzung, die die Menschheit bis dahin erlebt hatte, eine Zeit, die Riesen brauchte und Riesen zeugte, Riesen an Denkkraft, Leidenschaft und Charakter, an Vielseitigkeit und Gelehrsamkeit‘“.³¹

Dem gleichen Deutungsmuster unterlag die Epoche des Klassizismus, in Deutschland die Jahre zwischen 1760 und 1840: „Der klassizistische Baustil – historisch gesehen – ein Produkt der Großen Französischen Revolution und ihrer ideologisch-politischen Ausstrahlungen. Er entstand ... etwa gleichzeitig mit den Werken Voltaire und Diderots und gelangte durch ihren Sieg zur vollen Entfaltung in Europa. (...) Gegen die manierierte Künstlichkeit des absolutistischen Zeitalters stellte der Klassizismus die monumentale Einfachheit, die Geschlossenheit der Komposition, die Harmonie der großen Proportion, die rationale Klarheit, den Gedanken des Vorrangs der Raumgestaltung. (...) Keineswegs bedeutet dies, dass er nicht auch konservative Züge trägt, aber sie bilden nicht das Wesen dieses Stils“.³²

Wollte man den fortschrittlichen Charakter dieser Haltung, wie Kurt Liebnecht es in der zitierten Aufgabenliste anregte, vor allem an Berliner Beispielen verdeutlichen, hatte das publizistische Folgen: Der prominenteste Architekt des preußischen Klassizismus, Karl Friedrich Schinkel, musste zum normativen Leitbild aufgebaut werden. Dessen Vorläufer im Berlin des späten 18. Jahrhunderts, etwa Georg Wen-

29 Georg Lukács, Hegels Ästhetik; in: Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Ästhetik, Berlin 1955, S. 43.

30 Allunionskongress der Schriftsteller, Moskau 1934, Dokument Nr. 32, zit. nach Hans-Jürgen Schmitt/Godehard Schramm (Hgg.), Sozialistische Realismuskonzeptionen. Dokumente zum 1. Allunionskongress der Schriftsteller, Frankfurt am Main 1974, S. 390.

31 Handbuch für Architekten (wie Anm. 10), S. 53.

32 Neues Deutschland (1951), zit. n. DBA 1951 (wie Anm. 9), S. 50–51.

zeslaus von Knobelsdorff, Carl von Gontard oder Friedrich Gilly, sollten das auf diese Weise geschaffene virtuelle Schinkeldenkmal flankieren. Wie Hermann Henselmann am Beispiel des Berliner Schauspielhauses demonstrierte, machte Schinkel es seinen Deutern dabei scheinbar leicht: „Kunst ist für ihn höchster Ausdruck der Idee der Freiheit. Er türmt die Baumassen zu einer Fanfare der Freiheit, wie er sie begreift. Aber da er ein großer realistischer Künstler ist, gelingt ihm dieser Griff“.³³ Das bedeutete: Schinkel hatte den Individualismus überwunden und war dadurch zum Agenten des revolutionären Fortschritts geworden.

Mit Knobelsdorff tat man sich schwerer. Richard Paulick, Leiter der Meisterwerkstatt III der DBA, begründete seinen historisierenden Wiederaufbau der Staatsoper Unter den Linden damit, dass Knobelsdorff hier „als Baumeister Friedrichs des Großen, eines der wesentlichsten fortschrittlichen Elemente unseres kulturellen Erbes“ geschaffen habe. Paulick meinte jene Architektur Knobelsdorffs, die er als bereits klassizistisch ansah, nicht die teilweise von seinem König selbst stark geprägten Bauten, die heute als ‚friderizianisches Rokoko‘ bezeichnet werden. Paulick fand eine Begründung für seine Ansicht ... in den geistigen Einflüssen, denen der Baumeister ausgesetzt war, der Philosophie der Aufklärung, die in England als Überbau zu einer schon mindestens im Prinzip siegreichen bürgerlichen Revolution entstand.“³⁴

Mitunter bedurfte es also einiger argumentativer Kunstgriffe, um bedeutende historische Zeugnisse in das Selbstbild der DDR einzupassen, aber die erworbene dialektische Schulung eröffnete viele Möglichkeiten. An geeigneter Stelle erfuhren auch Bauwerke aus wilhelminischer Zeit und selbst NS-Architekturen eine positive Bewertung, wenn sie sich dem demokratischen Bildungsauftrag dienstbar machen ließen. So bildete zum Beispiel Georg Mielke in seinem 1958 in der Reihe „Unsere schöne Heimat“ erschienenen Band „Kulturstätten“ nicht nur die Dresdner Semperoper und das 1909 errichtete Meininger Landestheater ab, sondern auch das Bayreuther Festspielhaus (samt Foto einer Inszenierung von Wieland Wagner von 1952) und sogar das 1936 mit viel NS-Propaganda fertiggestellte Grenzlandtheater in Zittau – Letzteres lediglich unter seinem neuen Namen „Stadttheater“ und unter Nichtnennung der Architekten Hermann Alker und Alfred Hopp. Vielleicht spielte bei einer solchen Auswahl aber auch die Überlegung eine Rolle, dass zumindest bei den für ein breiteres Publikum gedachten Büchern aus dem Programm der DBA oder der anderen Organisationen die propagandistische Absicht nicht allzu aufdringlich zutage treten sollte.

³³ Hermann Henselmann, Karl Friedrich Schinkel. Eine Studie, in: DBA (Hg.), Über Karl Friedrich Schinkel, Berlin 1952, S. 6-52, hier S. 20.

³⁴ Schätzke (wie Anm. 2), S. 48-49. Vgl. Richard Paulick, Die künstlerischen Probleme des Wiederaufbaus der Deutschen Staatsoper Unter den Linden, in: Deutsche Architektur, 1/1952, S. 30-39.

Das Vorbild Sowjetunion

Punkt 3 in der Liste von Kurt Liebke necht verweist auf die Bedeutung der UdSSR als Referenzkultur für das Bauwesen der frühen DDR. Das hatte nicht nur mit der Rolle der Sowjetunion als Siegermacht zu tun, sondern auch mit der von Josef Stalin schon in den 1930-er Jahren formulierten Gestaltungsdoktrin der „Nationalen Tradition“. Ursprünglich war diese nur auf die Sowjetunion gemünzt, doch nach 1945 präsentierte sie sich als der Versuch, den globalen Geltungsanspruch des Sowjetsystems mit dem Identitätsbedürfnis der diesem System unterworfenen Staaten und Völker zu vereinigen. Die Losung „demokratisch im Inhalt, national in der Form“ stand für die Absicht, Konzepte ethnischer oder regionaler Identitätsstiftung so zu modifizieren, dass sie sich als Teil einer nationalen Linie in die stalinistischen Gestaltungsgrundsätze einfügen ließen. Ergebnis war ein scheinbarer Regionalismus mit zahlreichen historisierenden Elementen. Er galt als sichtbarer Beweis für die emanzipatorische Kraft des Sozialismus und das selbstbestimmte Handeln der ihm verpflichteten Völker – eine Denkfigur, die der Schriftsteller Rudolf Leonhard ansprach, wenn er feststellte, „dass viele von uns gerade von der Sowjetunion gelernt haben, deutsch zu sein“.³⁵

Bei der Deutschen Bauakademie spiegelte sich diese Referenzierung nicht nur in diversen Beiträgen der Zeitschrift „Deutsche Architektur“, sondern auch in den als Studienmaterial herausgegebenen Texten sowjetischer Autoren, in Übersetzungen aus der Großen Sowjet-Enzyklopädie und in Programmschriften wider (Abb. 6, 7).³⁶ Die Rezeption der Arbeiten hob Kurt Liebke necht 1954 hervor: „In diesem Zusammenhang ist besonders das Referat für Auswertung der sowjetischen Erfahrungen und Übersetzungen, unter Leitung des Architekten Waldemar Heinrichs, zu nennen; es hat mit rund 1 000 Übersetzungen von Büchern, Broschüren und Artikeln der Bauakademie und auch der Praxis geholfen, die Erfahrungen der Sowjetunion und der Volksdemokratien auswerten zu können“.³⁷

Die Bilanz fiel dabei immer gleich aus: „Die Sowjet-Architekten haben erkannt, dass ein Anknüpfen an das wertvolle Kulturerbe der Vergangenheit und vor allem an die nationalen Traditionen durch kritische Verarbeitung unerlässlich ist. Sie haben die wertvollen Bauwerke der Weltarchitektur studiert, besonders die Bauwerke der ... fortschrittlichen Epochen der Geschichte der menschlichen Gesellschaft. Sie haben sich die großen Werke Griechenlands, Roms, die Werke der Giganten der Architektur Brunellesco (sic!), Bramante, Michelangelo, Vignola an-

³⁵ Diskussionsbeitrag von Rudolf Leonhard, in: Haus der Kultur der Sowjetunion Berlin (Hg.), Das große Vorbild und der sozialistische Realismus in der Architektur und der Malerei. Vorträge von Dr. Kurt Liebke necht und Professor Kurt Magritz, Berlin 1952, S. 18.

³⁶ Beispiele: DBA (Hg.), Deutsche Architekten sahen die Sowjetunion, Berlin 1952 (zugleich Teil der von der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft seit 1948 herausgegebenen Reihe „Deutsche sahen die Sowjetunion“); B. P. Michailow, Architektur der Völker der Sowjetunion (Große Sowjet-Enzyklopädie), Berlin 1953; Sowjetische Architektur (Deutsche Architektur, Sonderheft Dez. 1953); A. Bunin, Errungenschaften im sowjetischen Städtebau, Auszug aus der Zeitschrift „Architektur der UdSSR“ (1947), Berlin 1953; DBA (Hg.), Über sowjetische Architektur (Studienmaterial 4/1954), Berlin 1954.

³⁷ Kurt Liebke necht, Rechenschaftsbericht, in: DBA 1954 (wie Anm. 4), S. 15-80, hier S. 67.

geeignet. (...) In diesen Werken ist das Beste, was die menschliche Kultur in der Architektur geschaffen hat, verkörpert“.³⁸ Gelegentlich führte diese Aneignung zu irritierenden Konsequenzen, etwa der, dass die Kunsthistoriker und Architekten in der DDR durch die Texte ihrer sowjetischen Kollegen darüber belehrt wurden, wie die Architekturgeschichte Deutschlands historisch korrekt zu bewerten sei. Die DBA sah in einer solchen Unterweisung aber zweifellos einen wertvollen Beitrag zur Erfüllung ihres ideologischen Auftrags.

Kunstregeln und Kanonbildung

Punkt 4 von Liebnechts Liste spricht ein weiteres Referenzsystem an, nämlich die Auffassung, es gebe überzeitlich gültige künstlerische Gesetzmäßigkeiten, deren Formulierung letztlich schon der griechischen Antike gelungen sei. Aus dieser Erkenntnis heraus habe Johann Joachim Winckelmann schon 1755 „den Ruf Rousseaus ‚zurück zur Natur‘ in die Losung: ‚Die griechische Antike ist das Ideal alles menschlich Vollkommenen‘“³⁹ verwandelt, und auch für Karl Marx sei „die Kunst der Antike ..., um seine Worte zu gebrauchen, ‚Norm und unerreichbares Muster‘“⁴⁰ gewesen. Auf dieser durchaus akademistischen Haltung basierten sodann die Vorstellungen von einem erlernbaren ästhetischen Handwerk und von der jederzeitigen Anwendbarkeit eines kanonisierten Formenapparats, den man seitens der DBA sowohl im Klassizismus der Schinkelzeit als auch in der Reformbewegung der 1910-er Jahre und in den traditionalistischen Konzepten der sogenannten Stuttgarter Schule zu finden glaubte. Generell ging es dabei um die Auffassung von Architektur als Baukunst und um einen ästhetisierenden Städtebau, beides im Gegensatz zu den funktionalistischen Konzepten der radikalen Moderne. Architekten, die durch das NS-Regime ideologisch kontaminiert waren, wurden aus dieser Referenzierung ausgeblendet, aber die Rückbesinnung auf Camillo Sittes Städtebau-Theorie⁴¹, auf Paul Mebes und dessen Loblied der Goethezeit⁴², oder auf Theodor Fischer (Abb. 8), den Gründervater der Stuttgarter Schule, galt als unverfänglich. Auch jüngere Architekten, die aus diesem Umfeld hervorgegangen und nun in der DDR tätig waren, konnten wertvolle Beiträge zu diesem Themenfeld leisten. Die aufwändigste DBA-Publikation in diesem Kontext war Wolfgang Raudas Buch zu den Entwurfsprinzipien historischen Städtebaus.⁴³ Es erschien 1957, kurz bevor der Autor in den Westen übersiedelte.

Das wirft die Frage auf, wie die Deutsche Bauakademie es in den 1950-er Jahren mit der internationalen Architekturmoderne hielt. So lange Stalin noch lebte, war diese Strömung offiziell verfehmt; sie hatte trotz ihrer in Teilen politisch linken Tradition als ein von den USA verseuchter Ausdruck der im marxistischen Weltbild unausweichlichen Krise des Kapitalismus zu gelten. 1951 kritisierte Hermann Henselmann die Architekturmoderne unter Bezug auf Marx und Lenin als Merkmal „der imperialistischen Phase des Kapitalismus“, als „Architektur der Verfallsperiode des Bürgertums“ und als „Auflösungsprozess einer künstlerischen Baugesinnung.“⁴⁴ Sie sei Ausdruck eines reaktionären Kleinbürgertums, das letztlich nur in Abschreibungsfristen denke und kein Gespür für den ideellen Auftrag eines Kunstwerks habe. Erst nach Nikita Chruschtschows Kritik am Pomp der Stalinära und parallel zur Einführung industrieller Baumethoden wurden allmählich andere Beurteilungen möglich, die sich dann auch in Publikationen niederschlugen. Ein frühes Beispiel hierfür ist die 1955 beim Verlag der Technik in Berlin erschienene DDR-Lizenzausgabe des Handbuchs „Bauten der Industrie“ von Walter Henn, der von 1946 bis 1953 eine Professur an der TU Dresden innegehabt hatte und dann nach Braunschweig gegangen war – was ihn nicht hinderte, seine Kontakte in die DDR aufrecht zu erhalten und weiterhin zu pflegen. Henn wies dem Industriebau die Aufgabe zu, „die Auseinandersetzung zwischen dem Individuum und der Masse zu einer echten Synthese zu führen und damit der neuen Gesellschaftsordnung einen baulichen Ausdruck zu geben“⁴⁵, was mit dem Weltbild der DDR ohne weiteres kompatibel war, aber die von ihm zusammengestellten vorbildhaften Architekturbeispiele stammten von Verfechtern der Moderne aus Westeuropa, Skandinavien und den USA. Johannes Schreinert, der Technische Direktor des Entwurfsbüros für Industriebau in Ostberlin, kam deshalb in seinem Geleitwort zu dem etwas säuerlichen Fazit: „In der Deutschen Demokratischen Republik hat dieses Buch seinen Wert insoweit, als es Wege für die Lösung einzelner Aufgaben als individuelle Projektierung weist. Unsere Entwicklung zum industrialisierten Bauen geht [aber] über die Zielsetzung dieses Buches hinaus. (...) Die Lösung solcher Aufgaben gelingt nur, wenn die Macht des Staatsapparates hinter der Bauwirtschaft steht und durch zentrale Lenkung polarisierend auf alle schöpferischen Kräfte einwirkt. Dem Verfasser sind die Möglichkeiten nicht gegeben, und so ist sein Versuch, ein Ordnungsprinzip in das Chaos zu bringen und das Vorbildliche unter der Vielfalt der Industrieprojekte herauszustellen, hoch zu bewerten.“⁴⁶ Der 1962 beim Verlag für Bauwesen unter dem Titel „Industriebau“ edierte Neuauflage des Buches wurde

38 Kurt Liebnecht, Die Erfahrungen der Sowjetunion bei der kritischen Verarbeitung und Entwicklung des kulturellen Erbes auf dem Gebiet der Architektur, in: Das große Vorbild (wie Anm. 35), S. 5–16, hier S. 6.

39 Handbuch für Architekten (wie Anm. 10), S. 70.

40 Lukács (wie Anm. 29), S. 38.

41 Camillo Sitte, Der Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen, Wien 1889 (bis 1909 4 Auflagen).

42 Paul Mebes, Um 1800. Architektur und Kunsthandwerk im letzten Jahrhundert ihrer traditionellen Entwicklung, Berlin 1908 (2. Aufl. 1918).

43 Wolfgang Rauda, Lebendige städtebauliche Raumbildung. Asymmetrie und Rhythmus in der deutschen Stadt, Berlin 1957.

44 Hermann Henselmann, Der reaktive Charakter des Konstruktivismus; in: Neues Deutschland, 4.12.1951, S. 3, zit. nach Werner Durth/Jörn Düwel/Niels Gutschow, Architektur und Städtebau der DDR, Bd. 2: Aufbau. Städte, Themen, Dokumente, Frankfurt am Main/New York 1998, S. 149.

45 Walter Henn, Bauten der Industrie, Bd. 1, Planung – Entwurf – Konstruktion, München/Berlin (DDR) 1955, S. 26. Die Formulierung findet sich gleichlautend in beiden Ausgaben des Buches.

46 Johannes Schreinert, Geleitwort zu Henn (wie Anm. 45), o.S.

nach dem 11. Plenum der Deutschen Bauakademie im März 1964 ein vom Verlagsleiter Georg Waterstradt unterzeichneter Zettel beigegeben, in dem es wesentlich zurückhaltender hieß: „Es ist verständlich, dass viele Lösungen, die in diesem Buch gezeigt werden, nicht mit unserer Entwicklung übereinstimmen, weil unsere Zielsetzung eine andere ist. Das Buch gibt dem Leser aber viele Vergleichsmöglichkeiten zu unserer eigenen Entwicklung auf dem Gebiet des Industriebaus und enthält zahlreiche Anregungen, die von großem Interesse sein dürften.“⁴⁷ Bemerkenswert an diesem Vorgang ist nicht zuletzt der Umstand, dass Waterstradt selbst als Opfer der offiziellen Kritik an der Moderne gelten kann: Von 1950 bis 1951 hatte er als Architekt des FDGB die unverkennbar an Konzepten des Neuen Bauens orientierte Erweiterung der berühmten, 1928–30 von Hannes Meyer und Hans Wittwer errichteten Gewerkschaftsschule in Bernau bei Berlin geplant und geleitet, war daraufhin aber aus dem aktiven Bauen abberufen und ins Verlagswesen verbannt worden. Seither verband sich sein Name vor allem mit populären Handreichungen wie der zusammen mit Peter Bergner verfassten, zuerst 1963 erschienenen „Wohnraumfibel“ und dem 1968 veröffentlichten „1 x 1 des Tapezierens“.

Noch deutlicher wird das Problem mit der Moderne am Beispiel von Otto Haesler, einem der Hauptvertreter des Neuen Bauens während der Weimarer Republik. Von 1946 bis zur Ausrufung der Doktrin der „Nationalen Tradition“ 1951 plante Haesler den Wiederaufbau des Stadtzentrums von Rathenow in Brandenburg. Eine von Hans Scharoun konzipierte Ausstellung in Ost-Berlin präsentierte im Juni 1950 (unmittelbar nach der Moskareise der DDR-Architektendelegation) das Lebenswerk des damals 70-Jährigen. Die im selben Jahr ausgesprochene Berufung an die Weimarer Hochschule für Baukunst und bildende Künste nahm Haesler aus Gesundheitsgründen nicht an, dennoch erhielt er den Professorentitel. 1951 gehörte „der international anerkannte Wissenschaftler und Praktiker Professor Otto Haesler in Würdigung seiner großen Leistungen auf dem Gebiete des Wohnungsbaues sowie in Anerkennung seines gesamten Lebenswerkes“⁴⁸ dann auch zu den Gründungsmitgliedern der DBA.

Die Veröffentlichung seiner kurz zuvor fertiggestellten Autobiografie wurde allerdings hinausgezögert. Sie erschien erst 1957, versehen mit einem Vorwort von Hans Schmidt, dem angehenden Leiter des Instituts für Theorie und Geschichte der Architektur.⁴⁹ Der erst seit Ende 1955 in der DDR lebende Schmidt war von den ideologischen Frontstellungen der Anfangsjahre eigentlich unberührt, tat sich offiziell aber weiterhin schwer mit der „Auseinandersetzung zwischen den erworbenen

funktionalistischen Auffassungen und den Problemen des ideellen, künstlerischen Ausdrucks einer sozialistischen Architektur“.⁵⁰ Das Werk Otto Haeslers machte seiner Ansicht nach deutlich, „welchen Sinn der Zeilenbau des ‚Neuen Bauens‘ hatte und warum er nicht weiterführen konnte. Er reduziert den Städtebau auf ein mechanisch anwendbares technisches Prinzip, ohne bewusste Raumbildung. (...) Aber die Menschen, die eine Gesellschaft bilden und nicht in biologische Einzelwesen auseinanderfallen wollen, brauchen mehr. Sie brauchen nicht nur eine Technik, sondern auch eine Kunst des Städtebaus, deren Sinn es ist, mit den Mitteln der Raumbildung die ganze Mannigfaltigkeit der gesellschaftlichen Beziehungen auszudrücken. Hier liegt die künstlerische Aufgabe des sozialistischen Städtebaus“.⁵¹ Diese Argumentation ist ein dialektisches Kabinettsstück: Indem er Haesler im selben Atemzug würdigte und kritisierte, brachte Hans Schmidt die widerstreitenden Haltungen im zeitgenössischen Architekturdiskurs der DDR zum Ausdruck, band sie aber auch zusammen. Der Begriff „Raumbildung“ schuf eine Brücke zu Rauda und zum Traditionalismus der Stuttgarter Schule, und gleichzeitig wurde Haesler als ein wichtiger Vertreter der Moderne anschlussfähig für die sich wandelnde Architekturdoktrin der DDR. Das macht die Veröffentlichung von Haeslers Biografie zu einem wichtigen Beleg für die schrittweise programmatische Neuausrichtung der Deutschen Bauakademie ab der Mitte der 1950-er Jahre.

Der gesamtdeutsche Anspruch

Hinter Punkt 5 von Liebknechts Aufzählung steht die Sorge um das europäische Kulturerbe. Sie speist sich vor allem aus der Erkenntnis, dass die Kriege des 19. und 20. Jahrhunderts regelmäßig zu der Notwendigkeit geführt hatten, das Bild der Kulturnation zurückzugewinnen oder neu zu konstituieren. Bücher spielen dabei traditionell eine wichtige Rolle. Nach dem Ersten Weltkrieg dienten unter anderem die schon erwähnten Blauen Bücher diesem Zweck. Sie boten Orientierungshilfen, indem sie Überlieferungsstränge definierten, den etablierten Kanon der europäischen Kunst- und Architekturgeschichte ins Gedächtnis riefen und unbestrittene Autoritäten benannten. Genau das erwartete die DBA auch von den unter ihrer Obhut konzipierten Veröffentlichungen.

Hinzu kam in diesem Fall aber noch die lange aufrechterhaltene Suggestion, ein gesamtdeutsches Anliegen zu verfolgen und auch für die Bürger und Bürgerinnen

47 Den Hinweis hierauf verdanke ich Andreas Butter, IRS Erkner.

48 DBA (Hg.), Die Aufgaben der Deutschen Bauakademie im Kampf um eine deutsche Architektur. Ansprachen, gehalten anlässlich der Eröffnung der Deutschen Bauakademie am 8. Dezember 1951 in Berlin, Berlin 1952, S. 49.

49 Vgl. dazu Simone Oelker, Otto Haesler. Eine Architektenkarriere in der Weimarer Republik, Hamburg/München 2002, S. 248–251 (mit z.T. ungenauen Angaben).

50 Hans Schmidt, Meine Auffassung von den Aufgaben der Architektur (Manuskript 1957), zit. nach Benedikt Huber, Die Stadt des Neuen Bauens. Projekte und Theorien von Hans Schmidt, Zürich/Stuttgart 1993, S. 114.

51 Hans Schmidt, Vorwort, in: Otto Haesler, Mein Lebenswerk als Architekt, Berlin 1957, S. VII–XVI, hier S. XVI.

der Bundesrepublik zu sprechen, ähnlich wie Bonner Politiker ritualhaft bemüht waren, die Bevölkerung der DDR zu adressieren. In der DDR war der gesamtdeutsche Anspruch allerdings anders akzentuiert als im Westen. Sein Vehikel war die Kultur. „So wie die BRD die ‚Rechtsnachfolge‘ für das Deutsche Reich beanspruchte, strebte die DDR kulturpolitisch danach, sich als legitime Verwalterin und Bewahrerin gemeinsamer, nationaler Traditionen zu präsentieren“.⁵² Begründet wurde dies mit der Behauptung, der Kapitalismus sei per se kulturfeindlich, denn er vertrete kein emanzipatorisches Gesellschaftsideal, degradiere die Kunst zur Ware und wolle die nationale Identität amerikanischen Geschäftsinteressen opfern.

Daraus ergab sich die Konsequenz, dass „in der ganzen Welt, auch in den kapitalistischen Ländern selbst, ... der Arbeiterklasse die ruhmvolle Aufgabe zufällt, die großen Kulturtraditionen ihrer Nationen zu wahren und zu verteidigen“.⁵³ Anders gesagt: Die junge DDR sah sich aufgerufen, das kulturelle Gedächtnis ganz Deutschlands zu retten, denn aus ihrer Sicht war klar, dass die geistig wurzellose und im gesellschaftlichen Niedergang befindliche Bundesrepublik dies nicht würde leisten können. Kurt Liebkebetonte deshalb die nationale Dimension des zu Bewahrenden, „... beispielsweise der norddeutsche und Dresdner Barock, mit den Namen Schlüter, Pöppelmann, Behr (sic!), und der süddeutsche Barock, der mit den Namen Neumann, Dientzenhofer, Asam verbunden ist. (...) Es wird also eine wichtige Aufgabe sein, zunächst Tafelwerke von den nationalen Bautraditionen Deutschlands herauszugeben, unter besonderer Berücksichtigung derer, die eine Weiterentwicklung des besten Kulturerbes darstellen. (...) In diesem Zusammenhang denke ich an Werke von Baumeistern wie Elias Holl, Schlüter, Knobelsdorff, Langhans, Schinkel, Weinbrenner und andere. Daneben müssen Monographien über Städte wie über die Hauptstadt Deutschlands, Berlin, über Dresden und München und andere herausgegeben werden, um der Bevölkerung wertvolle Bauten dieser Städte näherzubringen, zumal so viel durch die anglo-amerikanischen Luftpiraten zerstört wurde“.⁵⁴

Dieses ambitionierte Vorhaben wurde nur ausschnitthaft verwirklicht. Bis 1961 umfasste der auf Breitenwirkung angelegte Teil des Programms außer dem schon erwähnten Auftaktband „Deutsche Baukunst in zehn Jahrhunderten“ rund ein Dutzend Veröffentlichungen, darunter Bücher über Bauwerke in Dresden und Leipzig, im Land Brandenburg und an der Ostseeküste (unter Ausklammerung des Gebiets östlich der Oder), außerdem monografische Auszüge aus der Großen Sowjet-Enzyklopädie.⁵⁵ Daneben entstand eine Reihe fachwissenschaftlicher Publikationen,

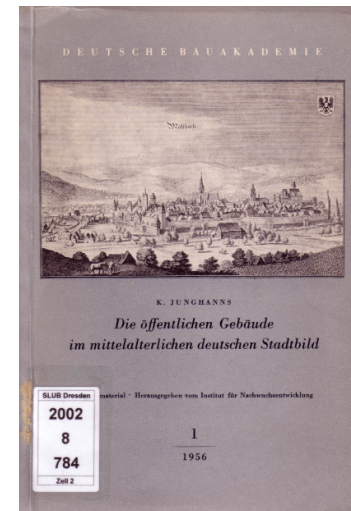
52 Joachim Palutzki, Architektur in der DDR, Berlin 2000, S. 28.

53 Magritz (wie Anm. 28), S. 55.

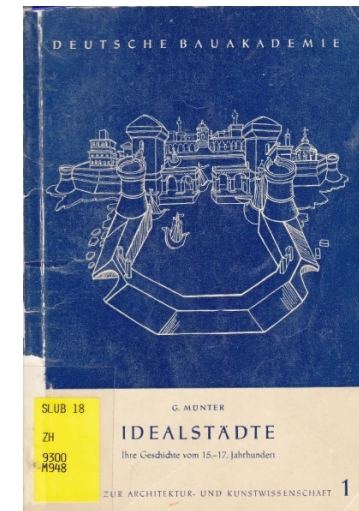
54 Liebkebetonte (wie Anm. 38), S. 14-15.

55 Beispiele: Hubert Mohr/Hubert Georg Ermisch, Der Dresdner Zwinger, Dresden 1953; Fritz Löffler, Das alte Dresden. Geschichte seiner Bauten, Dresden 1955; Karl Heinz Clasen, Die Baukunst an der Ostseeküste zwischen Elbe und Oder, Dresden 1955; Hans Muther, Baukunst in Brandenburg bis zum beginnenden 19. Jahrhundert, Dresden 1955; Adolf Friedrich Lorenz, Doberan. Ein Denkmal norddeutscher Backsteinbaukunst, Berlin 1958; Heinz Füssler/Heinrich Wichmann, Das Alte Rathaus zu Leipzig, Berlin 1958; B. P. Michailow, Architektur (Große Sowjet-Enzyklopädie), Berlin 1952; W. N. Lasarew/A. A. Iljin, Der Barock (Große Sowjet-Enzyklopädie), Berlin 1954; W. M. Blumenfeld/S. A. Mazulewitsch, Der Klassizismus (Große Sowjet-Enzyklopädie), Berlin 1955.

die zumeist auf Doktorarbeiten der 1920-er und 1930-er Jahre basierten (Abb. 9).⁵⁶ Die Autoren waren häufig Mitarbeiter oder korrespondierende Mitglieder der DBA. Auch Georg Münters schon 1928 verfasste knappe Dissertation über Idealstädte der Renaissance erschien in diesem Zusammenhang (Abb. 10).⁵⁷



9 Kurt Junghans, Die öffentlichen Gebäude im mittelalterlichen deutschen Stadtbild (1956)



10 Georg Münter, Idealstädte. Ihre Geschichte vom 15.-17. Jahrhundert (1957)

Der von Liebkebetonte so betonte gesamtdeutsche Aspekt kam dabei kaum zum Tragen. Er manifestierte sich schließlich an anderer Stelle, nämlich in den teils polemischen, teils im Brustton der Besorgnis vorgetragenen Kommentaren zum Wiederaufbaugeschehen in der Bundesrepublik, die in der „Deutschen Architektur“ und in den programmatischen Schriften der DBA erschienen (Abb. 11, 12).⁵⁸ Der propagandistische Charakter dieser Beiträge war allerdings so unübersehbar, dass fraglich bleibt, ob die darin immer wieder beschworene konstruktive Zusammenarbeit „mit allen Kräften, die guten Willens in Westdeutschland sind“⁵⁹ eine Fiktion war oder ob Männer wie Kurt Liebkebetonte zumindest zeitweise tatsächlich daran glaubten und dementsprechend das Gespräch suchten. Die in diesem Zusammenhang mehrfach angesprochenen westdeutschen Vertreter der alten Stuttgarter Schule, allen voran Ludwig Schweizer, Architekt des traditionalistischen Wiederaufbaus

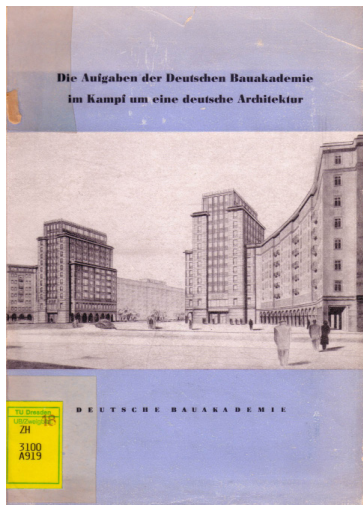
56 Beispiele: Hermann Weidhaas, Fachwerkbauten in Nordhausen, Berlin 1955; Werner Radig, Frühformen der Hausentwicklung in Deutschland, Berlin 1958; Karl Heinz Clasen, Deutsche Gewölbe der Spätgotik, Berlin 1958; Hermann Wäscher, Der Burgberg in Quedlinburg. Geschichte seiner Bauten nach den Ergebnissen der Grabungen von 1938 bis 1942, Berlin 1959; Kurt Junghans, Die deutsche Stadt im Frühfeudalismus, Berlin 1959.

57 Georg Münter, Idealstädte. Ihre Geschichte vom 15.-17. Jahrhundert, Berlin 1957.

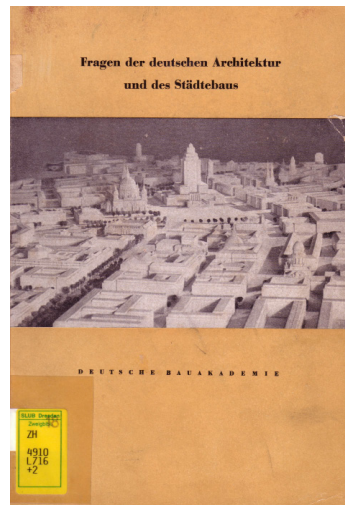
58 Beispiele: DBA 1951 (wie Anm. 9); DBA 1952 (wie Anm. 48); DBA (Hg.), Fragen der deutschen Architektur und des Städtebaus. Referate, gehalten anlässlich des ersten Deutschen Architektenkongresses in Berlin, Dezember 1951, Berlin 1952; DBA (Hg.), Die nationalen Aufgaben der deutschen Architektur (VIII. Plenum der DBA, Berlin 1954), Berlin 1954; Programmklärung der Deutschen Bauakademie und des Bundes deutscher Architekten zur Verteidigung der Einheit der deutschen Architektur, Berlin 1954; Kurt Magritz, Die Tragödie der westdeutschen Architektur, in: Deutsche Architektur, 1/1952, S. 57-65; Edmund Colleijn, Die Amerikanisierung des Stadtbildes von Frankfurt am Main, in: Deutsche Architektur, 4/1952, S. 150-155.

59 DBA, Die nationalen Aufgaben (1954, wie Anm. 58), S. 77. Im diesem Kontext wird auch auf den traditionalistischen Architekten und Bauhistoriker Karl Gruber und dessen Buch „Die Gestalt der deutschen Stadt“ (1937/1951) Bezug genommen (S. 76).

von Freudenstadt im Schwarzwald, gerieten dadurch jedenfalls in ein doppeltes Dilemma: Zuhause standen sie unter einem „permanenten Rechtfertigungsdruck gegenüber Architekten, die das angeblich [politisch] unbelastete ‚Neue Bauen‘ propagierten“⁶⁰, und nun bekamen sie mitten im Kalten Krieg obendrein noch Schützenhilfe von der falschen Seite. Eine architektonische und städtebauliche Diskussion konnte unter diesen Rahmenbedingungen natürlich nicht stattfinden, und für Ludwig Schweizer gab es damit beispielsweise auch keine gesichtswahrende Möglichkeit, „die aus dem Osten angebotenen Ehrungen und Einladungen anzunehmen“⁶¹ – vorausgesetzt, er zog dies überhaupt in Betracht.



11 DBA (Hg.), Die Aufgaben der Deutschen Bauakademie im Kampf um eine deutsche Architektur (1952)



12 DBA (Hg.), Fragen der deutschen Architektur und des Städtebaus (1952)

Résumé

Zusammenfassend bleibt festzuhalten, dass die Publikationstätigkeit der Deutschen Bauakademie in den 1950-er Jahren drei inhaltliche Stränge verfolgte. Alle- samt hatten sie das Ziel, Wissensbestände zu erschließen, die es dem neu geschaf- fenen Staat DDR ermöglichen würden, sich wirtschaftlich und gesellschaftlich zu formieren. Zum einen ging es um die Bereitstellung und Verbreitung technischer

und gebäudekundlicher Expertise, zum zweiten um Orientierung in ideologischer Hinsicht und zum dritten um einen qualifizierten Wissensfundus auf den Gebieten der Ästhetik und Gestaltung, der historischen Bauweisen und Stilformen sowie der Geschichte des Städtebaus. Die Inhalte dieser Felder waren in vielfältiger Weise aufeinander bezogen. Dahinter stand zweifellos die Vorstellung, die Bürger der DDR würden die aufoktroyierte und 1953 sogar von vielen aktiv bekämpfte neue Gesellschaftsordnung leichter akzeptieren, wenn diese als historische Errungen- schaft auf dem planmäßigen Weg zu einer fortschrittlich leuchtenden Zukunft erschien. Der für den Stalinismus so typische Widerspruch zwischen dem von revolutionärer Begeisterung getragenen marxistischen Fortschrittsimpetus und einem ausgesprochen traditionalistischen, allem Unkonventionellen und Experi- mentellen abholden Kulturmodell, geriet dabei jedoch aus dem Blick. Als dieser Widerspruch ab etwa 1955 zu groß wurde und das Unzeitgemäße sich kaum noch verbergen ließ, wandte man sich in der Politik schrittweise den Leitbildern und In- strumentarien der Moderne zu. Die Veröffentlichungen der Deutschen Bauakade- mie nehmen diesen Vorgang aber erst gegen Ende der 1950-er Jahre zur Kenntnis. Nimmt man sie zum Maßstab, dann trat die DDR erst nach 1961 ganz allmählich in ihre poststalinistische Phase ein.

60 Hartmut Frank, Auf der Suche nach der alten Stadt. Zur Diskussion um Heimatschutz und Stadtbaukunst beim Wiederaufbau von Freudenstadt; in: Hans-Günther Burkhardt u.a. (Hgg.), Stadtgestalt und Heimatgefühl. Der Wiederaufbau von Freudenstadt 1945-1954. Analysen, Vergleich und Dokumente, Hamburg 1988, S. 1-31, hier S. 26.

61 Ebd., S. 30.

Kathrin Siebert

SELBSTSTÄNDIG DENKENDE ARCHITEKTEN GESUCHT?

Architekturtheoretische Forschung an der Bauakademie der DDR 1958-1969

Zum Jahresende 1966 lasen verblüffte Zeitgenossen in der „Deutschen Architektur“, dem Organ der Deutschen Bauakademie (DBA) und des Bundes Deutscher Architekten (BDA), ein flammendes Plädoyer für „den selbständig denkenden und theoretisch bewusst handelnden Architekten“.¹ Sehr wahrscheinlich kannten jene Leser die im gleichen Jahr publizierten Erstlingswerke von Robert Venturi und Aldo Rossi noch nicht, die auf eine andere Weise Ähnliches einforderten.²

Im Dezemberheft dieser maßgebenden Fachzeitschrift wurden unter der unscheinbaren Überschrift „Zur architekturtheoretischen Forschung“ Sinn und Zweck der Architekturtheorie auf einer Seite zusammengefasst. Der Autor, Bruno Flierl, schrieb in seinem Diskussionsbeitrag, die Architekturtheorie sei konkret „als wissenschaftliche Grundlage für den gesamten Prozeß der schöpferischen Arbeit ... und zur Beurteilung des fertiggestellten Werkes“ notwendig, warnte jedoch vor einer Mystifizierung der Theorie. Weder könne die Theorie „wie ein deus ex machina rettend in die durcheinandergeratene Szenerie eingreifen und sie schlagartig entwirren“, noch könne „eine vorhandene oder fehlende Architekturtheorie zum Sündenbock für alles gemacht werden ..., was in der Praxis nicht klappt“.³

Als noch zu klärendes Problem wurde die Frage nach der sozialistischen Architektur genannt, aber auch die Veränderung der räumlichen Umwelt und der Ausdruck von Ideen, Erkenntnissen, Gefühlen und Erlebnissen durch die Architektur sollten untersucht werden. Angekündigt wurde die Erarbeitung einer Konzeption „als Grundlage einer systematischen und kontinuierlichen architekturtheoretischen Forschung“. Dabei würden Gegenstand und Umfang der Architekturtheorie sowie die Aufgabenstellung und Methode der weiteren Forschung festgelegt werden, jedoch sollte man nicht ein „dickes Buch mit Regeln und Gesetzen des Handelns“ erwarten, sondern vielmehr einen „dialektischen Prozeß der Erkenntnis objektiver Gesetzmäßigkeiten“, welche dann „in der Praxis zum Wohle des Menschen“ berücksichtigt werden könnten.

Warum wurden architekturtheoretische Probleme gerade zu diesem Zeitpunkt und in dieser Offenheit angesprochen? Angesichts der einschneidenden wirtschaftlich

und kulturell regressiven Umorientierungen ein Jahr zuvor – erinnert sei an das sogenannte „Kahlschlagplenum“ im Dezember 1965 – stellt sich die Frage, inwiefern in der Bauakademie scheinbar unbehelligt und eigenständig weitergeforscht werden konnte.⁴ Und welche theoretische Arbeit wurde hier eigentlich angekündigt? Bis zur Auflösung der DDR im Jahr 1989 erschien offiziell keine derartige Publikation.

Der Verfasser der oben zitierten Zeilen wusste genau, wovon er sprach. Der knapp vierzigjährige Berliner Architekt Bruno Flierl war zu dieser Zeit, nach einem vielversprechenden, aber jäh beendeten Intermezzo als Chefredakteur der „Deutschen Architektur“ und der anschließenden Versetzung ins Stadtbauamt beim Magistrat von Groß-Berlin wieder an der Bauakademie tätig.⁵ In der Abteilung für Theorie und Geschichte der Baukunst forschte er seit Jahresbeginn mit einigen gleichaltrigen Kollegen unter der Ägide des bereits betagten Schweizer Architekten Hans Schmidt über aktuelle architekturtheoretische Belange. Sicher kannte er die eingangs genannten Publikationen aus dem Ausland. Ziel seiner Stellungnahme in der „Deutschen Architektur“ war die Ankündigung einer architekturtheoretischen Forschungsarbeit der Bauakademie, welche 1967 als „dickes Buch“ intern vorlag, jedoch nicht zur Publikation freigegeben wurde.⁶

Während grundlegende Forschungsarbeiten zur Architekturgeschichte der DDR wie beispielsweise jene von Thomas Topfstedt, Ralf Lange, Joachim Palutzki, Werner Durth, Jörn Düwel und Niels Gutschow den architekturtheoretischen Diskurs sowie das Wirken von Hans Schmidt zumindest kurz erwähnen, konstatieren neuere Forschungspositionen zuweilen sogar einen Abbruch der architekturtheoretischen Diskussionen Mitte der 1960-er Jahre.⁷ Dies kann als Indiz dafür genommen werden, dass diese in der Öffentlichkeit kaum wahrgenommen wurde.

Von Frieder Sieber und Hans Fritsche wird der fehlende architekturtheoretische „Rückhalt“ sogar für die „Konzeptionslosigkeit bei der gestalterischen Weiterentwicklung des Massenwohnungsbaus“ verantwortlich gemacht.⁸ Dieses Urteil ist insbesondere erwähnenswert, weil es sich bei den Autoren um involvierte Zeitzeugen handelt. Und hier passiert genau das, wovor Flierl in seinem oben zitierten Text aus dem Jahr 1966 bereits so eindringlich gewarnt hat: Der fehlenden Architekturtheorie wird die Verantwortung für Fehlentwicklungen übertragen.

Die amerikanische Kunsthistorikerin Emily Pugh kommt 2014 ebenfalls zu dem Ergebnis, dass mit dem Wechsel zur rationalisierten Bauweise der theoretische Diskurs im Bauwesen der DDR nicht mehr stattgefunden hätte.⁹ Auch Christine

¹ Bruno Flierl, Zur architekturtheoretischen Forschung, in: Deutsche Architektur, 12/1966, S. 762. Den Angaben der Deutschen Architektur zufolge handelt es sich bei dem veröffentlichten Text um den Auszug eines Diskussionsbeitrages für den 5. BDA-Kongress im Juni 1960.

² Robert Venturi, Complexity and Contradiction in Architecture, New York 1966; Aldo Rossi, L'architettura della città, Padua 1966.

³ Flierl (wie Anm. 1).

⁴ Vgl. Günter Agde (Hg.), Kahlschlag. Das 11. Plenum des ZK der SED 1965, Berlin 1991.

⁵ Bruno Flierl, Selbstbehaupung. Leben in drei Gesellschaften, Berlin 2015, S. 175.

⁶ Deutsche Bauakademie (Autorenkollektiv), Beiträge zur architekturtheoretischen Forschung. Diskussionsmaterial, Manuskriptdruck, Berlin (Ost) 1967. In der Nachlassbibliothek von Hans Schmidt befindet sich ein vollständiges Exemplar dieser Fassung, gta Archiv, ETH Zürich.

⁷ Thomas Topfstedt, Städtebau in der DDR, Leipzig 1988; Jörn Düwel, Baukunst voran! Architektur und Stadtplanung in der SBZ/DDR, Berlin 1995; Werner Durth u.a., Architektur und Städtebau in der DDR, 2 Bde., Frankfurt a. M. 1998; Thomas Topfstedt, Wohnen und Städtebau in der DDR, in: Ingeborg Flagge (Hg.), Geschichte des Wohnens, Bd. 5. 1945 bis heute: Aufbau, Neubau, Umbau, Stuttgart 1999, S. 419-562; Joachim Palutzki, Architektur in der DDR, Berlin 2000; Ralf Lange, Architektur und Städtebau der sechziger Jahre. Plänen und Bauen in der Bundesrepublik Deutschland und der DDR von 1960 bis 1975, Bonn 2003.

⁸ Frieder Sieber/Hans Fritsche, Bauen in der DDR, Berlin 2006, S. 34-35.

⁹ Emily Pugh, Architecture, Politics & Identity in divided Berlin, Pittsburgh 2014, S. 131.

Hannemann streift in ihrer wegweisenden Abhandlung über den Plattenbau in der DDR theoretische Aspekte nur am Rande.¹⁰ Hans Schmidt wird von ihr jedoch als „einer der wichtigen Theoretiker des industrialisierten Bauens“ eingestuft.¹¹ Der architekturtheoretische Diskurs in der DDR wurde bisher nur zeitlich eng eingegrenzt in der Forschung thematisiert.¹² Mit der 2015 publizierte Dissertation von Alexander Karrasch liegt eine aktuelle und ausführliche Analyse zur Frühphase vor.¹³ Auch das Schaffen des Schweizer Architekten Hans Schmidt in der DDR ist noch nicht umfassend aufgearbeitet. Insbesondere sein theoretisches Werk harret der näheren Betrachtung. Die Kunsthistorikerin Ursula Suter leistete Umfassendes zur Aufarbeitung des Werkes von Hans Schmidt mit ihrem 1993 erschienenen Werkkatalog über sein architektonisches Schaffen.¹⁴ Simone Hain und Bruno Flierl setzten sich in verschiedenen Aufsätzen dezidiert mit der Tätigkeit von Schmidt in der DDR auseinander.¹⁵ Während die Architektin Angelika Schnell in einem Aufsatz 2010 der Beziehung zwischen Aldo Rossi und Hans Schmidt nachgeht, zieht der Kunsthistoriker Stanislaus von Moos 2015 eine Linie von Hans Schmidt zu Edmund N. Bacon und betrachtet dezidiert städtebauliche Aspekte während Schmidts Schaffensphase in der DDR.¹⁶

In diesem Beitrag werde ich die Produktion von architekturtheoretischen Arbeiten an der Bauakademie unter der Leitung des Schweizer Architekten Hans Schmidt näher betrachten. Der Text gliedert sich, der Amtszeit Schmidts an der Bauakademie entsprechend, in zwei Abschnitte. Die erste Phase von 1958 bis 1965 umfasste noch die Suche nach einem geeigneten Weg für die Umsetzung des industrialisierten Bauens. Mich interessiert insbesondere seine zweite Schaffensphase von 1965 bis 1969, die einen außergewöhnlichen Moment innerhalb der architekturtheoretischen Diskussion beinhaltete. Ich möchte zeigen, dass es zu jener Zeit nicht nur die nach außen sichtbaren Publikationen, sondern darüber hinaus einen größeren Forschungszusammenhang gab, der jedoch öffentlich nur zum Teil sichtbar wurde. Wie kam es zu diesen Forschungsarbeiten und wer waren ihre Protagonisten? Warum durften einige dieser Arbeiten nicht erscheinen? Inwiefern war die wissenschaftliche Grundlagenarbeit von äußeren Faktoren abhängig? Gab es einen öffentlichen architekturtheoretischen Diskurs? Welche Rolle spielte Hans Schmidt in diesem Zusammenhang? Mit diesem spezifischen Blick konzentriere ich mich auf die 1960-er Jahre und versuche hier zunächst, an die Ergebnisse von Flierl und Hain anknüpfend, den architekturtheoretischen Diskurs zu umreißen. In meiner Dissertation werde ich diese Episode ausführlicher behandeln. An dieser Stelle

möchte ich vorerst, anhand einiger im Nachlass von Hans Schmidt im Archiv des Instituts für Geschichte und Theorie an der ETH in Zürich aufbewahrter Texte und Manuskripte sowie anhand interner Dokumente der Bauakademie, welche im Berliner Bundesarchiv zugänglich sind, die Zusammenhänge um die Entstehung der Forschungsarbeiten skizzieren.

Eine wichtige Ergänzung bildet die Auswertung des architekturtheoretischen Diskurses in der „Deutschen Architektur“. Die zeitgenössischen Diskussionen an den Hochschulen in Weimar und Dresden können an dieser Stelle nicht behandelt werden – obschon sie eine wertvolle Ergänzung böten, denn Hans Schmidt hielt regelmäßig Seminare und Vorträge an diesen Institutionen. Auch eine dezidierte inhaltliche Betrachtung der einzelnen Forschungsarbeiten der Bauakademie würde den Rahmen sprengen. Es geht mir an dieser Stelle vielmehr darum, Voraussetzungen, Entstehungsbedingungen, Protagonisten sowie inhaltliche Leitlinien der Theorieproduktion an der Bauakademie in den 1960-er Jahren in ihrem zeithistorischen Zusammenhang darzustellen und die Form der Abhängigkeit wissenschaftlicher Grundlagenarbeit von politischen Vorgaben und gesellschaftlichen Bedingungen aufzuzeigen.

Aufgaben der Architekturtheorie 1958 bis 1965

Um die Besonderheiten der architekturtheoretischen Forschung an der Bauakademie in der zweiten Hälfte der 1960-er Jahre besser verstehen zu können, werden zunächst die vorherigen Entwicklungen skizziert.

Mit der „großen Wende im Bauwesen“ der DDR um 1955 wurde ein architekturtheoretischer Neuansatz notwendig.¹⁷ Zu Beginn der 1950-er Jahre hatte der Kern der Forschung an der 1951 gegründeten Bauakademie zunächst auf die „Nationalen Traditionen“ gezielt. Ausgelöst wurde der Bruch mit jener Architekturkonzeption durch die die Abkehr von der Politik Stalins nach dessen Tod im März 1953. Nikita Chruschtschow, der nach Stalins Tod das Amt als erster Sekretär des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei der Sowjetunion (KPdSU) übernahm, proklamierte seine neue Direktive im Dezember 1954 auf der Unionskonferenz der Bauschaffenden in Moskau. Nun galt es, die Missstände in der Bauwirtschaft durch schnellstmögliche Einführung des industrialisierten Bauens zu überwinden. Unter der Parole „Besser, schneller und billiger bauen“ fand im April 1955 die erste

10 Christine Hannemann, *Die Platte. Industrialisierter Wohnungsbau in der DDR*, Braunschweig 1996.

11 Ebd., S. 76.

12 Ulrich Hartung, *Arbeiter- und Bauerntempel. DDR-Kulturhäuser der fünfziger Jahre. Ein architekturhistorisches Kompendium*, Berlin 1997; Andreas Butter, *Neues Leben, neues Bauen. Die Moderne in der Architektur der SBZ/DDR 1945-1951*, Berlin 2006.

13 Alexander Karrasch, *Die ‚Nationale Bautradition‘ denken. Architekturideologie und Sozialistischer Realismus in der DDR der Fünfziger Jahre*, Berlin 2015.

14 Ursula Suter, *Hans Schmidt 1893-1972. Architekt in Basel, Moskau, Berlin-Ost, Zürich 1993*.

15 Simone Hain, *Hans Schmidt in der DDR. Annäherungen aus historischer Sicht*, Ebd., S. 83-108; Bruno Flierl, *Hans Schmidt in der DDR – Reflexionen eines Mitarbeiters*, in: Ebd., S. 63-82; Bruno Flierl, *Hans Schmidt zum Hundertsten*, in: *Archithese*, 5/1993, S. 68-71; Simone Hain, *Renaissance des Architekten im Zeichen der Industrialisierung. Die wirtschaftlich begründete Ästhetik von Hans Schmidt. Ein modernes Konzept*, in: *Werk, Bauen + Wohnen*, 11/2000, S. 40-46.

16 Angelika Schnell, *Hans Schmidts Einfluss auf Aldo Rossi. Die sozialistische Perspektive der XV. Triennale di Milano*, in: *Candide*, 2/2010, S. 35-70; Stanislaus von Moos, *Keine Furcht vor Monotonie! Anmerkungen zu Hans Schmidt und Edmund N. Bacon*, in: *Radikal Modern. Planen und Bauen im Berlin der 1960er Jahre* (Ausst.-Kat.), Tübingen/Berlin 2015.

17 Vgl. *Die große Wende im Bauwesen*, in: *Deutsche Architektur*, 5/1956, S. 1-3.

Baukonferenz der DDR in Berlin statt, auf der die Ergebnisse der Moskauer Unionskonferenz ausgewertet und grundsätzliche Fragen der Industrialisierung beraten wurden.

Erst im Januar 1956 wurden in der „Deutschen Architektur“ die bevorstehenden Veränderungen angekündigt – nicht ohne die bisherige Bauweise zu kritisieren: „Im Kampf um die Wiederherstellung der Architektur als Kunst waren in den vergangenen Jahren aber auch ernsthafte Fehler aufgetreten. Wir hatten es versäumt, die Typenprojektierung in ihrer ganzen Bedeutung zu erkennen und mit aller Konsequenz zu entwickeln ... Aber seit der Deutschen Baukonferenz vom 3. bis 6. April 1955 wurde es allen Bauschaffenden immer klarer, dass es an der Zeit ist, diejenige Umwälzung durchzuführen, zu der uns die sozialistische Planwirtschaft alle ökonomischen, sozialen und politischen Voraussetzungen bietet: die Industrialisierung des Bauwesens.“¹⁸

Als unmittelbare Konsequenz dieser Entwicklungen nahm zu Beginn des Jahres 1956 das eilig neu formierte Institut für Typung im Ministerium für Aufbau seine Arbeit auf.¹⁹ Kurz darauf, im Februar 1956, distanzierte sich Chruschtschow in seiner Rede auf dem zwanzigsten Parteitag der KPdSU in aller Deutlichkeit von seinem Vorgänger. Er verurteilte die terroristischen Herrschaftsmethoden Stalins und erwartete eine ähnliche Reaktion auch von den übrigen kommunistisch regierten Ländern. Die Frage der Stunde war nun: Wie kann man an der Bauakademie einen glaubwürdigen Kurswechsel von der „Nationalen Tradition“ hin zum industrialisierten Bauen initiieren?

Der Schweizer Architekt und Theoretiker Hans Schmidt schien die geeignete Person, das mangelnde theoretische Fundament für diesen Richtungswechsel zu liefern. In seiner Funktion als Hauptarchitekt am bereits erwähnten Institut für Typung setzte sich Schmidt seit seiner Ankunft in der DDR im Januar 1956 kritisch mit der Einführung der industrialisierten Bauweise auseinander. Schmidt mahnte immer wieder ein notwendiges Umdenken an. „Es geht um den Weg in der Architektur“ titelte er einen Artikel, den er 1957 in der „Deutschen Architektur“ veröffentlichte. In diesem Text kritisierte Schmidt die Haltung der Bauakademie gegenüber den Problemen der Zeit: „Man trennt die Frage der Architektur von der Frage der Baupraxis ... und bleibt damit die Antwort auf die Frage der Architektur schuldig. (...) Die Bauakademie arbeitet ‚wissenschaftlich‘. Was bedeutet aber eine Wissenschaft, die im entscheidenden Momente der kritischen Analyse und der schöpferischen Perspektive schweigt?“²⁰

¹⁸ Vgl. Ebd.

¹⁹ Vgl. Walter Pisternik u.a., *Chronik Bauwesen. Deutsche Demokratische Republik. 1945-1971*, Berlin (Ost) 1974, S. 116.

²⁰ Hans Schmidt, *Es geht um den Weg unserer Architektur*, in: *Deutsche Architektur*, 1/1957, S. 44-46.

Seit den 1920-er Jahren äußerte sich Schmidt, als führender Vertreter des Neuen Bauens in der Schweiz, regelmäßig zum zeitgenössischen Baugeschehen und forcierte die Rationalisierung des Bauens. Mit kritischem Blick auf das Überkommene und auf seine Zeitgenossen trat er für eine progressive, wirtschaftlich begründete Ästhetik der neuen Architektur ein. Die unter anderem von ihm herausgegebene Zeitschrift „ABC Beiträge zum Bauen“ hatte Schmidt in den 1920-er Jahren als Organ für seine scharfzüngigen Artikel gedient.²¹ Als leidenschaftlicher Anhänger kommunistischer Ideen und fasziniert von den umfassenden Planungsaufgaben war er in den 1930-er Jahren als Städtebau- und Wohnungsbauexperte in der Sowjetunion tätig gewesen.²² Seit Beginn der 1940-er Jahre engagierte sich Schmidt in der Kommunistischen Partei der Schweiz. In der Zeit des sich verschärfenden Kalten Krieges, der auch in der Schweiz als Bedrohung wahrgenommen wurde, wurde seine berufliche Situation als selbstständiger, politisch aktiver Architekt in Basel zunehmend auswegloser. So bot ihm das Angebot aus der DDR eine willkommene Alternative, sowohl in beruflicher als auch in wirtschaftlicher Hinsicht.

Im Januar 1958 übernahm der bereits 64-jährige Hans Schmidt die Leitung des Instituts für Theorie und Geschichte der Baukunst an der Deutschen Bauakademie. Die Vision einer auf die Praxis orientierten architekturtheoretischen Forschung formulierte er gleich zu Beginn seiner Tätigkeit in einem Brief an seinen Vorgänger, den Kunsthistoriker Gerhard Strauß: „Es wäre meines Erachtens ein Irrtum, anzunehmen, man könne eine Theorie der Architektur einfach in einem wissenschaftlichen Institut ausarbeiten und ihre Ergebnisse für die Praxis verbindlich erklären, also etwa in der Weise, wie man an einem Institut für Bautechnik bestimmte Konstruktionen ausarbeitet und prüft, um sie der Praxis zur Verfügung zu stellen. Die Aufgabe einer Theorie der Architektur muss darin bestehen, die Praxis zu verändern.“²³

Auch zur Arbeitsweise eines Instituts unter seiner Leitung hatte Schmidt genaue Vorstellungen. Der Leiter und seine Mitarbeiter „müssen sowohl praktische Erfahrung, als auch künstlerische Befähigung besitzen“ und die Möglichkeit erhalten, „ihre wissenschaftlich analysierende Tätigkeit mit praktischen Studien und Versuchen, Entwürfen, Wettbewerbsbeiträgen und unter Umständen mit der Beteiligung an Projekten und Bauten zu verbinden.“²⁴ Schmidts Ziel war, ein grundlegendes Verständnis für die neue, auf industrialisierter Herstellung beruhende Architektur zu schaffen, nicht nur bei den Architekten, sondern auch bei der Bevölkerung: „Man muss sich ganz allgemein mit der Erkenntnis befreunden, dass eine Theorie der Architektur solange eine akademische Angelegenheit bleibt, als

²¹ Vgl. Sima Ingberman, *ABC. Internationale Konstruktivistische Architektur 1922-1939*, Braunschweig/Wiesbaden 1997 (orig. *ABC. International Constructivist Architecture, 1922-1939*, Cambridge Mass. 1994) und Jacques Gubler, *ABC 1924-1928. Avanguardia e architettura radicale*, Mailand 1983. Zum Kontext der Schweizer Architekturdiskussion vgl. Dieter Schnell, *Bleiben wir sachlich! Deutschschweizer Architekturdiskurs 1919-1939 im Spiegel der Fachzeitschriften*, Basel 2005.

²² Vgl. Hans Schmidt, *Die Tätigkeit deutscher Architekten und Spezialisten des Bauwesens in der Sowjetunion in den Jahren 1930 bis 1937*, in: *Zeitschrift der Humboldt-Universität zu Berlin, Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe*, 3/1967, S. 383-400; Kurt Junghanns, *Die Tätigkeit in der Sowjetunion*, in: Suter (wie Anm. 14), S. 53-62.

²³ Hans Schmidt, *Aufgabe der Architekturtheorie*, Typoskript, 9.4.1958, gta Archiv, ETH Zürich.

²⁴ Ebd.

sie vom Volke nicht verstanden wird, genauer gesagt, solange sie nicht dazu führt, dass die Anschauungen, Gewohnheiten und Ansprüche auf dem Gebiete der materiellen Produktion, soweit sie künstlerischen Charakter zeigt, verändert werden.“²⁵

Am Institut für Theorie und Geschichte ging es ihm darum, die grundlegende Basis für ein breites Verständnis der neuen Architektur zu schaffen und sich zugleich in aller Deutlichkeit von der bisherigen Linie abzugrenzen.

In den ersten Jahren konnte Schmidt sein Ideal der Kombination von analysieren-der theoretischer Tätigkeit mit praktischen Studien tatsächlich verwirklichen. So erstellte er zusammen mit einem kleinen Arbeitskollektiv einen Beitrag für den prestigeträchtigen Ideenwettbewerb zur „sozialistischen Umgestaltung des Zentrums von Berlin“.²⁶ Der 1959 eingereichte Vorschlag propagierte die Lösung des Wiederaufbaus konsequent mit den Mitteln des industrialisierten Bauens. Für ein derartig progressives Experiment war die Zeit jedoch noch nicht reif. Der Entwurf mit der programmatischen, dem Geburtsdatum von Karl Marx entlehnten Nummer 55 18 18 wurde nicht prämiert.²⁷

Das 25. Plenum der Bauakademie im Oktober 1960 sollte als erste „Theoretische Konferenz“ bislang unbefriedigend beantwortete Grundsatzfragen klären: Was ist sozialistische Architektur? Welche Unterschiede bestehen zwischen sozialistischer und kapitalistischer Baukunst? Welche Bedeutung hat das industrielle Bauen für die baukünstlerische Gestaltung? Für Schmidt waren diese Fragen spätestens seit 1958 beantwortet. Im Juli 1958 erklärte Chruschtschow auf einem Empfang zum UIA-Kongress in Moskau im Beisein von Schmidt mehrfach, „dass in der Architektur die Kunst der Bautechnik, also den materiellen Faktoren, untergeordnet sei“.²⁸

Schmidt sah darin eine klare Antwort auf die Frage nach dem Verhältnis zwischen „sozialistischer“ und „kapitalistischer“ Architektur sowie der Rolle des „nationalen Erbes“ und der „nationalen Form“.

Vorbereitend zur „Theoretischen Konferenz“ fand im Juni 1959 eine von Schmidt organisierte „Theoretische Beratung“ am Institut für Theorie und Geschichte im kleineren Kreis statt. Diesen Austausch wollte Schmidt als Beginn einer Diskussion über Fragen der Architektur und des Städtebaus verstanden wissen. Schmidt hielt das Hauptreferat mit dem Titel „Sozialistische Industrialisierung des Bauwesens und sozialistische Baukunst“.²⁹ Ausdrücklich forderte er unter anderem die kritische Auseinandersetzung mit dem bisher Gebauten.³⁰ Er selbst ging mit gutem Beispiel voran. Keines der vielen von ihm zitierten gebauten Beispiele fand seine uneingeschränkte Zustimmung. Schmidt leitete seinen Vortrag mit einer kurzen

Stellungnahme zur sozialistischen Baukunst ein. Als Gegenstand der materiellen Produktion hätten die Werke der Architektur und des Städtebaus sowohl praktisch-nützliche als auch künstlerisch-ideologische Aufgaben. Da beide Aufgaben von der Gesellschaft bestimmt würden, so Schmidt, würden sich Architektur und Städtebau in der sozialistischen und in der kapitalistischen Gesellschaft grundlegend unterscheiden. Auch die Industrialisierung des Bauens war für ihn ein gesellschaftlicher Prozess, der sich nur auf der Grundlage sozialistischer Produktionsverhältnisse durchsetzen konnte. Die technischen, bautechnologischen und ökonomischen Bedingungen würden zu Ordnung, Einfachheit, Klarheit und Einheitlichkeit führen. Die Planer sollten nun dringend lernen, die bautechnischen Mittel des industriellen Bauens künstlerisch zu beherrschen, um zu einer einfachen, klaren, einheitlichen Ordnung in der baukünstlerischen Lösung zu gelangen, wie sie der sozialistischen Gesellschaft entspräche. Im Hauptteil seiner Rede analysierte Schmidt anhand beispielhafter Bauten und Projekte die Industrialisierung im Hinblick auf das konkrete Bauwerk sowie im Hinblick auf den Städtebau. Das Referat wurde im gleichen Jahr in voller Länge in der Schriftenreihe „Deutsche Bauzyklopädie“ der Öffentlichkeit zugänglich.³¹ Zudem wurden Auszüge der Rede im Oktober und im Dezember 1959 in der „Deutschen Architektur“ veröffentlicht.³² Aufgefordert vom amtierenden Chefredakteur Kurt Magritz, meldeten sich daraufhin verschiedenste Diskutanten zur Frage nach der sozialistischen Baukunst zu Wort.³³

In der „Deutschen Architektur“ entfachte sich in den folgenden Monaten eine hitzige Diskussion zwischen namhaften Persönlichkeiten wie dem Präsidenten des Bundes Deutscher Architekten Hanns Hopp, dem Kulturwissenschaftler Lothar Kühne, dem Bildhauer und Pro-Dekan der Fakultät Architektur an der Hochschule für Architektur und Bauwesen in Weimar Siegfried Tschierschky, dem ehemaligen Rektor der Weimarer Hochschule und Professor für Wohn- und Gesellschaftsbauten Otto Englberger, dem soeben in Weimar promovierten späteren Professor für Theorie und Geschichte der Architektur Christian Schädlich und dem Leipziger Kunst- und Kulturwissenschaftler Professor Herbert Letsch. Schmidt wurde in diesen Auseinandersetzungen nicht selten persönlich angegriffen. Er selbst, von der Tragfähigkeit seiner Ideen zutiefst überzeugt, hielt sich an eine sachliche Argumentation. Bis in die 1970-er Jahre hinein wurde eine latente Funktionalismusdebatte zwischen den genannten Protagonisten geführt.³⁴

Schmidt ließ sich von diesen polemischen Anfeindungen nicht beeindrucken. In seinem Diskussionsbeitrag für die erste „Theoretische Konferenz“ formulierte er

25 Ebd.

26 Vgl. Ausschreibung, in: Deutsche Architektur, 10/1958 (Sonderbeilage).

27 Vgl. Ideenwettbewerb zur sozialistischen Umgestaltung des Zentrums der Hauptstadt der DDR, Berlin, in: Deutsche Architektur, 1/1960, S. 3-36; Flierl (wie Anm. 15), hier S. 67-70.

28 Hans Schmidt, Arbeitsplan des Instituts für Theorie und Geschichte, Manuskript, 19.10.1958, gta Archiv, ETH Zürich.

29 Hans Schmidt, Sozialistische Industrialisierung des Bauwesens und sozialistische Baukunst (Theoretische Beratung des Instituts für Theorie und Geschichte der Baukunst am 25. und 26. Juni 1959), Berlin (Ost) 1959.

30 Ebd., S. 5.

31 Ebd.

32 Hans Schmidt, Über die Bedeutung der baukünstlerischen Form, in: Deutsche Architektur, 10/1959, S. 578-579.

33 Siegfried Tschierschky, Es geht um die Parteilichkeit in der Architektur, in: Deutsche Architektur, 11/1959, S. 633; Herbert Letsch, Was verstehen wir unter sozialistischer Baukunst?, in: Deutsche Architektur, 10/1959, S. 577-578; Lothar Kühne, Zur Bestimmung des Begriffes sozialistische Architektur, in: Deutsche Architektur, 19/1959, S. 633-634; Siegfried Tschierschky, Zur Frage der sozialistischen Baukunst, in: Deutsche Architektur, 11/1959, S. 633; Hans Schmidt, Das industrielle Bauen und die neuen Mittel der künstlerischen Gestaltung, in: Deutsche Architektur, 12/1959, S. 684-685.

34 Vgl. Ulrike Goeschen, Vom sozialistischen Realismus zur Kunst im Sozialismus. Die Rezeption der Moderne in Kunst und Kunstwissenschaft der DDR, Berlin 2001.

angesichts des unbefriedigenden Erscheinungsbildes der ersten in industrialisierter Bauweise erstellten Siedlungen des Landes erneut seine provokanten Fragen: „Es ist eigentlich ein beschämender Zustand, wenn man die Häßlichkeit, die aus solchen Planungen entsteht, immer erst dann feststellen muß, wenn die fertigen Häuser dastehen. Setzt das künstlerische Empfinden vieler Städtebauer, die sich so gut auf grafisch wirkungsvolle Pläne und plastisch interessante Modelle verstehen, plötzlich aus, wenn es an die Wirklichkeit geht? Oder finden sie das, was ihnen die Wirklichkeit vorhält am Ende gar schön?“³⁵ Die kritische Analyse im Bau befindlicher Wohnkomplexe, wie beispielsweise Rostock Reutershagen II, sowie mögliche Verbesserungsansätze bildeten den Schwerpunkt seiner Untersuchungen. Aber Schmidt prangerte nicht nur an. Pragmatisch forderte er die Architekten auf, die Verantwortung für das entstehende räumliche Erscheinungsbild zu übernehmen und nicht entschuldigend auf fehlende Grünraumplanungen oder monotone Gebäudetypen zu verweisen. Die offene Bauweise sollte als status quo akzeptiert werden. Den Beitrag der Architekten als künftige Planer sah Schmidt im Nachdenken über die städtebauliche Komposition, in der Anordnung der Bauwerke zueinander, aber auch im Bezug zur umgebenden Landschaft. Abschließend rief er seine Kollegen dazu auf, „... die beste und zweckmäßigste Lösung der von der technischen und funktionellen Seite dem Städtebauer gestellten Aufgabe zu finden. Dem Anspruch, eine baukünstlerisch gute Lösung darzustellen, wird ein Entwurf dann genügen, wenn es gelingt, aus der Stadt oder dem Wohngebiet ein klares, übersichtliches und zugleich lebendiges Ganzes zu schaffen.“³⁶ Wie schon in den 1920-er Jahren standen für Schmidt klare Ordnungsprinzipien an erster Stelle, um zu einer angemessenen Lösung zu gelangen. Unermüdlich setzte sich Schmidt in der DDR besonders für ein besseres Verständnis der räumlichen Planung und Gestaltung ein.³⁷

Neben dem einleitenden selbstkritischen Referat von Kurt Liebnecht über die „Probleme des Städtebaus und der Architektur im Siebenjahrplan“ und dem erwähnten Beitrag von Schmidt traten im Oktober 1960 beinahe dreißig weitere Diskutanten auf. Dies waren beispielsweise Edmund Colleyn, Hans Gericke, Hermann Henselmann, Iris Dullin, Fritz Lazarus, Georg Münter, Richard Paulick, Alfred Kurella, Bruno Flierl, Gerhard Strauss und Benny Heumann.³⁸ Die Gesprächspartner aus der „Deutschen Architektur“ fanden sich nicht unter den eingeladenen Rednern. In der Entschließung der Konferenz wurde unter anderem von der Bauakademie gefordert, „eine prinzipielle und umfassende Konzeption für die Weiterentwick-

lung des Städtebaus und der Architektur auszuarbeiten und das Zurückbleiben von Theorie und Praxis im Vergleich zur gesellschaftlichen Entwicklung der DDR in sozialistischer Gemeinschaftsarbeit schnell zu überwinden“.³⁹

Mit der der Ernennung von Gerhard Kosel zum Präsidenten der Bauakademie Ende 1961 wurde der Aufbruchbewegung seit der ersten Theoretischen Konferenz jedoch schon wieder Einhalt geboten. Die Aufgaben zur Durchsetzung der Standardisierung standen auf der zehnjährigen Jubiläumstagung der Bauakademie im Dezember 1961 bereits im Vordergrund.

In seinem Hauptreferat forderte Kosel, der zuvor als Staatssekretär im Ministerium für Aufbau unter anderem für das Institut für Typung zuständig gewesen war, von den Planern, die Aufmerksamkeit auf die „große Baustelle DDR“ zu lenken, auf der die verschiedensten Bauwerke „aus dem Baukasten der standardisierten Bauelemente“ zu montieren seien.⁴⁰ Eine dringende Maßnahme sei die Reduktion des Sortiments der Bauelemente, um den wirtschaftlichen Druck, der auf dem Bauwesen lastete, zu mildern. Die neuen Aufgaben der Bauakademie wurden im Anschluss folgendermaßen festgelegt: „radikale Standardisierung, beschleunigte Industrialisierung des Industriebaus, die Ausarbeitung wissenschaftlich fundierter und produktionswirksamer Planungsmethoden, der Übergang zum Baukastensystem, die Ausarbeitung und Anwendung von Bestwertkatalogen und die Lösung der Grundfragen in Städtebau und Architektur.“⁴¹ Deutlich wird hier die ausdrückliche Betonung der radikalen Standardisierung. Der Lösung städtebaulicher oder gar theoretischer Grundfragen konnte unter dem Druck der Produktionsnotwendigkeiten kaum Aufmerksamkeit gewidmet werden.

Eine weitere unmittelbare Konsequenz für das Institut für Theorie und Geschichte war die Eingliederung als Abteilung in das neu formierte Institut für Städtebau und Architektur. Hans Schmidt wurde dadurch vom Direktor zum Abteilungsleiter degradiert, begrüßte aber dennoch diese Umstrukturierung, da er sich in seiner neuen Funktion als Chefarchitekt mehr Nähe zur Praxis erhoffte.⁴² Obwohl die soeben erst begonnene lebhafteste Diskussion damit vorerst beendet war, wurde Schmidt nicht müde, auf die Notwendigkeit einer theoretischen Auseinandersetzung zu verweisen. Jahr für Jahr arbeitete er Arbeitspläne, Aufgabenstellungen und Definitionen des Aufgabenbereichs für seine Abteilung aus.⁴³

Schmidt forcierte dabei eine Theorie, die auf die Gestaltung der Stadt ausgerichtet war.⁴⁴ Er führte diesen Diskurs ansatzweise in der „Deutschen Architektur“ weiter. Diese erlebte unter der Ägide von Bruno Flierl als Chefredakteur zwischen 1962

35 Professor Hans Schmidt, Direktor des Instituts für Theorie und Geschichte der Baukunst der deutschen Bauakademie, in: Deutsche Bauakademie (Hg.), Probleme des Städtebaus und der Architektur im Siebenjahrplan. Erste Theoretische Konferenz, Berlin (Ost) 1960, S. 70-78, hier S. 74.

36 Ebd.

37 Vgl. Hans Schmidt, Die sozialistische Wandlung des Raumes, in: Deutsche Architektur, 11/1958, S. 596-598; Ders., Über die Bedeutung der künstlerischen Form, in: Deutsche Architektur, 10/1959, S. 578-579; Ders., Stadt und Raum, in: Deutsche Architektur, 11/1963, S. 666-671 und in: Werk 19/1972, S. 561-562; Ders., Das Problem der Form in der Architekturtheorie, in: Deutsche Architektur, 12/1967, S. 752-756.

38 Deutsche Bauakademie 1960 (wie Anm. 35).

39 Pisternik (wie Anm. 19), S. 174.

40 Deutsche Bauakademie (Hg.), Radikale Standardisierung als Hauptkettenglied des industriellen Bauens. Beschleunigung des industriellen Bauens im Industriebau, Berlin (Ost) 1962.

41 Pisternik (wie Anm. 19), S. 197f.

42 Vgl. Hans Schmidt, Brief an den Präsidenten der Bauakademie Genossen Professor Kosel, Karlshorst, Typoskript, 21.12.1962, gta Archiv, ETH Zürich.

43 Vgl. Hans Schmidt, Die Entwicklung und die Perspektiven des Instituts für Theorie und Geschichte der Baukunst, in: Jahrbuch 1961 der Deutschen Bauakademie, Berlin (Ost) 1961, S. 61-62; Ders., Produktivkraft Wissenschaft (Diskussionsbeitrag zur theoretischen Mitgliederversammlung), 09.07.1962, Typoskript, gta Archiv, ETH Zürich; Ders., Konzeption zur Aufgabenstellung und Entwicklung des Instituts für Theorie und Geschichte der Baukunst, 13.08.1962, Typoskript, gta Archiv, ETH Zürich; Ders., Aufgaben der Abteilung Theorie des Städtebaus und der Architektur (Unterlage für die Gründung des Instituts für Theorie und Geschichte der Baukunst), 16.12.1963, Typoskript, gta Archiv, ETH Zürich.

44 Vgl. Schmidt 1963 (wie Anm. 43).

bis 1964 eine Öffnung. Die im Rahmen der ersten „Theoretischen Konferenz“ nachdrücklich geforderten Rückmeldungen über die Probleme auf den Baustellen und über die Lebensweise in den neuen Wohngebieten fanden nun Einzug in die wichtigste Architekturzeitschrift der DDR. Der Mauerbau im August 1961 führte zu einer kurzen Phase innerer Stabilität und Experimentierfreudigkeit in der DDR. Flierls Berufung als Chefredakteur kann als unmittelbare Konsequenz dieser Entwicklung verstanden werden. Wenig später, auf dem VI. Parteitag der SED im Januar 1963, wurde die Einführung des „Neuen Ökonomischen Systems“ zur Verbesserung der wirtschaftlichen Lage beschlossen. Im gleichen Jahr veröffentlichte Schmidt in der „Deutschen Architektur“ seinen eindringlichen Aufruf „Über die Notwendigkeit der Architekturkritik und der Architekturtheorie“.⁴⁵

Ein erneuter Kurswechsel erfolgte im Jahr 1965, nachdem der sowjetische Regierungschef Chruschtschow im Oktober zuvor abgesetzt worden war.⁴⁶ Chruschtschows Nachfolger Leonid Breschnew beendete das Experiment des „Neuen Ökonomischen Systems“ (NÖS), welches tatsächlich zu einer Verbesserung der wirtschaftlichen Lage geführt hatte. Als Gegenmaßnahme war unter dem Begriff der „Zweiten Etappe des Neuen Ökonomischen Systems“ eine wieder stärker zentralisierte Wirtschaft vorgesehen, denn die Parteiführung fürchtete bei Beibehaltung der ursprünglichen Ideen langfristig um ihre zentralistisch-hierarchische Führungsposition.⁴⁷ Diese neuen Vorgaben waren eingebettet in ein repressives Gesamtklima. Besonders in der Kulturpolitik machten die Funktionäre Front gegen die Tendenz zur Öffnung. So wurden auf dem 11. Plenum des ZK der SED im Dezember 1965 Schriftsteller, Künstler, Filmemacher und Musiker in aller Härte gemaßregelt.⁴⁸ Auch das Programm der radikalen Standardisierung wurde zu den Akten gelegt. Nach der IV. Baukonferenz im November 1965 wurde Gerhard Kosel seines Amtes als Präsident der Bauakademie enthoben. Parallel zu diesen Veränderungen bemühte man sich erneut um die Ausformulierung einer theoretischen Basis. Hans Schmidt wurde damit direkt beauftragt.

Konzeption einer marxistischen Architekturtheorie 1966–1969

Auf der 18. Plenartagung der Bauakademie im Juli 1966 wurde die Dringlichkeit der „Erarbeitung einer Architekturtheorie“ von Werner Heynisch, dem bereits amtierenden Nachfolger Kosels, hervorgehoben.⁴⁹ Heynisch erwähnte in seinem Refe-

rat, dass mit der Ausarbeitung einer Konzeption bereits begonnen worden sei und diese zum Jahresende abgeschlossen werden sollte. Ule Lammert, der neue Direktor des Instituts für Städtebau und Architektur, bemängelte ebenfalls die bisherige Vernachlässigung der theoretischen Arbeit und lieferte mit seiner Ausarbeitung zu den Zielsetzungen der architekturtheoretischen Forschung eine überarbeitete Version von Schmidts Arbeitsplan aus dem Jahr 1963.⁵⁰ In diesem hatte Hans Schmidt unter anderem die „Erforschung der allgemein-theoretischen Grundlagen des sozialistischen Städtebaus und der sozialistischen Architektur“ gefordert, wozu auch die „Erforschung der Gesetzmäßigkeiten der städtebaulichen Komposition in Abhängigkeit vom gesellschaftlichen Inhalt und den funktionellen Faktoren der Stadt“ gehörte.⁵¹ Schmidt war sich seit Beginn seiner Tätigkeit an der Bauakademie über die Priorisierung von Forschungssträngen im Klaren und verfolgte diese Linie unbeirrt.

Schon in seinen Erläuterungen zu den Perspektiven der Arbeit des Instituts aus dem Jahr 1961 hatte er konkrete Vorstellungen für eine Konzeption zur Architekturtheorie geäußert. Ausgehend von den marxistischen Grundlagen der Ästhetik sollten wissenschaftlich und objektiv begründete Gesetzmäßigkeiten der Wahrnehmung und Wirkung der architektonischen Form ausgearbeitet werden.⁵² Unter der Leitung von Kosel und dessen Fixierung auf die Standardisierung besaß er jedoch kaum Möglichkeiten, seine Ideen umzusetzen. Erst die erneute Richtungsänderung ermöglichte ihm endlich die angestrebte systematische Forschung.

Es ist davon auszugehen, dass Schmidt die konkreten Inhalte der Forschung in der Abteilung für Theorie und Geschichte im Wesentlichen selbst bestimmte. Orientierung boten ihm dabei ausländische Publikationen, wie beispielsweise die „Erweiterten Thesen zu den Grundlagen der Theorie der sowjetischen Architektur“ von 1958 oder die 1960 erarbeiteten „Studien zur Theorie der architektonischen Komposition“ aus der Sowjetunion.⁵³ Dass er diese Beiträge kannte, belegt seine ausführliche Rezension mit dem Titel „Neuere sowjetische Veröffentlichungen zur Theorie der Architektur“ in der „Deutschen Architektur“ im Januar 1966.⁵⁴ Aber auch mit den neuesten Veröffentlichungen aus dem Westen war er vertraut, wie ein Blick in seine Texte verrät. Neben soziologischen Schriften von Jane Jacobs und Alexander Mitscherlich sowie einer Abhandlung von Rudolf Arnheim, die Kunst und Psychologie in einen gemeinsamen Zusammenhang stellt, zitierte er aktuelle architekturtheoretische Arbeiten, wie jene von Kevin Lynch und Christian Norberg-Schulz.⁵⁵

45 Hans Schmidt, Über die Notwendigkeit der Architekturkritik und der Architekturtheorie, in: Deutsche Architektur, 19/1963, S. 584.

46 Vgl. Gunnar Decker, 1965. Der kurze Sommer der DDR, München 2015.

47 Hermann Weber, Die DDR 1945–1990, München 2000, S. 65.

48 Vgl. Agde (wie Anm. 4).

49 Werner Heynisch, Aufgaben und Arbeitsweise der Deutschen Bauakademie in der zweiten Etappe des neuen ökonomischen Systems der Planung und Leitung, in: Deutsche Bauakademie (Hg.), 18. Plenartagung. Aufgaben und Arbeitsweise der Deutschen Bauakademie in der zweiten Etappe des neuen ökonomischen Systems der Planung und Leitung, Berlin (Ost) 1966, S. 18–41, hier S. 37.

50 Ule Lammert, in: Ebd., S. 107–110.

51 Vgl. Schmidt 1963 (wie Anm. 43).

52 Vgl. Schmidt 1961 (wie Anm. 43), hier S. 62.

53 A. I. Gegello u. a., Osnovy teorii soveckoj architektury (Grundlagen der Theorie der sowjetischen Architektur), Moskau 1958 und G. A. Semjakin u. a., Očerki teorii architekturoj kompozicii (Studien zur Theorie der architektonischen Komposition), Moskau 1960.

54 Hans Schmidt, Neuere sowjetische Veröffentlichungen zur Theorie der Architektur, in: Deutsche Architektur, 1/1966, S. 58–59.

55 Jane Jacobs, Death and Life of Great American Cities, New York 1961; Alexander Mitscherlich, Die Unwirklichkeit unserer Städte, Frankfurt a. M. 1965; Rudolf Arnheim, Art and Visual Perception, Los Angeles 1954; Kevin Lynch, Image of a City, Cambridge 1960; Christian Norberg-Schulz, Intensions in Architecture, Oslo 1963.

Der im Bundesarchiv erhaltene „Abschlussbericht der Forschungs- und Entwicklungsarbeit Theorie der sozialistischen Architektur und des sozialistischen Städtebaus“ aus dem Jahr 1967 verdeutlicht, dass die unter der Leitung von Schmidt ausgeführte Forschung aus drei ineinandergreifenden Arbeitsabschnitten bestand, die Theorie und Praxis verknüpfen sollten.⁵⁶ Neben der Erarbeitung einer Konzeption zur Architekturtheorie wurden sowohl soziologische Probleme des Städtebaus als auch die Komposition der Stadt untersucht. Zu dieser Synthese veranlassten ihn nicht nur die politischen Leitlinien, sondern auch seine bisherige Erfahrung und seine umfassende Kenntnis der aktuellen Forschungsansätze. Für die Ausarbeitung standen Schmidt elf Mitarbeiter zur Verfügung: Bruno Flierl, Konrad Lässig, Rolf Linke, Herbert Ricken, Werner Rietdorf, Manuel Sánchez-Arcas, Alfred Schwandt, Gerd Wessel, Kurt Wilde, Martin Wimmer und Gerd Zeuchner. Im Folgenden werden die drei Teilbereiche gesondert vorgestellt.

Die „Beiträge zur architekturtheoretischen Forschung“ waren die erste Arbeit, die im Zuge der plötzlichen Theoriewelle von 1965 bis 1969 an der Bauakademie erarbeitet wurde.⁵⁷ Sie bildeten gewissermaßen, wie der Abschlussbericht es unterstreicht, das Fundament der sich anschließenden städtebauteoretischen Untersuchungen: „Im Zusammenhang mit einer als Schwerpunkt bearbeiteten Konzeption der Architekturtheorie werden bei der Behandlung praktisch-ästhetischer Probleme städtebauliche Anlagen analysiert, die zur Grundlagenforschung auf dem Gebiet der Komposition der Stadt notwendig sind.“⁵⁸

Unter Anleitung von Schmidt wurden von einem kleinen Autorenkollektiv aus vergleichsweise jungen Akademikern thematisch geschlossene Aufsätze eigenständig erarbeitet. In dieser kurzen, aber äußerst intensiven Phase legten seine Mitarbeiter Flierl, Ricken, Schwandt, Wilde und Zeuchner jeweils den Grundstein für ihre zukünftige Arbeitsweise. Die Themen wurden je nach Kompetenz und Interesse an die jeweiligen Bearbeiter vergeben. Methode und Gegenstand der marxistischen Architekturtheorie wurden von Alfred Schwandt entwickelt.⁵⁹ Bruno Flierl erarbeitete Vorschläge für eine neue Definition des Architekturbegriffs, welcher sich von den bis dato verbreiteten ideologischen oder ökonomischen Bestimmungsversuchen abgrenzte, indem er Architektur als Gesamtsystem definierte. Aufbauend auf der Analyse von historischen und zeitgenössischen Zukunftskonzeptionen und vom Prinzip der „Antizipation“ als der geistigen Vorwegnahme des noch nicht Existierenden, entwickelte Flierl hier das Prinzip der Prognose als wissenschaftliche Methode für eine sozialistische Architektur. Darüber hinaus schrieb er einen Beitrag

über das Verhältnis zur bildenden Kunst.⁶⁰ Herbert Ricken forschte zu Aspekten der Architektur in der technischen und kulturellen Revolution sowie zum architektonischen Schaffensprozess.⁶¹ Sein späteres Buch über den Berufsstand des Architekten gilt bis heute als Grundlagenwerk.⁶² Kurt Wilde erarbeitete den Zusammenhang von Architektur und Lebensweise.⁶³ Mit Semiotik, Wahrnehmungspsychologie und Informationstheorie setzte sich Gerd Zeuchner auseinander.⁶⁴ Martin Wimmer leistete die technische Redaktion. Schmidt selbst verfasste zwei Beiträge. Sein Aufsatz zur Erscheinungsweise setzte sich mit der ästhetischen Wahrnehmung der Form auseinander.⁶⁵ Ein weiterer Beitrag untersuchte die Zusammenhänge zwischen Architektur und Nation.⁶⁶

Für die zehn einzelnen Aufsätze sind drei übergeordnete Problembereiche erkennbar. Zunächst findet sich Elementares zum Architekturbegriff sowie zum Gegenstand und zur Methode der architekturtheoretischen Forschung, außerdem Prinzipielles über die Beziehungen zwischen Architektur und sozialistischer Gesellschaft und schließlich zu den Grundlagen und Bedingungen der schöpferischen Tätigkeit. Die Rohmanuskript-Fassung mit dem Titel „Konzeption der Architekturtheorie“ wurde schon am 31. Oktober 1966 abgeschlossen.⁶⁷ Eine überarbeitete Version lag ein halbes Jahr später, ebenfalls im Manuskriptdruck unter dem Titel „Beiträge zur architekturtheoretischen Forschung“ vor.⁶⁸ Dem Abschlussbericht zufolge sollte auf der Basis dieser Konzeption bis Ende 1969 ein Abriss der Architekturtheorie ausgearbeitet werden.⁶⁹ Eine solch weiterführende Arbeit wurde jedoch nie ausgeführt. Die „Beiträge zur architekturtheoretischen Forschung“ beinhalten eine erste umfassende Definition der Gesetzmäßigkeiten der Architektur aus marxistischer Sicht. Aktuelle Aspekte der Soziologie, Psychologie, Kulturtheorie, Kybernetik und Semiotik wurden berücksichtigt, um „die Architektur in ihrer Ganzheit als Gegenstand der Forschung zu begreifen“.⁷⁰ Architektur wurde als Ausdruck sozialer Kommunikation und als Objekt der Wahrnehmung verstanden, und der Systemzusammenhang zwischen Architektur und Gesellschaft wurde umfassend untersucht. Unter Berufung auf Marx und Engels sowie den Kybernetiker Georg Klaus wurde das Systemdenken als methodische Grundlage aller Wissenschaften definiert.⁷¹ Die Einheit von Theorie und Empirie wurde proklamiert, jedoch wurde zugleich kritisch auf das bestehende „Missverhältnis zwischen empirischen und theoretischen Forschungsmethoden“ hingewiesen.⁷² Es handelt sich um den grundlegenden Versuch, einerseits klares technisches Denken zu vermitteln und andererseits einen umfassenden theoretischen Ansatz zu entwickeln, der weniger die Ästhetik als

56 Abschlussbericht der Forschungs- und Entwicklungsarbeit Theorie der sozialistischen Architektur und des sozialistischen Städtebaus, Typoskript, 4.2.1967, BArch., DH 2, 23401.

57 Deutsche Bauakademie 1967 (wie Anm. 6).

58 Abschlussbericht (wie Anm. 56), S. 6.

59 Alfred Schwandt, Gegenstand und Methode der marxistischen Architekturtheorie, in: Deutsche Bauakademie 1967 (wie Anm. 6), S. 1-30.

60 Bruno Flierl, Zum Begriff Architektur, S. 31-68; Ders., Architektur und bildende Kunst, S. 181-198; Ders., Zukunftskonzeptionen der Architektur, S. 225-261, jeweils in: Deutsche Bauakademie 1967 (wie Anm. 6).

61 Herbert Ricken, Aspekte der architekturtheoretischen Forschung aus der Wechselwirkung von technischer Revolution und sozialistischer Kulturrevolution, S. 69-86; Ders., Zur Erforschung des architektonischen Schaffensprozesses, S. 199-224, jeweils in: Deutsche Bauakademie 1967 (wie Anm. 6).

62 Herbert Ricken, Der Architekt. Geschichte eines Berufs, Berlin (Ost) 1977.

63 Kurt Wilde, Architektur und Lebensweise, in: Deutsche Bauakademie 1967 (wie Anm. 6), S. 87-113.

64 Gerd Zeuchner, Semiotik, Wahrnehmungspsychologie und Informationstheorie: Wissenschaftliche Grundlagen für die Untersuchung der Architektur als Mittel und Voraussetzung sozialer Kommunikation, in: Deutsche Bauakademie 1967 (wie Anm. 6), S. 123-144.

65 Hans Schmidt, Die Erscheinungsweise der Architektur, in: Deutsche Bauakademie 1967 (wie Anm. 6), S. 145-179.

66 Hans Schmidt, Architektur und Nation, in: Deutsche Bauakademie 1967 (wie Anm. 6), S. 117-122.

67 Konzeption der Architekturtheorie, Typoskript, 31.10.1966, BArch., DH 2, 23457. Die Fassung im Bundesarchiv ist nur unvollständig erhalten und umfasst 130 von 298 Seiten.

68 Deutsche Bauakademie 1967 (wie Anm. 6).

69 Abschlussbericht (wie Anm. 56), S. 9.

70 Deutsche Bauakademie 1967 (wie Anm. 6).

71 Schwandt (wie Anm. 59), hier S. 23.

72 Ebd., hier S. 27.

vielmehr die Gesellschaft und deren Produktionsbedingungen in den Mittelpunkt stellt. Die Arbeit wurde jedoch einer breiten Öffentlichkeit in zusammenhängender Form nicht zugänglich gemacht.

Einzelne Aufsätze wurden, zusammen mit Beiträgen weiterer Mitglieder der Bauakademie, in der „Deutschen Architektur“ publiziert. Den Auftakt dazu bildete die eingangs erwähnte Ankündigung von Bruno Flierl aus dem Dezember 1966. Im September des darauffolgenden Jahres erschienen Bruno Flierls Reflexionen zum Architekturbegriff und daneben ein Aufsatz von Kurt Magritz, in welchem dieser ein formelles mathematisches Modell zum Gegenstand der Architekturtheorie entwickelte.⁷³ Schmidts grundlegende Gedanken zum Problem der Form in der Architekturtheorie und Werner Rietdorfs Erforschung der Architektur als Objekt visueller Wahrnehmung wurden im Dezember 1967 veröffentlicht.⁷⁴ Einen Monat später wurden die Gedanken von Herbert Ricken über den architektonischen Schaffensprozess und den Architekten sowie eine Studie von Josef Kaiser über die sozialistische Stadt als Modellfall abgedruckt.⁷⁵ Innerhalb kurzer Frist um den Jahreswechsel 1967/68 leuchtete somit in der „Deutschen Architektur“ ein Diskurs über grundlegende architekturtheoretische Belange auf, der jedoch ohne weitreichende Folgen bleiben sollte.

Bruno Flierl erinnerte sich 1993: „Schon die Themen machen klar, dass es sich damals um einen wirklichen Neuansatz architekturtheoretischen Denkens handelte. Zum ersten Mal in der DDR wurde Architektur im Zusammenhang mit Problemen diskutiert wie gebaute Umwelt, Lebensweise, soziale Kommunikation, Psychologie und so weiter – und zwar durchgängig auf die Menschen bezogen, die Architektur als gebaute Umwelt ihres Lebens schaffen und gebrauchen. Gerade deshalb war aber auch die Angst und Vorsicht groß bei denen, die genau begriffen, dass hinter allem, was wir dachten und schrieben, die Frage nicht mehr nur nach der Architektur stand, sondern auch nach der Identität der Gesellschaft, in welcher Architektur geschaffen und gebraucht wird. Kein Wunder, wenn unsere Arbeit – über den Kopf des Institutsleiters hinweg – sofort einer vom Ministerium für Bauwesen verfügten Restriktion unterworfen wurde: Die Anzahl der Exemplare wurde auf 300 beschränkt, ihre Verbreitung anhand von Namenlisten kontrolliert.“⁷⁶

Auch eine offizielle Notiz in der „Deutschen Architektur“ vom September 1967 verweist auf die Sanktionierung, jedoch ohne weitere Angabe von Gründen: „Da die meisten Exemplare gezielt verteilt worden sind, hat unsere Zeitschrift einige Autoren aufgefordert, sich mit ihren Beiträgen an der mit diesem Heft begonne-

nen Architekturdiskussion zu beteiligen. Interessenten wenden sich an den Herausgeber.“⁷⁷ Dennoch entfalteten diese gezielt verteilten Exemplare eine gewisse Wirkung. In nachfolgenden Forschungsarbeiten und auch in einschlägigen Artikeln in der „Deutschen Architektur“ wurde immer wieder auf die „Beiträge zur architekturtheoretischen Forschung“ verwiesen.

Der zweite Teil der „Theorie der sozialistischen Architektur“, so der Kurztitel der dreiteiligen Forschung laut Abschlussbericht, bestand in einer eigenständigen Arbeit von Kurt Wilde mit der Bezeichnung „Soziologische Probleme des Städtebaus“.⁷⁸ Diese soziologische Arbeit ist derzeit nicht auffindbar, wurde jedoch dem Abschlussbericht zufolge im Dezember 1966 abgeschlossen und sollte 1967 in der Schriftenreihe des Instituts für Städtebau und Architektur veröffentlicht werden. Tatsächlich ist dies nicht geschehen. In der 1993 von Wolfgang Tripmacker publizierten Bibliografie der Veröffentlichungen der Bauakademie ist keine derartige Schrift enthalten.⁷⁹ Nachweisbar ist hingegen die 1972 an der TU Dresden eingereichte Dissertation von Kurt Wilde mit dem Titel „Zum gesellschaftlich-sozialen Grundmodell der sozialistischen Stadt und seiner Widerspiegelung im Städtebau“.⁸⁰ Hierbei könnte es sich um eine Weiterentwicklung der Untersuchung von 1966 handeln. Tripmacker zufolge erschien erst 1974 eine Arbeit über „Städtebausoziologische Probleme“. Sie stammte allerdings von Alfred Schwandt und weiteren Autoren. Der Name Kurt Wilde taucht in diesem Zusammenhang nicht auf, doch könnten diese Schriften in Verbindung stehen.⁸¹

Auf etwa achtzig Seiten leistete Wilde in seinem Text von 1966 Grundlagenarbeit.⁸² Er fertigte zunächst eine Übersicht über Thematik und Charakter der bisherigen für den Städtebau relevanten Forschung an, schätzte diese ein und erarbeitete dann eine Übersicht zum Stand der Auffassungen über den Gegenstand in der marxistischen Soziologie sowie Vorschläge für die Klassifizierung der soziologischen Forschung im Bereich des Städtebaus und eine Stellungnahme zum Begriff einer Stadtsoziologie. Der gesellschaftliche Nutzen bestand laut Abschlussbericht in der Klärung der Beziehungen zwischen soziologischer Forschung und Städtebau und in der Fruchtbarmachung der Erkenntnisse für die Entwicklung des Städtebaus in der DDR.⁸³ Schwandt und seine Kollegen näherten sich dem Thema in den 1970-er Jahren aus einer eher anwendungsorientierten Perspektive an. Sie setzten sich mit der Städtebausoziologie als Teildisziplin der Städtebauwissenschaft, den Methoden der Sozialforschung und deren Anwendung im Städtebau auseinander. Hinzu kamen ausgewählte Probleme des Sozialverhaltens im städtischen Milieu und Pro-

73 Bruno Flierl, Die Architektur im entwickelten gesellschaftlichen System des Sozialismus, in: Deutsche Architektur, 9/1967, S. 564-567; Kurt Magritz, Der Gegenstand der Architekturtheorie. Aufbau eines Modells, in: Deutsche Architektur, 9/1967, S. 568-569.

74 Hans Schmidt, Das Problem der Form in der Architekturtheorie, in: Deutsche Architektur, 12/1967, S. 752-756; Werner Rietdorf, Erforschung der Architektur als Objekt visueller Wahrnehmung, in: Deutsche Architektur, 12/1967, S. 757-759.

75 Herbert Ricken, Neue Probleme der architekturtheoretischen Forschung. Der architektonische Schaffensprozess und der Architekt, in: Deutsche Architektur, 1/1968, S. 45-47; Josef Kaiser, Sozialistische Stadt als Modellfall. Ein Vorschlag zur Erneuerung des Städtebaus, in: Deutsche Architektur, 1/1968, S. 49-50.

76 Flierl 1993 (wie Anm. 15), hier S. 79.

77 Red., Beiträge zur architekturtheoretischen Forschung, in: Deutsche Architektur, 9/1967, S. 571.

78 Abschlussbericht (wie Anm. 56), S. 10ff.

79 Wolfgang Tripmacker, Bibliographie. Bauwesen, Architektur, Städtebau. Veröffentlichungen der Bauakademie 1951 bis 1991, München 1993.

80 Kurt Wilde, Zum gesellschaftlich-sozialen Grundmodell der sozialistischen Stadt und seiner Widerspiegelung im Städtebau, Diss. A, TU Dresden, 1972. Vgl. Jürgen Friedrichs, Sozialwissenschaftliche Dissertationen und Habilitationen in der DDR 1951-1991, Berlin/New York 1993, S. 414.

81 Tripmacker (wie Anm. 79), S. 44: Städtebausoziologische Probleme. Eine Studie zu grundlegenden Fragen der soziologischen Forschung für den Städtebau, Berlin (Ost) 1974.

82 Die nachfolgenden Angaben sind der Zusammenfassung der Arbeit innerhalb des Abschlussberichts entnommen, da die eigentliche Arbeit bisher unauffindbar ist. Vgl. Abschlussbericht (wie Anm. 56), S. 10ff.

83 Abschlussbericht (wie Anm. 56), S. 11.

bleme der sozialprognostischen Forschung für Städtebau und Siedlungsplanung.⁸⁴ Der dritte und abschließende Teil der architekturtheoretischen Gesamtkonzeption umfasste Publikationen zur Theorie und Praxis des sozialistischen Städtebaus sowie die beispielhaften Wettbewerbsbeiträge zur Zentrumsplanung von Potsdam (1966) und zur Erfurter Innenstadt (1967).⁸⁵ Ebenfalls im Jahr 1967 veröffentlichten Schmidt und seine Mitarbeiter Konrad Lässig, Werner Rietdorf, Gerd Wessel und Gerd Zeuchner eine erste Analyse über die „Funktion und Komposition der Stadtzentren“.⁸⁶ Vier Fallbeispiele, die großräumigsten Stadtzentren der DDR, wurden untersucht: Berlin, Leipzig, Dresden und Karl-Marx-Stadt. Die Analyse beinhaltete unter anderem die Bestimmung des Begriffs des Stadtzentrums, Abgrenzung, Größe, Ausdehnung und funktionelle Gliederung der Stadt, die Bedeutung der historischen Bauten und Anlagen in den Stadtzentren und nicht zuletzt die Komposition und Gestaltung der Stadtzentren selbst. Das etwa einhundert Seiten umfassende Heft erschien in der Schriftenreihe „Städtebau und Architektur“ der Deutschen Bauakademie.

In einer anschließenden Publikation aus dem Jahr 1968 wurden die beiden Elemente Straßen und Plätze näher betrachtet.⁸⁷ Als Autorenkollektiv traten nur Konrad Lässig, Rolf Linke, Werner Rietdorf und Gerd Wessel auf. Dabei war Schmidt maßgebend an der Entstehung dieser Publikation beteiligt: Das Buch entstand unter seiner Leitung, wie im Vorwort von den Verfassern hervorgehoben wird. Zudem schrieb Schmidt den einleitenden Überblick zum Thema.⁸⁸ Dieser Text ist ein wesentlicher Bestandteil des Buches, da inhaltliche Anregungen und Hilfestellungen für den Umgang mit der städtebaulichen Substanz gegeben werden. Warum Schmidt nicht unter den Verfassern genannt wird, ob es sich um einen Versuch handelt, die Bedeutung von Schmidt zu schmälern, muss der weiteren Forschung überlassen werden.

Der Einleitung Schmidts folgt eine Analyse besonders markanter Straßen, nachfolgend werden ausgewählte Plätze aus aller Welt auf ihre wesentlichen Merkmale hin untersucht. „Aufgrund seiner reichen Erfahrungen und Einsichten“ beschäftigte sich Schmidt mit den Fragen zur räumlichen Gestaltung. Schließlich wählte er die abdruckenden Beispiele aus und setzte damit einen weiteren Akzent. Die wissenschaftlichen Methoden in der Ausarbeitung gehen ebenfalls auf Schmidt zurück. Sowohl die maßstabsgerechte Darstellung zur besseren Vergleichbarkeit der Beispiele untereinander als auch die ausschließliche Verwendung handgezeichneter Abbildungen anstelle von Fotografien sind typisch für ihn. Auf diese Weise

wurde eine präzise Problemdarstellung gewährleistet. Interessant an dieser Schrift ist, dass sie ideologiefrei im Sinne der sonst oft üblichen sozialistischen Floskeln ist. Nicht zuletzt dieser neutral-analytische Blick ermöglichte es wohl auch, dass dieses Buch im Westen erscheinen konnte. Der Verlag Callwey in München kaufte noch während der Bearbeitungsphase die Rechte für etwa 10.000 Exemplare. Diese wurden in unveränderter Form als Gemeinschaftsausgabe zeitgleich mit der Erstausgabe des Verlages für Bauwesen herausgegeben.⁸⁹ Ein weiteres außergewöhnliches Merkmal des Buches ist die Parallelität der Beispiele aus sozialistischen und kapitalistischen Ländern. Dieses scheinbar gleichberechtigte und fast willkürlich anmutende systemübergreifende Nebeneinander war eine sonst unübliche Praxis in den Publikationen der DDR. Das Buch gilt bis heute als Grundlagenwerk in Bezug auf die Analyse historischer Straßen und Plätze.

In der drei Jahre später erschienenen Schrift „Gestaltung und Umgestaltung der Stadt“ wandte sich das Autorenkollektiv, das nur noch aus Schmidt, Linke und Wessel bestand, den Prinzipien der Komposition und Problemen des Verhältnisses von Alt und Neu und den daraus resultierenden Phänomenen der Verdichtung und Umgestaltung der Stadt zu.⁹⁰ Ursprünglich sollte das Buch unter dem Titel „Die Ästhetik der Stadt“ publiziert werden. Wie Schmidt in einem Gespräch mit René Furer nach seiner Rückkehr in die Schweiz im September 1969 äußerte, wurde der Titel auf Wunsch des Verlegers abgeändert.⁹¹ Schon im Vorwort wird die Frage nach der Dringlichkeit wissenschaftlicher Methoden für die Probleme des Städtebaus gestellt. Intention des Buches sei die kritische Klärung und Diskussion der sozialistischen Städtebaupraxis in der DDR. Es richtete sich in erster Linie an Architekten und Städtebauer, aber auch an interessierte Laien. Mit der 1969 fertig gestellten Publikation lieferte Schmidt die auf der 18. Plenartagung im Juli 1966 geforderte Analyse der zeitgenössischen städtebaulichen Probleme.⁹² Aktuelle Probleme wie die oben genannten sowie allgemeine ästhetische Begriffe zur Ordnung, zum Raum und zur Bewegung im Raum wurden in dieser Schrift abgehandelt. Das Buch ist in fünf Abschnitte unterteilt. Im ersten Kapitel werden die ästhetischen Grundlagen vorgestellt, im zweiten wird eine Analyse zur räumlichen Ordnung der Stadt vorgenommen und im dritten wird die Bebauung der Stadt untersucht. Die beiden folgenden Kapitel setzen sich mit aktuellen Problemstellungen auseinander, zum einen mit der Verdichtung und zum anderen mit der Umgestaltung der Stadt. Auf den ersten Blick lässt sich nicht nachvollziehen, wie die Verantwortlichkeiten für den Inhalt des Textes verteilt sind, doch war jeder der Autoren für jeweils ein

84 Bauakademie der DDR (Autorenkollektiv), Städtebau soziologische Probleme. Eine Studie zu grundlegenden Fragen der soziologischen Forschung für den sozialistischen Städtebau, Berlin (Ost) 1974.

85 Vgl. Suter (wie Anm. 14), S. 348 und 350-351.

86 Deutsche Bauakademie (Autorenkollektiv), Funktion und Komposition der Stadtzentren. Untersuchungen am Beispiel der Stadtzentren Berlin, Leipzig, Dresden und Karl Marx Stadt, Berlin (Ost) 1967.

87 Deutsche Bauakademie (Autorenkollektiv), Straßen und Plätze, Berlin (Ost) 1968.

88 Hans Schmidt, Einführung, in: Bauakademie 1968 (wie Anm. 86), S. 10-26.

89 Deutsche Bauakademie (Autorenkollektiv), Straßen und Plätze, München 1968.

90 Hans Schmidt u.a., Gestaltung und Umgestaltung der Stadt, Berlin (Ost) 1970.

91 René Furer, Gespräch mit Prof. Hans Schmidt, Typoskript, 04.09.1969, gta Archiv, ETH Zürich.

92 Deutsche Bauakademie 1966 (wie Anm. 49), S. 109.

Kapitel zuständig. Schmidt ließ seinen Mitarbeitern Freiheit in der Bearbeitung, achtete aber darauf, dass deren Inhalte seiner Gesamtidee folgten. So instruierte er beispielsweise Gerd Wessel, die von Kevin Lynch angeregten Stadtanalysen zur räumlichen Ordnung durchzuführen.⁹³ In seinem einleitenden Kapitel über die ästhetischen Grundlagen griff er seinen Aufsatz zur Erscheinungsweise der Architektur aus den „Beiträgen zur architekturtheoretischen Forschung“ noch einmal auf.⁹⁴ Auffällig an allen hier nur kurz umrissenen Schriften – im Vergleich zu vielen anderen parallel erscheinenden Werken in der DDR – ist ihre sprachliche Klarheit und Sachlichkeit. Die sonst üblichen, oft schwer verständlichen ideologischen Floskeln wurden vermieden. Wie „Straßen und Plätze“ erschien auch „Gestaltung und Umgestaltung der Stadt“ im Verlag für Bauwesen. Aufgrund des vergleichsweise populären Verlagsprofils fanden diese beiden Bücher eine größere Verbreitung als die von der Bauakademie herausgegebene Schrift „Funktion und Komposition von Stadtzentren“.

Allerdings wurden viele der in „Funktion und Komposition der Stadtzentren“ angesprochen Punkte in den beiden nachfolgenden Schriften aufgegriffen und weiter entwickelt. Dabei handelt es sich um allgemeine Prinzipien, wie beispielsweise die Forderungen nach Einheit der Komposition als Ganzem, die Funktionstrennung, die Verbindung von Alt- und Neubauten, die Gliederung durch Achsen, die Hierarchisierung von Straßen, die räumliche Gefasstheit der Plätze, eine sorgsame Wahl der Gebäudeform sowie die klare Ausformulierung von individuellen Zentren. Schmidt ging es um ein grundlegendes Verständnis für die komplexen Zusammenhänge des Stadtgefüges und um eine Lesbarkeit der Stadt, die den Menschen sowohl räumliche Orientierung als auch Identität ermöglichen sollte. In diesen Arbeiten spiegelt sich auch die Kontinuität seines Denkens seit den 1920-er Jahren.

Unsichtbare architekturtheoretische Forschung

Die Ausformulierung einer grundlegenden auf die Erfordernisse des industriellen Bauens abgestimmten Architekturtheorie war in den 1960-er Jahren dringend notwendig und durch Parteibeschluss gefordert, zugleich aber mit Misstrauen besetzt. Man übertrug diese delicate Aufgabe einem kleinen Kollektiv an der Bauakademie unter der Leitung von Hans Schmidt. Die auf innovative Weise erarbeiteten Beiträge zu einer marxistischen Architekturtheorie sollten die Basis für eine fun-

dierte städtebautheoretische Forschung bilden. Im Spiegel der zeitgenössischen politischen, technologischen und gesellschaftlichen Entwicklungen formulierte eine überschaubare Zahl junger Wissenschaftler unter der Ägide von Schmidt die Grundlagen ihres weiteren Schaffens. Während diese theoretische Konzeption, die immanent eine Architekturtheorie als Kulturtheorie forderte, jedoch weder zusammenhängend publiziert noch offiziell weiterverfolgt werden durfte, fanden die städtebaulichen Untersuchungen ein breiteres Publikum.

Schmidt spielte als *primus inter pares* seines Kollektivs in dieser ungewöhnlichen Theorieproduktion eine wesentliche Rolle.⁹⁵ Er war es, der die Gelegenheit zur architekturtheoretischen Forschung ergriff, als sie sich bot und der inhaltliche Entscheidungen traf, als diese gefordert wurden. Auf diese Weise stieß er einen wertvollen Denkprozess an. Dabei bewegte er sich als westlicher Ausländer und überzeugter Marxist, als Mitglied der Schweizer Kommunistischen Partei – und nicht der SED –, als Reisender zwischen Ost und West zugleich innerhalb und außerhalb des Systems.

Wie bereits in den 1920-er Jahren mit seiner gleichnamigen Zeitschrift versuchte Schmidt, ein „ABC“ des Bauens zu buchstabieren, um damit die wissenschaftlichen Grundlagen für eine neue Bauweise zu schaffen.⁹⁶ Sowohl in der Schweiz der 1920-er Jahre als auch in der DDR der 1960-er Jahre proklamierte er das industrialisierte Bauen als logische Konsequenz der technischen und wirtschaftlichen Entwicklungen. Die theoretische Reflexion diente ihm dazu, die Veränderungen in der Praxis zu erklären und voranzutreiben. Seine Mittel blieben jeweils dieselben: grundlegender schriftlicher Theoriediskussion folgte die praktische Veranschaulichung in beispielhaften Planungsentwürfen. Die Umsetzung auch nur einer dieser Planungen in die Praxis blieb ihm jedoch verwehrt.

Schmidt leitete die Abteilung für Theorie und Geschichte der Baukunst bis zu seiner Rückkehr in die Schweiz im Juni 1969. Der Gesellschaftswissenschaftler Alfred Hoffmann, Parteisekretär des Bundes Deutscher Architekten und zuvor in der Abteilung Bauwesen des Zentralkomitees tätig, übernahm die Funktion, konnte aber inhaltlich nicht an die Leistungen seines Vorgängers anknüpfen.⁹⁷

Das besondere Verdienst von Schmidt bestand darin, die einmalige Gunst der Stunde bewusst ergriffen zu haben. Er untersuchte die Frage nach einer der DDR eigenen Identität im Bereich des Städtebaus und der Architekturtheorie. Ziel seiner Gesamtkonzeption war die Erarbeitung wissenschaftlicher Grundlagen für eine systematische marxistische architekturtheoretische Forschung, in welche er sys-

93 Vgl. Lynch (wie Anm. 55) und Schmidt u.a. 1970 (wie Anm. 90), Kapitel 2 (Räumliche Ordnung der Stadt), S. 35–76.

94 Vgl. Hans Schmidt, Die Erscheinungsweise der Architektur, in: Deutsche Bauakademie 1967 (wie Anm. 6) und Hans Schmidt, Ästhetische Grundlage, in: Ders. u.a. 1970 (wie Anm. 90), S. 13–34.

95 Flierl 1993 (wie Anm. 15), hier S. 79.

96 Vgl. ABC-Beiträge zum Bauen 1924–28, Reprint, Baden 1993.

97 Hannemann (wie Anm. 10), S. 85 und Flierl 1993 (wie Anm. 15), hier S. 66.

temübergreifend sowohl aktuelle Städtebaukritik wie Theoriemodelle integrierte. Die interdisziplinäre Synthese aus Ästhetik, Soziologie, Psychologie, Kunst, Architektur und Städtebau ermöglichte einen umfassenden Neuansatz in den 1960-er Jahren, der aufgrund ideologischer Direktiven jedoch für die Öffentlichkeit weitgehend unsichtbar blieb.

Oliver Sukrow

VON EILIGEN PROJEKTANTEN UND ROTEN VITRUVIANERN

Bausteine zu einer Architekturtheorie in der DDR der 1960-er Jahre

„Für die Ausarbeitung einer marxistischen Architekturtheorie ... ist die Erforschung der Zukunft der Architektur ... eine Lebensnotwendigkeit.“¹

(Bruno Flierl, 1967)

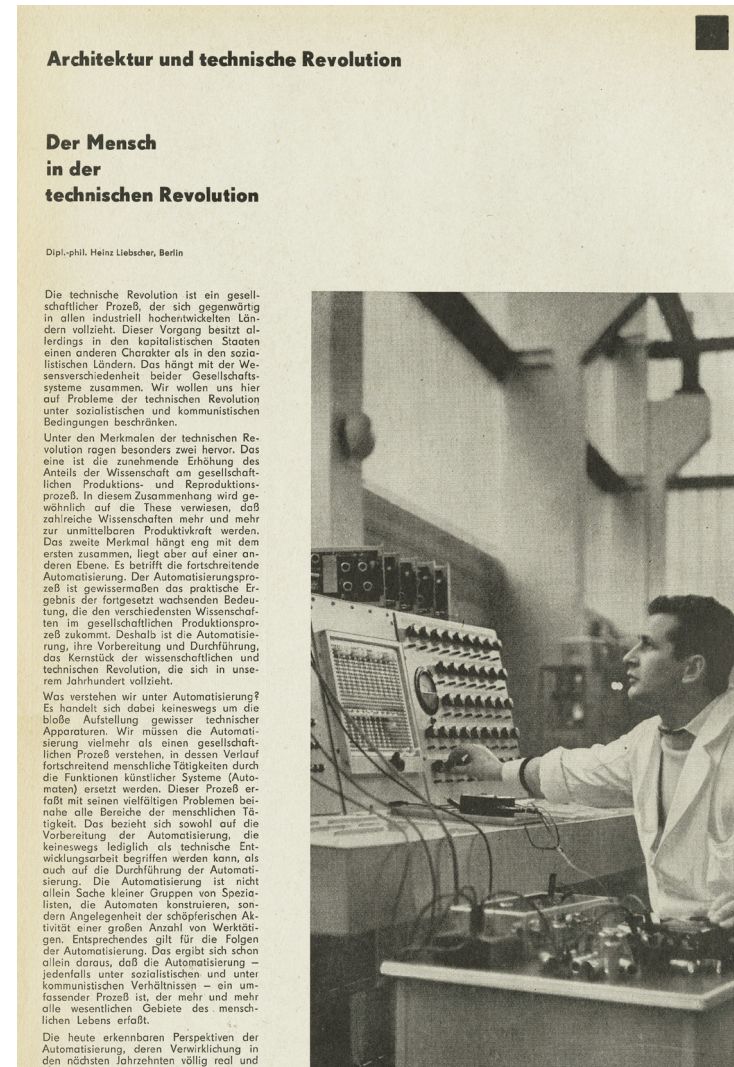
Der Weimarer Architekturhistoriker Christian Schädlich veröffentlichte 1968 in der „Wissenschaftlichen Zeitschrift der Hochschule für Architektur und Bauwesen Weimar“ (HAB) einen Aufsatz über die theoretischen Aspekte des industriellen Bauens, welches auch in der DDR ab Ende der 1950-er Jahre die Phase der handwerklichen ‚nationalen Bautraditionen‘ abgelöst hatte.² Schädlich stellte fest, dass die DDR-Architekturtheorie in dieser neuen Phase „vor der Aufgabe“ stünde, „die Architektur in ihrem Systemcharakter zu erfassen und sie als Teilsystem in das Gesamtsystem der sozialistischen Gesellschaft einzuordnen“.³ Architektur und Planung seien „unmittelbar mit ökonomischen Kategorien verbunden“, da beide als Zweige der Wissenschaften „im Zuge der wissenschaftlich-technischen Revolution ... immer mehr zur unmittelbaren Produktivkraft“ werden würden.⁴ Neue wissenschaftliche Erkenntnisse aus den Bereichen Systemtheorie und Kybernetik würden daher „die Architekturtheorie in die Lage versetzen, bestimmte Phänomene naturwissenschaftlich zu begründen und Zusammenhänge in ihrem Systemcharakter zu begreifen“ (Abb. 1).⁵ Gleichzeitig deutete Schädlich Betonung des „Systemcharakters“ der Architektur an, dass auch die von ihm vertretene, dazugehörige Theorie in einem ‚kybernetischen‘ Wechselverhältnis zur baulichen Praxis stünde. Das Credo des Textes lautete, dass trotz aller kybernetisch-systemischen Ansätze in der Theorie weiterhin auch die klassische, von Vitruv herrührende Kategorie der ‚Angemessenheit‘/‚Einteilung‘ (distributio) bei der Analyse und Bewertung der zeitgenössischen Architektur heranzuziehen sei. Im Unterschied zur ‚Angemessenheit‘ in der Antike, mit welcher Vitruv forderte, „jedem Gebäude ... einem dessen Besitzer angemessene Eintheilung zu geben“,⁶ sei dieser klassengebundene Begriff in der sozialistischen Theorie zu überwinden und durch „das Prinzip der ästhetischen Ökonomie“ zu ersetzen. Nur dadurch käme man von der vitruvianischen distributio

1 Bruno Flierl, Zukunfts-konzeptionen der Architektur, in: Beiträge zur architekturtheoretischen Forschung. Manuskriptdruck, Deutsche Bauakademie/Institut für Städtebau und Architektur (Autorenkollektiv), Berlin 1967, S. 225-261, hier S. 250.

2 Vgl. zuletzt zur Industrialisierung des sowjetischen Bauens unter Chruschtschow: Philipp Meuser, Die Ästhetik der Platte. Wohnungsbau in der Sowjetunion zwischen Stalin und Glasnost, Berlin 2015.

3 Christian Schädlich, Architektur und Ökonomie. Ein Versuch über die architekturtheoretischen Aspekte der Ökonomie, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der HAB Weimar, 4/1968, S. 383-389, hier S. 383.

des Einzelbaus zum „Habitus größerer Funktionsbereiche, zum Beispiel Stadtzentren, Wohngebietszentren“,⁷ also der Angemessenheit von zeitgenössischen, genuin sozialistischen Bauaufgaben.



1 Architektur und technische Revolution. Der Mensch in der technischen Revolution, Artikel aus der „Deutschen Architektur“, 1966 (Ausschnitt)

4 Ebd., S. 386.

5 Ebd., S. 389.

6 Des Marcus Vitruvius Pollio Baukunst, aus der römischen Urschrift übersetzt von August Rode, Leipzig 1796, S. 29, online verfügbar unter: <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/vitruvius1796a/0053> (zuletzt abgerufen 05.05.15).

7 Schädlich (wie Anm. 3), S. 389.

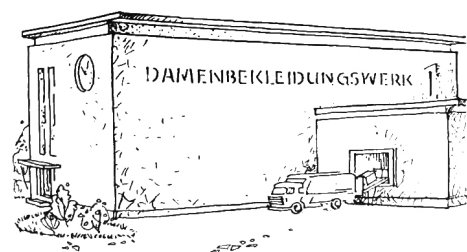


Abb. 32 kybernetischer Automat

2 „Kybernetischer Automat“, aus: Georg Klaus/Heinz Liebscher, Was ist, was soll Kybernetik?, 1. Aufl., Jena u.a. 1966

8 Vgl. jüngst zu den „Verwissenschaftlichungstendenzen“ in der Architektur, besonders in den 1960-er Jahren: Ger- not Weckherlin, Vom Betriebscharakter des Entwerfens. Konjunkturen der Verwissenschaftlichung in der Archi- tektur, in: Sabine Ammon/Eva Maria Froschau (Hgg.), Wissenschaft Ent- werfen. Vom forschenden Entwerfen zur Entwurfsforschung der Architektur, München 2013, S. 171-204.

9 Werner Oechslin, Der Architekt als Theoretiker, in: Winfried Nerdinger (Hg.), Der Architekt – Geschichte und Gegenwart eines Berufsstandes (Ausst.-Kat.), Bd. 2, München/London/ New York 2012, S. 577-602, hier S. 585.

10 Holger Barth hatte schon 2001 auf dieses Spannungsfeld des Modernisie- rungsprozesses in der DDR-Architektur hingewiesen, nämlich jenes „zwischen Rationalität von Planung und dem Anspruch auf individuelle künstlerische Qualität“. Vgl. Holger Barth, „Portraits en miniature“. Architekten und Stadt- planer in der DDR, in: Ders. (Hg.), Gram- matik sozialistischer Architekturen. Lesarten zur historischen Stadtbau- forschung zur DDR, Berlin 2001, S. 21-47, hier S. 22.

11 Eberhard Panitz, Die Eile der Archi- tekten oder die Projektierung der Pro- jektierung (I), in: Neues Deutschland, 18.05.1969, S. 15 sowie Ders., Die Eile der Architekten oder die Projektierung der Projektierung (Schluss), in: Neues Deutschland, 19.05.1969, S. 5.

sierend vermutete?⁹ Oder gab es von verschiedenen Seiten einen bewussten und intendierten Bezug zum Erbe der klassischen Architekturtheorie, um diese auch bei Fragen des sozialistischen Bauens fruchtbar machen zu können?

Neben diversen Primärquellen aus dem bislang weder veröffentlichten noch wei- terführend bearbeiteten Nachlass Kaisers werde ich in meinem Beitrag auch auf ausgewählte Forschungsergebnisse der Zeitgeschichte zum Problem des sozia- listischen Zukunftsdenkens zurückgreifen. Das Nachdenken über Architektur und den Architekten im Zeitalter der wissenschaftlich-technischen Revolution stand, so die hier in Anlehnung an Barth vertretene These,¹⁰ im Spannungsfeld von „eiligen Projektanten“ und „roten Vitruvianern“. Beide Bezeichnungen sind angelehnt an zeitgenössische Zitate. Zum einen entstammen die „eiligen Projektanten“ einer Reportage im „Neuen Deutschland“ (ND) vom Mai 1969, die den Titel „Die Eile der Architekten oder Die Projektierung der Projektierung“ trägt,¹¹ zum anderen sind die „roten Vitruvianer“ in Abwandlung eines vermeintlichen Ehrentitels Richard Paulicks entstanden, der in der zeitgenössischen Literatur und Presse als ‚roter Schlüter‘ oder als ‚roter Knobelsdorff‘ bezeichnet wurde.¹² Paulick, aber auch Kaiser und andere Architekten wie Küttner oder Joachim Bach, stehen für einen kritisch- schöpferischen Umgang mit der vitruvianischen Architekturlehre in der DDR und zeugen von der Vitalität, welche dieser Klassiker im ostdeutschen Teilstaat nach 1945 hatte. Denn die vitruvianische Trias von ‚firmitas, utilitas, venustas‘ besaß nicht nur in den 1950-er Jahren in der Zeit der ‚nationalen Bautraditionen‘ ihre Gültigkeit, sondern wurde auch, zumindest von theoretischer Seite, im industriali- sierten Bauen in Anspruch genommen.

Zu Typologie, Genese und Stand des Architekten im ostdeutschen Staatssozialis- mus zwischen 1945-1989/90 existieren einige Forschungsarbeiten,¹³ darunter die Dokumentation von Architektinnen- und Architektenbiografien vom IRS Erkner und das ebenfalls dort angesiedelte Datenbankprojekt zur DDR-Architektur, aus welchem schon Publikationen hervorgegangen sind.¹⁴ Auch wenn es vereinzelte Überlegungen zum Architektenberuf in der DDR gibt – etwa von Herbert Ricken,¹⁵ Bruno Flierl,¹⁶ Jörn Düwel¹⁷ oder Tobias Zervosen¹⁸ –, ist eine Untersuchung der von ihnen ausgebildeten theoretischen Ansätze im zeitgeschichtlichen Kontext weiter- hin ein Desiderat.¹⁹ Obschon die Forschung bislang nur die Ansätze des theoreti- schen Nachdenkens über Architektur in der DDR freigelegt hat, so heißt dies jedoch nicht, dass den Planern und Architekten der DDR eine generelle Theoriefeindlich- keit unterstellt werden könnte – im Gegenteil. Darauf hat die Forschung schon vor

12 Vgl. Wolfgang Thöner (Hg.), Bauhaus- Tradition und DDR-Moderne. Der Architekt Richard Paulick, München/ Berlin 2006.

13 Vgl. u.a. Elmar Kossel, Hermann Henselmann und die Moderne. Eine Studie zur Modernerezeption in der Architektur der DDR, Königstein 2013.

14 Vgl. Holger Barth/Thomas Topfstedt (Hgg.), Vom Baukünstler zum Kom- plexprojektanten. Architekten in der DDR. Dokumentation eines IRS-Samm- lungenbestandes biographischer Daten, Berlin 2000; Harald Engler, Wilfried Stallknecht und das industrielle Bauen. Ein Architektenleben in der DDR, Berlin 2014.

15 Herbert Ricken, Der Architekt. Die Geschichte eines Berufes, Berlin 1977.

16 Vgl. Flierl (wie Anm. 1), S. 52-75; Ders., Stadtplaner und Architekten im Staatssozialismus der DDR, in: Ders., Gebaute DDR – Über Stadtplaner, Architekten und die Macht. Kritische Reflexionen 1990-1997, Berlin 1998, S. 52-75.

17 Jörn Düwel, Der Architekt als Sozial- ingenieur – Zum Selbstverständnis der Profession in Deutschland im 20. Jahr- hundert, in: Winfried Nerdinger (Hg.), Der Architekt – Geschichte und Gegen- wart eines Berufsstandes (Ausst.-Kat.), Bd. 1, München/London/New York 2012, S. 153-167, insb. S. 160-164.

18 Tobias Zervosen, Architekten in der DDR. Realität und Selbstverständnis einer Profession, Bielefeld 2016 (zugl. Diss. Zürich 2013).

19 Vgl. Oliver Sukrow/Tobias Zervo- sen, Bildende Kunst und Architektur in der DDR. Diskussionsstand und Forschungstendenzen – eine Aktua- lisierung, in: Kunstchronik, 4/2015, S. 178-192.

Schädlichs Ansatz, die vitruvianische Architekturtheorie im Kontext der 1960-er Jahre mit Ansätzen aus der Systemtheorie und der Kybernetik zu aktualisieren, soll hier als Ausgangspunkt für folgende Fragen genommen werden: Wieso be- mühte Schädlich Vitruv? Was hatte Vitruvs Lehre mit dem „Systemcharakter“ der Architektur in der DDR zu tun? Und weiter: War Schädlichs kritische Aktualisierung der vitruvianischen Theorie am Ende der 1960-er Jahre in der DDR ein Einzelfall, entsprungen aus einem spezifischen akademischen Kontext an der HAB oder gab es darüber hinaus Vergleichbares, Paralleles, Gegenteiliges? Ist die hier skizzierte Beobachtung ein Beispiel des Glaubens an die vitruvianische „Prinzipientheorie“ in einer vermeintlich „unbeholfenen Moderne, die nicht mehr weiß, wie es denn zu einer – vitruvianischen – Theorie kam“, wie Werner Oechslin jüngst generali-

längerer Zeit hingewiesen²⁰ und darauf deuten auch meine Funde im Nachlass von Kaiser sowie wissenschaftliche Beiträge aus dem Umkreis der HAB Weimar, ja sogar Zeitungsartikel aus den Parteiorganen über Architektur hin. Sie alle zeugen von jeweils spezifischen theoretischen Reflexionen der gegenwärtigen Bautätigkeit. Es handelt sich jedoch dabei zumeist nicht um strenge Theoriegebäude, sondern lediglich um Ansätze zu einer Theorie, die ich deswegen hier mit „Bausteine zu einer Architekturtheorie“ bezeichnen möchte. Ich orientiere mich des Weiteren an den Forschungen etwa von Hanno-Walter Kruft oder Ákos Moravánszky. Beide Autoren plädieren für eine historisch-kritische Kontextualisierung von Architekturtheorie und für ihre interdisziplinäre Einbettung.²¹ Wie auch schon Kruft, so werde ich im Folgenden ebenfalls unter Architekturtheorie die schriftliche Reflexion über Architektur in einem gewissen historischen Kontext verstehen²² – ein historischer Kontext, der mit den 1960-er Jahren sowohl räumlich als auch zeitlich und kulturgeschichtlich (Ära der wissenschaftlich-technischen Revolution) recht präzise fassbar ist.

„Die Zukunft beginnt heute“ – Der Architekt als Komplexprojek- tant

Zur gegenwärtigen Situation und Zukunftsperspektive von Architektur und des Architektenberufs existierten im Zeitalter der wissenschaftlich-technischen Revolution unterschiedlichste Positionen. Man kann diese mithilfe zeitgenössischer Texte und Quellen nachvollziehen. Zunächst komme ich zur ideologisch-fundierten Sichtweise, wie sie sich in der umfangreichen Zeitungsreportage über die „Eile der Architekten“ darstellt. Meines Erachtens ist diese literarische Verarbeitung architekturtheoretischer und baukünstlerischer Fragen ein wichtiger, aber von der Forschung bislang nicht beachteter Schlüsseltext. Die Reportage erschien im Mai 1969 im ND und schilderte die Situation im Projektierungsbüro und auf den Baustellen des VEB Wohnungsbaukombinats Berlin. Einerseits diente der Artikel der massenmedialen Verbreitung von ideologisch motivierten Vorstellungen über Architektur und den Architektenberuf, andererseits kann er als Beschreibung „alltäglicher“ Probleme und Diskussionen gelesen werden, die in dieser Weise in anderen fachwissenschaftlichen Texten nicht thematisiert wurden. Die in diesem Artikel artikulierten Forderungen entsprechen den zeitgenössischen Vorstellungen vom neuen

Typus des ‚sozialistischen Architekten‘. Diese in erster Linie ideologisch motivierten Zuschreibungen wurden bezeichnenderweise von einem Autor verfasst, der als Schriftsteller, Drehbuchschreiber und Publizist im Sinne des ‚Bitterfelder Weges‘ in den 1960-er Jahren bereits zu einem gewissen Bekanntheitsgrad gelangt war. Die Reportage aus dem ND bietet damit für den Historiker die Möglichkeit, durch die Analyse dieses ‚Blicks von oben‘ einen erweiterten Fokus auf die Diskurse in der DDR der 1960-er Jahre zu gewinnen und auch eine literarisch-journalistische Perspektive in den Quellenkorpus einzugliedern. Panitz trat in seiner Reportage mit sehr weitreichenden und mitunter utopisch anmutenden Forderungen auf, die sich so nicht in den Texten der praktizierenden und theoretisierenden Architekten wiederfinden lassen und die ich hier näher erläutern möchte.

In seiner Reportage widmete sich Panitz den „Widersprüchen und Konflikten“ des „großen Abenteuers unserer Zeit“²³ nämlich dem Planen und Bauen unter den Bedingungen der ‚wissenschaftlich-technischen Revolution‘. Dieses Thema war in den Diskursen der 1960-er Jahre, intensiviert nach dem Mauerbau im August 1961, in allen gesellschaftlichen, politischen, ideologischen und kulturellen Bereichen präsent. Die Zeitgeschichtsforschung hat in den letzten Jahren deswegen für diese Epoche in der Geschichte der DDR die Umschreibung der „utopischen Moderne“ (Martin Sabrow) formuliert.²⁴ Der Text von Panitz schildert aber nicht nur den gegenwärtigen, von Modernisierungstendenzen geprägten Entwicklungsstand, vielmehr ist er auch in pädagogischer Absicht entstanden, führte er doch dem Leser die vermeintlich ‚typischen‘ Protagonisten der Architekturdebatte vor Augen: Architekten, Planer, SED-Kader, Bauleute. Der betont lässige Duktus, der dem Artikel zugrunde lag, sollte nicht darüber hinwegtäuschen, dass er als Appell an eine bestimmte Zielgruppe, nämlich die Architekten und Planer, gerichtet gewesen ist. Ihnen sollte in einer literarischen Schilderung vorgeführt werden, welche planmäßige Entwicklung das Bauen in der DDR nehmen sollte, welche Hindernisse noch auf dem Weg auszuräumen wären und was es überhaupt mit der „Eile der Architekten“ auf sich hätte. Das unausgesprochene Ziel dieser Eile war es, möglichst schnell den Vorstellungen von einem ‚sozialistischen Architekten‘ sowie ‚sozialistischen Bauten‘ für eine ‚sozialistische Umwelt‘ nahe zu kommen.

Neben dem „mythischen Topos“ der Baustelle,²⁵ der von Panitz im Text immer wieder aufgerufen wird, kennzeichnen drei wesentliche Aussagen den Text: Die erste beschreibt den als mangelhaft empfundenen gegenwärtigen Zustand der Projektierung bzw. die sich durch Technologie und Wissenschaft verändernde Rolle des

24 Aus der Fülle von jüngeren Arbeiten zu diesem Problem seien hier nur stichpunktartig einige herausgegriffen. Wölle sprach beim Blick auf die 1960-er Jahre vom „Aufbruch nach Utopia“ (vgl. Stefan Wölle, *Aufbruch nach Utopia. Alltag und Herrschaft in der DDR 1961-1971*, Berlin 2011); Lange spricht bezüglich der DDR-Architektur des Zeitraumes vom „Aufholprozess gegenüber dem Westen“ (Ralf Lange, *Architektur und Städtebau der sechziger Jahre. Planen und Bauen in der BRD und der DDR 1960 bis 1975*, Bonn 2003, S. 37). Charakteristisch und übergeordnet ist für diese Ära der von Sabrow herausgearbeitete „Zukunftspathos als Legitimationsressource“ (Martin Sabrow, *Zukunftspathos als Legitimationsressource. Zu Charakter und Wandel des Fortschrittsparadigmas in der DDR*, in: Heinz-Gerhard Haupt/Jörg Requate (Hgg.), *Aufbruch in die Zukunft. Die 1960-er Jahre zwischen Planungseuphorie und kulturellem Wandel. DDR, CSSR und BRD im Vergleich*, Weilerswist 2004, S. 165-184). Den Sprung auf das vielbemühnte „Weltniveau“ wollte die DDR mit einer allumfassenden Modernisierung schaffen. Zentrales Werkzeug dabei war, wie Herbert feststellte, die „Gestaltung der Zukunft“, die „Verwissenschaftlichung, d.h. die konkrete, wissenschaftlich fundierte Planung“ in Technik, Sozialpolitik, Gesellschaft, Kultur und Architektur. Der Sozialismus und schließlich der Kommunismus als Endziel der geschichtlichen Entwicklung sollten durch „Wissenschaft und Technik“ erreicht werden (Ulrich Herbert, *Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert*, München 2014, S. 727).

25 Vgl. Ákos Moravánszky, *Der Architekt als Erzieher*, in: Nerdinger (wie Anm. 9), S. 603-621, hier S. 603.

20 Vgl. Thomas Hoscislawski, *Bauen zwischen Macht und Ohnmacht. Architektur und Städtebau in der DDR*, Berlin 1991, S. 199-200.

21 Hanno-Walter Kruft, *Geschichte der Architekturtheorie. Von der Antike bis zur Gegenwart*, München 1991; Ákos Moravánszky (Hg.), *Architekturtheorie im 20. Jahrhundert. Eine kritische Anthologie*, Wien/New York 2003.

22 Vgl. Kruft (wie Anm. 21), S. 11.

23 Panitz (wie Anm. 11), S. 15.

Architekten.²⁶ Die zweite Aussage ist als Appell an eine Ökonomisierung der Architektur im Zeichen des industriellen Bauens zu verstehen²⁷ und die dritte Kernaussage handelt von der Gewissheit einer permanenten Dynamik des Gesamtprozesses, der über kurz oder lang zu einer Veränderung des Architektendaseins und dessen Bestimmung führen werde.²⁸

Bezüglich des ersten Punkts lässt sich festhalten, dass der zu überwindende, zum Teil mangelhafte Zustand der Architektur in der DDR von Panitz mittels einer starken Kontrastierung von handwerklich-rückständigem und industriell-fortschrittlichem Bauen verdeutlicht wurde. Wir wissen aus verschiedenen Forschungen zum sozialistischen Zeit- und Revolutionsempfinden, dass in Epochen größerer Umbrüche oft auch „Wandel im Fortschrittsparadigma“ (Martin Sabrow) eintraten²⁹ – so auch im vorliegenden Fall. Die von Panitz angesprochenen Mängel im Bauwesen sollten durch Wissenschaft und Technologie überwunden und die Zukunft ‚planmäßig‘ eingeleitet werden. Die Lücke zwischen Theorie und Praxis zu schließen sei daher dringend erforderlich. Als Vehikel käme dafür aber nur eine automatische Projektierung in Frage: „Der Anteil der Berechnungen mit der elektronischen Datenverarbeitung ist zu gering“,³⁰ zitiert Panitz aus einer Ansprache des Hauptdirektors des Kombinati Eugen Schröter auf einer Betriebsversammlung. Während im automatisierten Baustellenbetrieb viele Abläufe mittlerweile von Maschinen übernommen würden, stünden den Projektanten immer noch lediglich Bleistift, Reißbrett und Papier zur Verfügung. Die grundlegende Arbeit der Architekten hätte sich seit Jahrhunderten nicht geändert. Nun aber, in Zeiten der wissenschaftlich-technischen Revolution, gäbe es auch für sie kein Zurückbleiben in der Tradition. Es gelte, den „in letzter Zeit ... immer offensichtlicher gewordenen“ Widerspruch „zwischen dem raschen Fortschritt in der Baudurchführung und der zurückgebliebenen Projektierung“ aufzuheben. Als Ziel wurde im Text formuliert, dass „1969 die Grundlagen für eine durchgängige Automatisierung der Projektierung zu schaffen“ seien.³¹ Panitz resümierte hierzu: „Aus der Analyse der gegenwärtigen Lage hat sich das Programm der Zukunft konstituiert.“³² Das zweite von Panitz ausgemachte Hauptargument der Veränderungen betrifft die Ökonomisierung des Bauwesens. Dieses wird durch ein Zitat von Wolfgang Radke, eines im Wohnbaukombinats beschäftigten Architekten, veranschaulicht: „Es wurde noch schneller gebaut, und die Projektierung ist in noch größere Zeitnot geraten. Für mich ist die Projektierung Produktion mit besonderem Aspekt, worin besondere technologische Linien gewährleistet sein müssen.“³³

26 Vgl. Panitz (wie Anm. 11), S. 15: „Es wird industriell gebaut: Plattenbauweise, Stahlbetonskelettbauweise, und die üblichen Bauzeiten verkürzen sich immer mehr. Doch ... fehlen die Bauzeichnungen. Die Projektierung kann den eiligen Bauleuten nicht folgen.“ Ferner Wolfgang Radke, zitiert nach Ebd., S. 15: „Der Beruf des Architekten wird revolutioniert. Die Schwierigkeit liegt in der Veränderung des gesamten Schaffensprozeß der Architekten und Ingenieure, wie es die automatisierte Projektierung erfordert. Und das heißt: Was im Studium und im Beruf gelehrt worden ist, genügt in einigen Jahren nicht mehr, es müssen ganz neue Kenntnisse und Fertigkeiten erworben werden.“

27 Vgl. Radke, zit. nach Ebd., S. 15: „Die Bautätigkeit wird auf der Grundlage unserer ökonomischen, technischen und gesellschaftlichen Verhältnisse immer schneller, sie muß auch immer schneller werden, um die im Prognosezeitraum festgesetzten Kennziffern zu erfüllen.“

28 Vgl. Panitz (wie Anm. 11), S. 5: „Ein Reporter, der solchen Neuerungen [im Bauwesen] auf der Spur ist, kann da freilich kaum von Sensationen, knallharten Konflikten oder einer billigen Konfrontation von Alleswissem und Unbelehrbaren berichten. (...) Das neue Programm, die neuen Projektierungsmethoden – in gewisser Hinsicht eine Reihe kühner Versuche – sind kein Hasardspiel, weil sie nicht die Alternative zulassen: alles oder nichts. Es soll vielmehr die Projektierung der Projektierung ermöglichen und die Zukunftsaufgabe im Zeitalter der wissenschaftlich-technischen Revolution realisiert werden, was jetzt zu beginnen hat. (...) Der Beruf des Architekten und mancher Lebenslauf wird sich ändern. Doch Katastrophen und rückläufige Entwicklungen sind da nicht zu erwarten, unsere Zukunft hat den Anspruch genauester Kalkulation, die auf den Erfolg zielt.“

Für Radke war für eine umfassende Rationalisierung und Ökonomisierung des Bauwesens sowohl die Einführung von EDV-basierenden Projektierungsprozessen,³⁴ als auch die Anwendung von modernen Methoden wie der „Fotoprojektierung“ mittels Spezialkameras unumgänglich.³⁵ Dass der Wunsch nach Rationalisierung im Bauwesen kein spezifisches Merkmal des Diskurses um Architektur im Sozialismus war, zeigt ein Blick in Konrad Wachsmanns Buch „Wendepunkt im Bauwesen“ von 1959. Wachsmann gab sich ebenfalls überzeugt, dass die Industrialisierung „eine nicht mehr wegzudiskutierende Tatsache“ sei, welche „jegliche Tätigkeit, Funktion und jedes Objekt direkt oder indirekt beeinflusse.“ Sie müsse „im Mittelpunkt jeder Betrachtung stehen“ und dürfe nicht nur als „Hilfsmittel mißbraucht“ werden.³⁶ Dennoch scheint m. E. die Spezifik in diesem Fall darin zu liegen, dass der Zug zur Rationalisierung alle gesellschaftlichen Bereiche erfassen sollte, auch wenn diese außerhalb der Ökonomie lagen. Wirtschaftshistorische Studien zu den 1960-er Jahren wie jene von André Steiner haben gezeigt, dass sich die DDR aus ihrer innenpolitischen Krise durch ökonomische und gesellschaftliche Reformen und durch eine stärkere Konzentration auf Wissenschaft und Forschung befreien wollte.³⁷

Der dritte entscheidende Punkt in Panitz' Reportage war jene vom Autor gespürte Dynamik, die sich „in der Eile“ von Bauleuten, Architekten und Planern zeigen würde. Panitz schrieb: „Einmal ... gibt es ein Atemholen, Rückschau und Vorausschau, eine persönliche Bilanz, was da geschaffen und versäumt wurde ... Jeder Tag zählt! Alle Probleme fordern: Die Eile der Architekten.“³⁸ Dies stimmt mit Stefan Plaggenborgs Feststellung zum Zeitempfinden in der Sowjetunion nach 1917 überein, dass nämlich Revolutionäre unter Zeitdruck leiden würden und die Legitimation ihres Handelns einzig aus der planmäßigen Realisierung der versprochenen Zukunftsgestaltung ziehen könnten, also vorwärts streben müssten.³⁹ Auch Sabrow erinnerte daran, dass die Zeit im sozialistischen Denken ihren Sinn vor allem mit Blick auf die Zukunft erhalte.⁴⁰ Das bedeutet für eine mögliche Interpretation von Panitz' Text: Auch die Architekten als Entwerfer müssen sich beeilen, um sich zu legitimieren; sie müssen den Rückstand zur industrialisierten Baupraxis aufholen und erhalten ihre Maßstäbe von außen auferlegt.

Die durch Automatisierung und Industrialisierung angestoßenen Veränderungen haben nach Panitz auch Folgen für den Status und die Rolle des Architekten. Auf die Frage, ob denn nicht die automatisierte Projektierung „die Architektur zu Grabe trage“, antwortete Radke:

29 Vgl. Martin Sabrow, Pathosformeln des 20. Jahrhunderts. Kommentar zu Christian Geulen, in: Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History 7 (2010), S. 110-114, S. 113-114.

30 Schröter, zitiert nach Panitz (wie Anm. 11), S. 15.

31 Panitz (wie Anm. 11), S. 5.

32 Ebd.

33 Radke, zit. nach Ebd., S. 15.

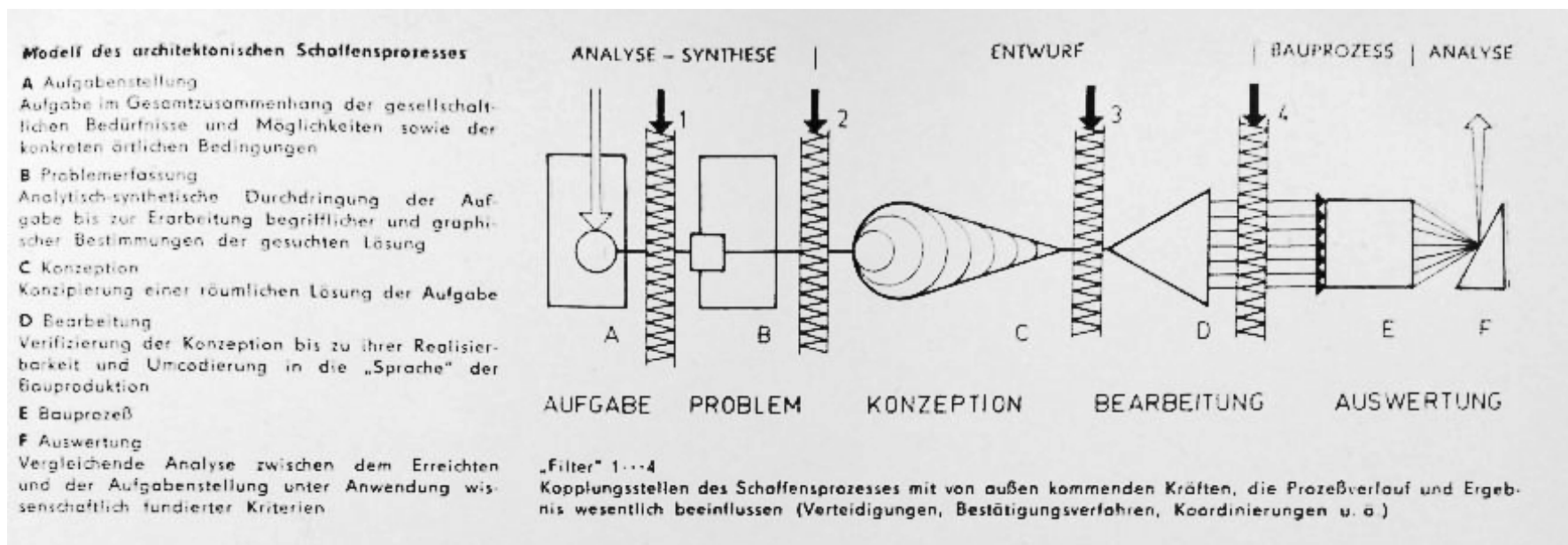
34 Vgl. Radke, zit. nach Ebd.: „Wir müssen jetzt die Projektierungsprozesse ordnen, optimieren, katalagisieren, in Systeme bringen und aufeinander abstimmen; das wird eine bedeutende Produktionssteigerung bringen und ist die Voraussetzung für die Einführung der automatisierten Projektierung.“

35 Vgl. Panitz (wie Anm. 11), S. 5.

36 Konrad Wachsmann, Wendepunkt im Bauen, Wiesbaden 1959, S. 10.

37 André Steiner, „Kein freies Spiel der Kräfte!“ – Das neue ökonomische System als Einheit von Markt und Plan, in: Haupt/Requate (wie Anm. 24), S. 43-64, hier S. 47. Vgl. außerdem Herbert (wie Anm. 24), S. 730 sowie Martin Sabrow, Die DDR in der Geschichte des 20. Jahrhunderts. Einleitungsvortrag zur Tagung der Deutschlandforscher „Die DDR in der Geschichte des 20. Jahrhunderts“, Wittenberg, 8.-10.11.2007, S. 1-22, hier S. 16, www.zzf-pdm.de/Portals/_Rainbow/Documents/Sabrow/Die%20DDR%20im%20Zwanzigsten%20Jahrhundert.pdf (zuletzt abgerufen 11.05.15).

38 Panitz (wie Anm. 11), S. 15.



3 Modell des architektonischen Schaffensprozesses, aus: Herbert Ricken, Neue Probleme der architekturtheoretischen Forschung, in: Deutsche Architektur, 1/1968

„Es ist im Gegenteil historisch erwiesen, daß jede Reduzierung der manuellen Tätigkeit ... Kräfte für geistige und schöpferische Arbeit frei macht. Der Architekt wird dann erst seinen wirklichen Aufgaben voll gerecht werden können, er wird seine Kräfte nicht mehr verzetteln. (...) Wir werden endlich wieder Zeit haben, verschiedene städtebauliche Lösungen zu durchdenken, mehrere Varianten mit der EDV zu durchrechnen und zu optimieren. Der Beruf des Architekten wird revolutioniert. Die Schwierigkeit liegt in der Veränderung des gesamten Schaffensprozesses der Architekten und Ingenieure, wie es die automatisierte Projektion erfordert.“⁴¹

Auch Wachsmann besprach bereits in den 1950-er Jahren die Folgen der Automation und äußerte sich vergleichbar: „Die Automation ist nichts weiter als der unter vollkommene Kontrolle gebrachte Arbeitsvorgang“. Die Automation sei „identisch mit der Entwicklung der Zivilisation“ und positiv zu werten, da „das Individuum Mensch durch sie nicht mehr zu unwürdigen Handlangerdiensten mißbraucht“ würde, sondern sich befreit Arbeiten widmen könne, „die seiner Kapazität“ entsprächen.⁴² Die Parallelen zwischen Wachsmanns „Wendepunkt“ und Panitz’

39 Vgl. Stefan Plaggenborg, Versteigter Gegenwart. Über das Zeitverständnis im real existierenden Sozialismus, in: Martin Schulze Wessel/Christiane Brenner (Hgg.), Zukunftsvorstellungen und staatliche Planung im Sozialismus. Die Tschechoslowakei im ostmitteleuropäischen Kontext 1945 - 1989 (Vorträge der Tagung des Collegium Carolinum in Bad Wiessee vom 22. bis 25. November 2007), München 2010, S. 19-32.

„Eile der Architekten“ liegen in den hier benannten Argumenten auf der Hand. In Panitz’ Geschichte sahen die ‚Helden‘ noch weiteres Entwicklungspotenzial und stießen in eine utopische Zeitebene vor. So zitierte Panitz den Technischen Direktor des Kombinats, Arno Knuth, folgendermaßen: „In Zukunft müßten wir zu einer Forschungsgemeinschaft des gesamten Bauwesens kommen, zur komplexen sozialistischen Großforschung. Irgendein Gremium müßte die gesamte Weiterentwicklung koordinieren, ausgerüstet mit Vollmachten, um Seitensprünge und Irrwege auszuschalten. Wer an irgendeinem Lieblingsthema arbeitet, das gesellschaftlich uninteressant ist, muß dann eins auf die Finger bekommen. Wir brauchen alle Kräfte für die Haupttrichtung: schneller, besser und billiger bauen!“⁴³ Dabei entsprach der ‚Wunsch‘ des Architekten schon längst der Realität, denn nicht „irgendein Gremium“ saß an der Schaltstelle, sondern die SED. Auch an dieser Stelle möchte ich noch einmal darauf hinweisen, dass der „klassische Architekt“, der in der Lesart von Panitz eine Art kreativer Handwerker war, ausgedient und sich völlig der Großforschung unterzuordnen hatte. Panitz schrieb dazu, dass die

40 Sabrow (wie Anm. 24), 173.

41 Radke, zit. nach Panitz (wie Anm. 11), S. 15.

42 Wachsmann (wie Anm. 36), S. 104.

43 Knutz, zit. nach Panitz (wie Anm. 11), S. 5.

Äußerungen seiner Gesprächspartner mitunter „etwas von der Prägnanz mathematischer Gleichungen“ gehabt hätten. Davon sei die „vorwärtsdrängende Gedankenarbeit“ der im Kombinat beteiligten Architekten und Planer gekennzeichnet gewesen.⁴⁴ Wohin die Projektierung der Projektierung in der DDR letztlich führen sollte, erläuterte am Ende der Reportage der Architekt Radke: „Es muß entstehen, was wir als eine sozialistische Architektur und eine sozialistische Stadt empfinden. Die formulierte Aufgabe der Bauausführung ist: dies nach den Erfordernissen der Gesellschaft herzustellen.“ Und weiter: „Also ist die Projektierung auch ein Teil des Produktionsprozesses, und sie darf also die anderen Prozesse dieses Systems nicht länger behindern oder negativ beeinflussen.“⁴⁵ Gerade die von Panitz, Radke und Knuth gebrauchte Terminologie mit Begriffen wie „System“ oder „Störung“ erinnert daran, wie stark der Einfluss der Kybernetik als Lehre von regulierbaren und miteinander in Beziehung stehenden Ordnungen auch im DDR-Architekturdiskurs der späten 1960-er Jahre war (Abb. 2, 3).⁴⁶

Und noch etwas fällt beim Lesen am Ende der Reportage auf: die Unausweichlichkeit, die Zwangsläufigkeit, die Gesetzmäßigkeit, die Panitz in der Verwissenschaftlichung des Bauwesens erkennt. „Das neue Programm, die neuen Projektierungsmethoden“, so heißt es, seien „kein Hasardspiel, weil sie nicht die Alternative zulassen: alles oder nichts“.⁴⁷ Die Zukunft wird somit planmäßig eintreten, wie es sich die Projektanten der Projektierung vorstellen.⁴⁸ Unter der Überschrift „Die Zukunft beginnt heute“ fasste Panitz den ‚utopischen Charakter‘, der aber hier planmäßig-steuerbar und vor allem technologisch determiniert begriffen wird, zusammen: „Es soll vielmehr die Projektierung der Projektierung ermöglicht und die Zukunftsaufgabe der wissenschaftlich-technischen Revolution realisiert werden, was jetzt zu beginnen hat. Die Arbeit vieler Menschen muß dadurch über Jahre hinweg beeinflusst, geändert und schöpferisch gestaltet werden. Der Beruf des Architekten und mancher Lebenslauf wird sich ändern. Doch Katastrophen und rückläufige Entwicklungen sind nicht zu erwarten, unsere Zukunft hat den Anspruch genauester Kalkulation, die auf den Erfolg zielt“.⁴⁹ Die Zwangsläufigkeit des planerischen Zugriffs auf die Zukunft deckt sich mit der jüngeren Zeitgeschichtsforschung, welche ein Zusammengehen von Fortschrittspathos und Planungseuphorie für die 1960-er Jahre in der DDR konstatiert.⁵⁰ Die Faszination für die Planung der Zukunft und der auch in Panitz' Text durchscheinende Optimismus zeigt, mit Martin Schulze Wessel gesprochen, dass Verwissenschaftlichung, Planung und Zukunftsdenken in einem engen Wechselverhältnis standen: „Planung ist ein Ver-

fahren des Zugriffs auf die Zukunft, das an bestimmte Vorstellungen von Zukunft gebunden ist.“⁵¹ Planung habe aber auch ihre Wirkungen im Hier und Jetzt und „verlangt von der Gegenwart Investitionen in die Zukunft.“⁵² Das ist genau der Tenor von Panitz' Reportage vom Mai 1969. Die dort thematisierte Planung der Architektur und des ‚Architekten von morgen‘ suggerierte Erfolgsaussichten, da sie einerseits einen rationalen „Zugriff auf die Zukunft“ versprach und andererseits auf der „formierenden Wirkung, welche der Prozess der Planung bereits in der Gegenwart ausübte“, basierte.⁵³

Obwohl Panitz' Text von technizistischen und kybernetischen Topoi geprägt ist und das handwerklich-künstlerische Element des Architektendaseins in der DDR kritisiert, stellte er auf der inhaltlichen Ebene eine historische Kontinuität zum traditionellen Verständnis des Architekten als ‚Dirigenten‘ dar. Seit der Industrialisierung im 19. Jahrhundert existierte diese Berufsmetapher bereits. Nach Moravánszky kann der ‚eilige Projektant‘ bei Panitz auch als ein ‚Dirigent‘ gesehen werden, vereinte er doch auch „verschiedene Kompetenzen, Kenntnisse und Akteure“ und stand letztlich ebenso für die Sehnsucht nach der „großen Synthese von Wissenschaft und Kunst“.⁵⁴ Somit könnte man im utopischen Typus des ‚sozialistischen Architekten‘, wie er von Panitz geschildert wurde, nicht nur eine politisch-ideologische Maßnahme zur Unterwerfung des Künstler-Architekten sehen – eine Entwicklung, die, so Barth, „eine ganze Reihe von Architekten“ dazu veranlasste,⁵⁵ in die BRD überzusiedeln –, sondern auch einen unter spezifischen Umständen gestarteten Versuch, den wissenschaftlich-technischen Fortschritt mit dem industriellen Bauen im Pathos des Architekten als Wissenschaftler zu personifizieren und zusammenzuführen. Ein Versuch jedoch, der gerade in den Post-Wende-Diskursen nach 1989/90 um den Stellenwert der DDR-Architektur zu Einschätzungen wie der von Dieter Hoffmann-Axthelm über eine anonymisierte „Apparatearchitektur“ geführt hat.⁵⁶ Der Autor ging sogar so weit zu behaupten, dass es die „DDR-Bauorganisation ... fertiggebracht“ habe, „einen Beruf einzusparen, den des Architekten“.⁵⁷ Um diese beiden Extreme einer anonymen „Apparatearchitektur“ und der Auslöschung des Architekten ging es Panitz nicht, doch gleichwohl hatte sein Text die Botschaft, dass der ‚alte‘ Architektentypus, wie er etwa von den Heroen der klassischen Moderne repräsentiert wurde, zu überwinden und durch einen neuen, sozialistischen Architekten zu ersetzen sei. Dabei streifte Panitz zwar das Verhältnis von Architektur und Kunst, doch ging er der Frage nach der Identität des Architekten als kreativem Schöpfer bzw. als technokratischem Ingenieur nur in Ansätzen nach.

44 Panitz (wie Anm. 11), S. 5.

45 Radke zitiert nach Panitz (wie Anm. 11), S. 5.

46 Vgl. zuletzt zum Wechselverhältnis von Architektur und Kybernetik: Georg Vrachliotis, *Geregelte Verhältnisse. Architektur und technisches Denken im Zeitalter der Kybernetik*, Wien/New York 2011. Vgl. zum zeitgenössischen Verständnis der Kybernetik und ihrer Anwendungsbereiche: Heinz Liebscher, Georg Klaus zu philosophischen Problemen von Mathematik und Kybernetik, Berlin 1982 sowie Ders., *Systemtheorie und Kybernetik in der philosophischen Sicht von Georg Klaus*, in: Peter Ruben/Hans-Christoph Rauh (Hgg.), *Denkversuche. DDR-Philosophie in den 60er Jahren*, Berlin 2005, S. 157–175.

47 Panitz (wie Anm. 11), S. 5.

48 Vgl. neuerdings zur Zukunftsforschung und Planung nach dem Zweiten Weltkrieg: Elke Seefried, *Zukünfte: Aufstieg und Krise der Zukunftsforschung 1945–1980*, Berlin/Boston 2015.

49 Panitz (wie Anm. 11), S. 5.

50 Vgl. Sabrow (wie Anm. 24), S. 173–174.

51 Martin Schulze Wessel, *Zukunftsentwürfe und Planungspraktiken in der Sowjetunion und in der sozialistischen Tschechoslowakei – zur Einleitung*, in: Ders./Brenner (wie Anm. 39), S. 1–18, hier S. 1.

52 Ebd.

53 Ebd.

54 Moravánszky (wie Anm. 21), S. 603.

55 Barth 2001 (wie Anm. 10), S. 30.

56 Dieter Hoffmann-Axthelm, *Rückblick auf die DDR*, in: Arch +, 103/1990, S. 66–73, hier S. 71.

57 Ebd. (wie Anm. 55), S. 68.

Eine Stimme aus der Praxis: Josef Kaisers Positionen zum Bauen in der wissenschaftlich-technischen Revolution⁶⁰

Neben der Argumentation, wie sie in Panitz' Text aus dem ND deutlich wird, und die sich ganz auf die Ökonomisierung und Rationalisierung konzentrierte, existierten in der DDR auch andere Positionen. Will man den Überlegungen professioneller Architekten zu den genannten Problemfeldern nachspüren, dann lohnt sich ein paralleler Blick, etwa auf jene Texte, die im Umkreis der HAB Weimar als eine der führenden wissenschaftlichen Einrichtungen zur Erforschung der Praxis und Theorie von Architektur entstanden sind. Die im weiteren Verlauf erwähnten Fachvertreter verbindet zweierlei. Zum einen waren sie durch ihre Affiliation mit der HAB Weimar an wichtigen Schnittstellen zwischen Theorie und Praxis tätig, zum anderen äußerten sie sich alle in den 1960-er Jahren zu theoretischen Fragen und zu zukünftigen Entwicklungsproblemen des Architektenberufs.

Zunächst komme ich zu Kaiser. Er thematisierte mehrfach in den 1960-er Jahren die Frage des architektonischen Gestaltens im Zeitalter der wissenschaftlich-technischen Revolution. Bislang wurde diese Komponente in seinem Schaffen von der Forschung nicht beachtet, sieht man einmal von Ulrich Hartungs Studie zu den DDR-Kulturhäusern der 1950-er Jahre ab.⁵⁸ Ich will hier daher den Blick auf den Theoretiker Kaiser lenken und danach fragen, wie dieser etablierte, aber nicht unumstrittene Architekt zu den Herausforderungen seiner Zeit stand. Als Quellenbasis standen mir die nicht publizierten Aufsätze und Reden Kaisers aus seinem Nachlass zur Verfügung. Primär beziehe ich mich auf seine Vorlesung „Zur Theorie und Praxis architektonischen Gestaltens“, die er erstmalig während eines Lehrgangs des Weiterbildungsinstitutes der HAB Weimar am 22. September 1969 gehalten hatte. Nach Oechslin kann der in der Vorlesung Kaisers erfolgte Bezug „einer Theorie auf einen klar umrissenen Gegenstand“ als narrative Strategie gedeutet werden, die dem theoretisierenden Architekten „Kompetenz und Autorität“ verleiht.⁵⁹ Auch bei Kaiser ist diese Tendenz Ende der 1960-er Jahre zu beobachten, entwickelte er doch just zu diesem Zeitpunkt, zu welchem er zum Professor an das Weiterbildungsinstitut der HAB Weimar berufen worden war, seine Argumente anhand seiner eigenen Projekte in der DDR. Kaiser kam also von der Baupraxis zur Architekturtheorie, was ihn z. B. von seinem Weimarer Kollegen Schädlich unterschied. Was zeichnete also die Architekturtheorie des Praktikers Kaiser aus?

Grundlegend ist für ihn die Vorstellung, dass Architektur als Bau-Kunst und nicht

nur als Bau-Wesen zu behandeln sei. Kunst und Architektur müssten sich nach seinem Ermessen auf der Grundlage von „Gesetzmäßigkeit“ zum „Stil“ entwickeln.⁶⁰ Schon einige Zeit vor 1969 hatte Kaiser Kunst und Architektur als zusammengehörig beschrieben, wie aus einem im April 1963 vor dem VEB Berlin-Projekt vorgetragenen Referat mit dem Titel „Bauwesen, Baukunst und der Bitterfelder Weg“ deutlich wird und wo er ebenfalls die Architektur primär als eine Kunst beschrieb, welche den Menschen erziehen könne.⁶¹ In seiner Weimarer Vorlesung von 1969 argumentierte Kaiser, dass Architektur „ihre künstlerische Aussage ausschließlich mit dem Gestaltungsmittel von Proportion und Maßverhältnis“ treffen könne.⁶² Er kritisierte, dass man dennoch gegenwärtig „Fertigteile ... ausschließlich nach dem Resultat des Rechenschiebers und ohne jede ästhetische Kontrolle und Einstimmung millionenfach“ herstelle: „Oder hat man das schon erlebt, daß man eine Summe von Häßlichkeit zu einem harmonischen Ganzen fügen kann?“⁶³ Kaiser nannte diesen Zustand den „Primitivkult“. Diesem stellte er „die Pflicht zur Architektur, zum gestalteten Inhalt, zum Kunstwerk im Nutzwert“ gegenüber.⁶⁴

In Anlehnung an die vitruvianische Architekturlehre befasste sich Kaiser in den 1960-er Jahren „mit der Suche nach einem festen Punkt“, um von dort aus „das geistige Rüstzeug für [die] tägliche Praxis“ zu erhalten.⁶⁵ Er ging dabei in der Zeit einen Schritt zurück zum vorindustriellen Bauen, welches auf dem „Gestaltungsgesetz“ beruht habe und besage, dass „in der Ausgewogenheit, in der Übereinstimmung von Funktion, Konstruktion und Inhalt, ... die Form, die Gestalt“ resultiere.⁶⁶ Kaiser notierte zudem, dass man seit dem Beginn des industriellen Bauens in der DDR dieses „Gestaltungsgesetz“ vernachlässigt, ignoriert und missachtet habe, was zu Problemen und zur Vernachlässigung der Architektur als Bau-Kunst geführt habe. Zwar erkannte Kaiser an, dass sich architektonische Funktionen und Inhalte im Laufe der Entwicklung verändert hätten, doch sei für ihn das „Gestaltungsgesetz“ ein „zeit- und klassenindifferentes, ein elementares künstlerisches Grundprinzip“, bei welchem man immer wieder „neu beginnen müsse, wenn die Tradition versag[e], ver[lösche]“. ⁶⁷ Eine solche Situation erkannte er auch in der wissenschaftlich-technischen Revolution und im industriellen Bauen der 1960-er Jahre, die behoben werde müsse.

Kaiser besprach des Weiteren systematisch die Elemente des „Gestaltungsgesetzes“. Er begann bei deren „Funktion“ und schlug vor, diese durch „Zweck“ zu ersetzen.⁶⁸ Architektur hatte für ihn sowohl einen ideellen als auch einen materiellen Zweck. Beide Aspekte müssten ein Gleichgewicht bilden, denn eine Unausgewo-

60 Nachlass Josef Kaiser, Dresden: Josef Kaiser, Ein Beitrag zur Theorie und Praxis architektonischen Gestaltens. Vorlesung auf den Lehrgängen des Weiterbildungsinstitutes der Hochschule für Architektur und Bauwesen in Weimar/Naumburg, erstmalig vorgetragen am 22.09.1969, verfasst Juli-September 1969, überarbeitet und erweitert März-April 1970, 48 Seiten, S. 4.

61 Nachlass Josef Kaiser, Dresden: Josef Kaiser, Bauwesen, Baukunst und der Bitterfelder Weg. Diskussionsbeitrag auf der „Ökonomischen Konferenz“ von VEB Berlin-Projekt am 09.04.1963, 13 Seiten, S. 1.

62 Kaiser (wie Anm. 60), S. 4.

63 Ebd., S. 5.

64 Ebd., S. 17.

65 Ebd., S. 5.

66 Hier und im Folgenden Ebd., S. 6.

67 Ebd., S. 7.

58 Ulrich Hartung, Arbeiter- und Bauertempel. DDR-Kulturhäuser der fünfziger Jahre. Ein architekturhistorisches Kompendium, Berlin 1997, insb. S. 91-99 (zum Kulturhaus der Maxhütte in Unterwellenborn).

59 Oechslin (wie Anm. 9), S. 577.



4 Josef Kaiser, Vergleich zeitgenössischer Bauten in der DDR mit dem Turmaufbau der Dresdner Hofkirche

genheit stelle eine „ungelöste Funktion“ dar.⁶⁹ Zu den ideellen Komponenten von Architektur zählte Kaiser Raumorganisation, Ausstattung und Bildschmuck. Diese seien nicht nur bloße Zutaten, sondern „unablösbarer Bestandteil der funktionellen Qualität“ und je nach Bauaufgabe unterschiedlich ausgeprägt.

Anschließend wandte sich Kaiser der Kategorie des „Inhaltes“ im Gestaltungsgesetz zu. Hier diene ihm die vitruvianische Trias von Nützlichkeit, Festigkeit und Schönheit als argumentative Grundlage. Aber: Kaiser pflichtete der marxistischen Theorie bei, in welcher der Begriff der Schönheit „zu eng, zu glatt gefaßt“ sei, wes-

68 Ebd., S. 8.

69 Ebd., S. 10.

halb dafür der Begriff „Inhalt“ gesetzt wurde.⁷⁰ Folglich wurde der „Inhalt“ von Architektur bei Kaiser weitläufig als „Geistes- und Empfindungshaltung“ begriffen. Diese könne verschiedene Einflüsse widerspiegeln, so zum Beispiel das Weltbild oder die Ideologie der herrschenden Klasse, die Individualität des Schöpfers, das Thema oder die Bauaufgabe; die Ortsgebundenheit, welche ein Thema variieren könne, sowie die Auftraggeberschaft oder die Wünsche des Bauherren.⁷¹ Der Inhalt eines Werkes, seine „Geistes- und Empfindungshaltung“, wird nach Kaiser durch baukünstlerische Gestaltungsmittel in eine geistig-emotionale Aussage umgesetzt. Auch dieses Argument hatte Kaiser bereits früher an anderer Stelle entwickelt, unter anderem in seiner Rede 1963 vor dem VEB Berlin-Projekt: Die „künstlerische Aussage“ sei „nichts anderes als die Darstellung des Weltbildes, der Geisteshaltung einer Epoche. Die Mittel der baukünstlerischen Gestaltung seien die „Proportions- und Maßregeln“ der Architektur. Wenn diese Mittel mangelhaft seien oder gar missachtet werden würden, dann könne es keine korrekte Vermittlung des Inhalts und keine Befolgung des „Gestaltungsgesetzes“ geben; und somit auch keine, auf Vitruvs Lehre verweisende, „Schönheit“ der sozialistischen Architektur, wie Kaiser 1969 dozierte (Abb. 4).⁷²

Kaiser war der Ansicht, dass auch die sozialistische Architektur auf dem klassenindifferenten Gestaltungsgesetz aufbauen müsse, „um sich zu Baukunst und Baustilformen zu können.“⁷³ Denn in Kaisers Vorstellung habe die „neue“ Architektur im Sozialismus den gleichen Grundprinzipien wie in der Antike zu folgen, selbst wenn sich die Funktionen, Aufgaben und technischen Möglichkeiten radikal durch die Industrialisierung geändert hätten: „Nun ist aber Architektur, wie übrigens jede andere Kunst auch, eine Komposition von Rhythmus, Spannung, Dissonanz und Harmonie, also des Spieles unterschiedlicher Maßverhältnisse. (...) Und dies wird auch immer so bleiben“, so Kaiser 1963.⁷⁴ Weiterhin müssten, führte er 1969 aus, die Proportionsmaße, die aus der geometrischen Konstruktion mit dem Quadrat und dem Zirkel entstehen, als „von der Natur dem Menschen eingegebenes ... klassenunabhängiges Gesetz“ gelten, auch wenn sich die Gestaltung der Architektur „produktionsbedingt, inhaltsgesteuert und klassenabhängig“ ändere (Abb. 5, 6).⁷⁵ In der neuen sozialistischen Architektur gälten weiterhin „die Regeln der Tektonik“, auch bei den neuartigen Vorhangfassaden.⁷⁶ An der Fassade müsse sich die „innere Gebäudegliederung“ widerspiegeln. In der DDR seien diese Grundprinzipien der Baukunst aber derzeit nicht mehr wirksam. Kaiser zeichnete deswegen am Ende der 1960-er Jahre eine skeptische Prognose der gegenwärtigen Lage:

70 Ebd., S. 12.

71 Vgl. Ebd., S. 12-13.

72 Ebd., S. 15.

73 Ebd., S. 7.

74 Kaiser 1963 (wie Anm. 61), S. 6.

75 Kaiser 1969 (wie Anm. 60), S. 16.

„Welche Situation entsteht, wenn man dieses optische Maßgerüst mißachtet und Architektur nur nach dem praktischen Rechenschieberergebnis, also mit geschlossenen Augen bemißt? Wenn man Brüstungshöhen, Geschoßhöhen ... etc. aus dem Rechenschieberergebnis von Flächenökonomie ... usw. nicht als noch zu gestaltendes Rohmaterial, sondern als endgültige Form akzeptiert? Solche Architektur gleicht dem Spiel auf ungestimmten Instrumenten“.⁷⁷

Die grundsätzliche Kritik am industriellen Bauen hatte Kaiser – dies zeigen die Unterlagen im Nachlass – bereits mehrere Jahre vor der Weimarer Vorlesung beschäftigt. In seinem Vortrag „Mängel im Bauwesen“ (1962) plädierte er zum Beispiel dafür, der baukünstlerischen Seite mehr Gewicht zu verleihen.⁷⁸

Zur Frage der Entwicklung einer Architekturtheorie in der DDR äußerte sich Kaiser in seiner Vorlesung ebenfalls. Er war nicht der Meinung, dass man „die Theorie den Theoretikern überlassen“ solle.⁷⁹ Stattdessen müsse „auch der Praktiker ... an der Klärung theoretischer Probleme und Zusammenhänge mitarbeiten“, dieser sei hierzu „kompetent“ und „verpflichtet“. Dass die Architekturtheorie erst in den Anfängen stecke, lag laut Kaiser daran, dass diese zu stark von einer philosophischen Warte aus angegangen wurde. Der Sachverhalt, dass der „Architekt in bildhafter Vorstellung denk[e] und schaff[e]“, stünde im Gegensatz zum Philosophen, der „in einer abstrakten Begriffswelt denk[e] und schreib[e]“. Aus diesem Grunde klappte eine Lücke zwischen der Theorie und den Praktikern, die nur durch eine enge Kooperation geschlossen werden könne.

1969 ging Kaiser auch auf die „Ökonomie“ im Bauwesen und die „automatisierte Projektion“ ein. Beides wollte er am „Gestaltungsgesetz“, das heißt an Funktion, Konstruktion und Form, gemessen wissen. Die finanzielle Seite stellt für ihn „keinen Bewertungsfaktor“ dar,⁸⁰ sie war ihm „integrierter Bestandteil“, nicht jedoch übergeordnet. Er schrieb: „Eine Architektur ist nicht künstlerisch mehr oder weniger wertvoll, weil sie mehr oder weniger ... gekostet hat. (...) Ein absurder Gedanke.“

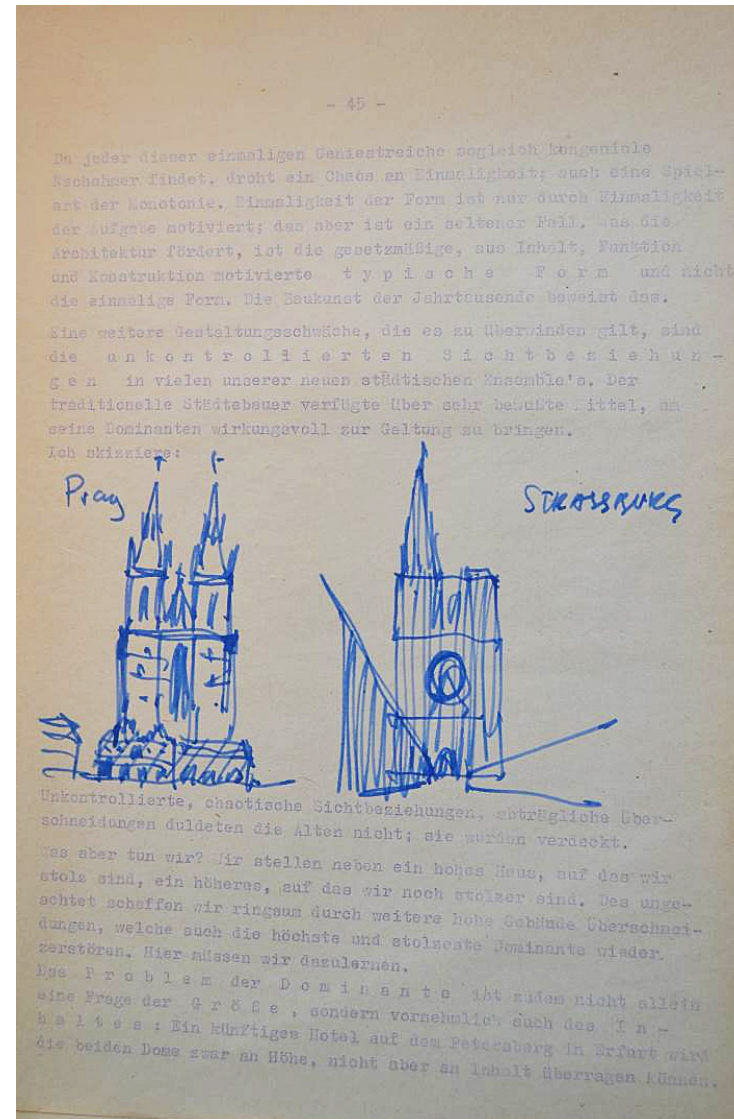
Zur Legitimation paraphrasierte er Adolf Loos' Ausspruch „Was ist wertvoller, ein Kilo Stein oder ein Kilo Gold?“ von 1898.⁸¹ Im Vortrag vor dem VEB Berlin-Projekt von 1963 sprach Kaiser das gleiche Problem an und bemängelte „die technisch-ökonomisch-künstlerische Zusammenhangslosigkeit mit der unser Bauschaffen schon vor Inangriffnahme einer konkreten Aufgabe zum Teil noch belastet [sei]“.⁸² Er war der der Ansicht, dass auch in der automatisierten Projektion die baukünstlerische Methode zum Ausdruck des Inhalts „produktions- und klassenunabhängig gültig bleibt“.⁸³ Das bedeutet, dass das Gestaltungsgesetz konstant bleibt, auch

⁷⁶ Hier und im Folgenden Ebd., S. 44.

⁷⁷ Ebd., S. 16.

⁷⁸ Vgl. hier und im Folgenden Nachlass Josef Kaiser, Dresden: Josef Kaiser, Mängel im Bauwesen. Ihre prinzipiellen Ursachen. Vorschläge für prinzipielle Verbesserungsmaßnahmen, Mai 1962, 17 Seiten, S. 15.

⁷⁹ Hier und im Folgenden Kaiser 1969 (wie Anm. 60), S. 8.

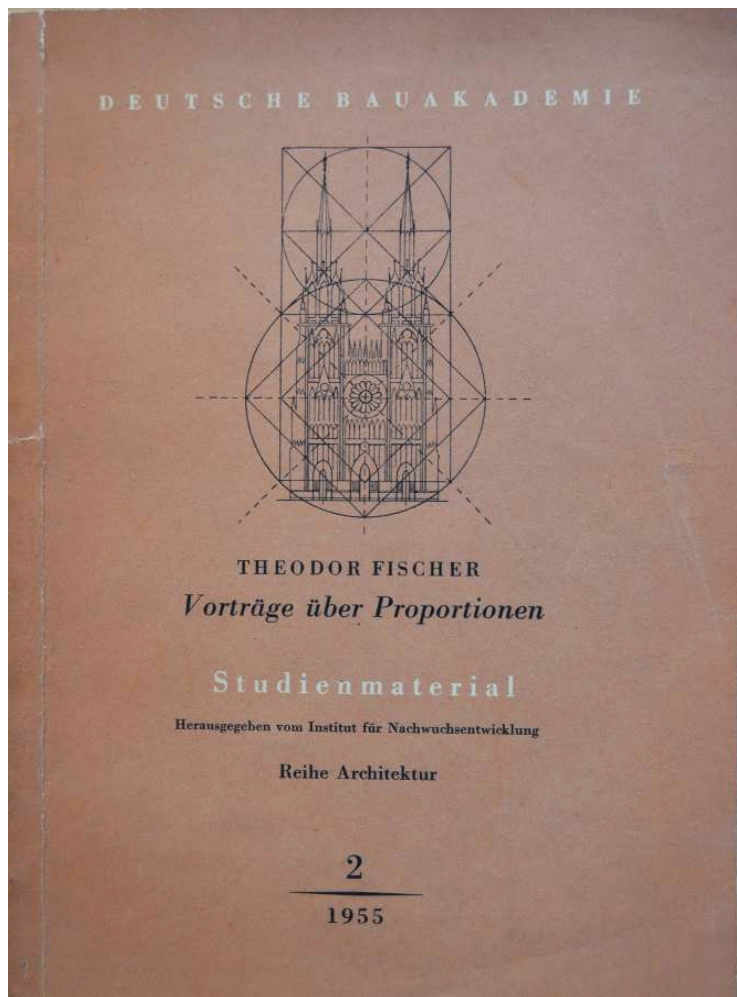


5 Josef Kaiser, Vergleich städtebaulicher Dominanten und Blickachsen anhand der Teynkirche Prag und des Straßburger Münsters

⁸⁰ Hier und im Folgenden Ebd., S. 41.

⁸¹ Vgl. Adolf Loos, Die Baumaterialien (28. August 1898), in: Hans Glück (Hg.), Adolf Loos: Sämtliche Schriften, 2 Bde., München/Wien 1962, hier Bd. 1, S. 99-104, hier S. 99: „Was ist mehr wert, ein kilo stein oder ein kilo gold? Die frage erscheint wohl lächerlich. Aber nur für den kaufmann. Der künstler wird antworten: Für mich sind alle materialien gleich wertvoll.“

wenn sich Bauaufgaben, Auftraggeber, Technik, Materialien und Konstruktionen geschichtlich ändern. Mit Blick auf die automatisierte Projektierung, die ja für Panitz zentral war, glaubte auch Kaiser daran, dass „künftige Technologien, automatisierte Fertigung und Projektierung ... willkommene Hilfsmittel zur Steigerung und



6 Theodor Fischer, Vorträge über Proportionen. Studienmaterial, hg. v. der Deutschen Bauakademie – Institut für Nachwuchsentwicklung, Berlin 1955

82 Kaiser 1963 (wie Anm. 61), S. 9.

Erleichterung der materiellen und geistigen Produktion“ seien.⁸⁴ Er bewertete dies also von einem pragmatischen Blickpunkt aus, setzte jedoch den technologischen Fortschritt in der Baukunst auf Kosten seines „Gestaltungsgesetzes“ nicht absolut. Kaiser akzeptierte eine stetige Veränderung der Gestaltungsmittel und deren Einfluss auf die Komposition. Gleichzeitig warnte er: „Würde jedoch industrielle Fertigung und Automation die schöpferische Tätigkeit des Menschen verhindern, würde sie der materiellen Kultur nur auf Kosten der geistigen Kultur dienen können, so wäre sie im Sinne der Gesellschaft unbrauchbar“.

Am Ende seines Vortrages skizzierte Kaiser einige Entwicklungen, die seiner Ansicht nach die zukünftige Baukunst prägen würden. Hier nannte er zum einen den Sprung von einer Vielzahl von kleinen Baueinheiten zu großen und zum „Ensemble“. Zum anderen aber sah er einen „bahnbrechende[n] Qualitätssprung“ hin zu einer „konsequente[n] Neustruktur der Stadt“ mit neuen „Gebäudekategorien“.⁸⁵ Er äußerte die Hoffnung, dass die Architekten sich weder dem Streben nach „Einmaligkeit der Form“ noch „unkontrollierte[n] Sichtbeziehungen“ im städtischen Raum noch einem Höhenrausch sogenannter „städtebauliche[r] Dominanten“ hingeben würden.⁸⁶ Vielmehr wurde von diesen gefordert, „die gesetzmäßige, aus Inhalt, Funktion und Konstruktion motivierte typische Form“ und die Vermeidung „unkontrollierter, chaotischer Sichtbeziehungen“ und „abträglicher [optischer] Überschneidungen“ zu berücksichtigen. Erst die künftige „gesellschaftliche Entwicklung“ werde „die zu Dominanten sozialistischen Städtebaus geeigneten Bauaufgaben ... herausbilden“.⁸⁷ Kaiser forderte die Einhaltung der tradierten Ordnungsvorstellungen des Städtebaus des 19. Jahrhunderts, da seiner Einschätzung nach weder die fachlichen Kompetenzen noch die gesellschaftlichen Voraussetzungen vorhanden waren.

Schließlich äußerte er sich noch zum Berufsbild des Architekten. Die zunehmende Komplexität des Architektenberufs hätten dazu geführt, dass „Nur-Spezialisten“ für bestimmte enge Wissensgebiete ausgebildet würden. Das wirke sich „kulturfeindlich“ aus, da die Spezialisten (Kaiser nannte Statiker, Technologen, Haustechniker und Ökonomen) ausschließlich ihr Fachgebiet sähen, nicht jedoch „die Gesamtaufgabe“.⁸⁸ Für Kaiser blieb es eine zentrale Forderung, dass die Architekten ganz besonders „zur Kunst“ erzogen werden müssten. Erst wenn die „Gesetze der Schönheit“ zu einem „allgemeinen und gleichartigen Anliegen Aller“ herangewachsen seien, habe man etwas „auf dem Wege zu einer sozialistischen Baukunst gewonnen“.⁸⁹ Insbesondere zu Beginn der 1960-er Jahre äußerte Kaiser deutliche

83 Kaiser 1969 (wie Anm. 60), S. 42.

84 Hier und im Folgenden Ebd., S. 43.

85 Ebd., S. 44.

86 Hier und im Folgenden Ebd., S. 45.

87 Ebd., S. 46.

88 Ebd., S. 47.

Kritik an der Situation des Architektenstandes in der DDR: „Die künstlerische Qualität unserer Bauten leidet. Das rührt daher, daß das gesamte Bauwesen in der Praxis heute von Nichtarchitekten beherrscht wird.“⁹⁰ Später, im Verlauf des Jahrzehnts, sollte er seine harschen Urteile jedoch etwas abmildern. In zahlreichen Texten zu Beginn der 1960-er Jahre betonte Kaiser die unverzichtbare Rolle des klassischen Architekten im Bauwesen, da dieser, im Gegensatz zum Komplexprojektanten, als traditionell geschulter Architekt „bei entsprechender organisatorischer, wirtschaftlicher, technischer und künstlerischer Qualifizierung“ nach wie vor „am umfassendsten auf den Endzweck ausgerichtet und zur koordinierenden Federführung für alle Phasen des Bauens geeignet“ sei.⁹¹ Gegenteilige Tendenzen, etwa der „Entzug des verantwortlichen Einflusses auf die Bauausführung“, die auch in Panitz' Reportage durchgeschienen und dort positiv konnotiert waren, wurden von Kaiser „als Fehlentwicklungen“ gebrandmarkt.⁹²

Die HAB Weimar als Ort architekturtheoretischer Diskurse in den 1960-er Jahren und ein neuer Gegenwartsbezug

Abschließend möchte ich zur Kontrastierung und Ergänzung der Positionen von Panitz und Kaiser drei weitere Stimmen aus dem Lehrkörper der HAB Weimar vorstellen. Zum einen Schädlich's Ausführungen zum Wert der klassischen Architekturtheorie nach Vitruv für die Gegenwart, zum zweiten Küttner, weil dieser wie kaum ein anderer Akteur theoretisch den Folgen der automatisierten Projektion auf Architektur, Stadtplanung und auf den Architektenberuf nachgegangen war, und zum dritten Bachs Weimarer Antrittsvorlesung von 1969, weil diese als Appell zur Überwindung der Dichotomie von „eiligen Projektanten“ und „roten Vitruvianern“ gelesen werden kann.

Schädlich promovierte 1957 bei Englberger über Christoph Leonhard Sturms frühneuzeitliche Baulehre und lehrte 1967-87 als Professor für Theorie und Geschichte der Architektur an der HAB. Wie Kaiser, aber früher als dieser (1958), publizierte er seine Gedanken zur vitruvianischen Architekturtheorie in der Wissenschaftlichen Zeitschrift der HAB. Seine Ausführungen aus den späten 1950-er Jahren sind im Kontext der DDR frühe Zeugnisse des Versuchs einer sozialistischen Perspektivierung der klassischen Lehre Vitruvs. Im besagten Text führte er aus, dass Vitruv zwar „für die heutige Zeit keinerlei unmittelbar praktische Bedeutung“⁹³ mehr besitzen

würde, es aber aus Sicht des Theoretikers notwendig sei, das in seinen Schriften „enthaltene objektiv gültige zu erkennen, es aufzubewahren und im richtigen Zusammenhang mit neuen realen Voraussetzungen des Bauens und theoretischen Erkenntnissen einer uns gemäßen Architekturlehre dienstbar zu machen“.⁹⁴ Wie auch Kaiser suchte Schädlich nach einem objektiven Faktor im Theoriegebäude. Was bei Kaiser als elementares, klassen- und zeitindifferentes „Gestaltungsgesetz“ bezeichnet wurde, formulierte Schädlich mit den Worten, dass es falsch sei, „ausschließlich aus den heutigen Bedingungen theoretische Erkenntnissen über das Wesen der Architektur“ zu gewinnen. Schädlich plädierte für eine Aktualisierung und kritische Durchsicht der vitruvianischen Lehre, da diese auch für das industriell-automatisierte Baugeschehen wertvoll sei.

Im Gegensatz zu Schädlich kreisten Küttners Aufsätze in erster Linie um visionäre Zukunftsperspektiven. Küttner war nicht nur Professor für Gebietsplanung und Städtebau, sondern publizierte auch über Kybernetik, Automatisierung und Projektierung von Städtebau und Architektur. Küttner beschrieb im Aufsatz „Gedanken zum Berufsbild des sozialistischen Architekten“ (1959), dass dieses Metier zu denjenigen gehöre, die „gegenwärtig die stärksten Wandlungen von grundlegender Bedeutung durch[liefern]“.⁹⁵ Man hätte hier erwarten können, dass Küttner aufgrund seiner Präferenz für eine automatisierte architektonische Praxis ähnlich wie Panitz für eine radikale Neuausrichtung des Berufes, also für den ‚eiligen Projektierungsarchitekten‘, plädiert hätte. Aber: Küttner wies Vitruv und dessen Vorstellung vom Architektenberuf grundlegende Bedeutung zu. Er war also, ebenso wie Schädlich und Kaiser, nicht daran interessiert, alle historischen Wurzeln bedingungslos zu kappen, vielmehr wollte er die Tradition fruchtbar machen. Küttner schrieb dementsprechend 1959: „Wenn man dieses zunächst allgemein formulierte Bild von den Aufgaben des sozialistischen Architekten mit einigen Überlegungen früherer Epochen vergleicht, so dürften die Darlegungen von Vitruv, die er vor über 2000 Jahren niederschrieb, von besonderem Interesse sein.“ Vitruv liefere „den Gesamtrahmen des Berufsbildes“, doch sei es, so Küttner, nötig, die Fähigkeiten des „sozialistischen Architekten weiter zu detaillieren“.⁹⁶ Hier wird deutlich, dass auch dem Kybernetiker Küttner eine Art „roter Vitruv“ als zukünftiges Ideal vorschwebte. Aber Küttner ist noch hinsichtlich einer anderen Facette seiner Theorie für unsere Fragestellung relevant: Im zweiten hier zu besprechenden Artikel – „Ästhetik und Kybernetik. Zu einigen naturwissenschaftlichen Grundlagen der Architekturästhetik aus der Sicht der Kybernetik“ (1965) – warnte der Autor davor, die Ästhetik der

89 Ebd., S. 48.

90 Kaiser 1963 (wie Anm. 61), S. 10.

91 Kaiser 1962 (wie Anm. 78), S. 15.

92 Ebd., S. 16.

93 Christian Schädlich, Die Grundzüge der klassischen Architekturtheorie, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der HAB Weimar, 5/1957/58, S. 73-76, hier S. 75.

94 Hier und im Folgenden Ebd., S. 76.

95 Ludwig Küttner, Gedanken zum Berufsbild des sozialistischen Architekten, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der HAB Weimar, 4/1958/59, S. 283-293, hier S. 288.

96 Ebd., S. 289.

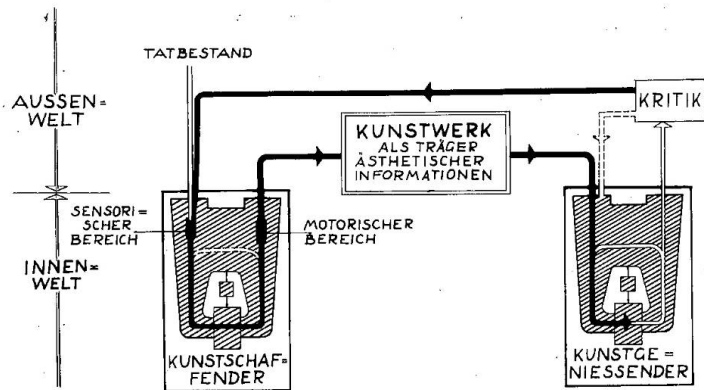


Bild 1 Versuch zur Darstellung des Regelkreises Kunstschaffender-Kunstwerk-Kunstgenießer-Kritik sowie der informationsverarbeitenden Funktion des Menschen (in Anlehnung an Steinbuch)

7 Versuch zur Darstellung des Regelkreises Kunstschaffender-Kunstwerk-Kunstgenießer-Kritik sowie der informationsverarbeitenden Funktion des Menschen, aus: Ludwig Küttner, Ästhetik und Kybernetik, 1965

Architektur „auf technisch-ökonomische oder gestalterische Teilfragen“ reduzieren zu wollen.⁹⁷ Er befürchtete, dass damit „der ästhetischen Seite des neuen Bauens und ihrer Wirksamkeit für die Gesellschaft ein nicht korrigierbarer Schaden zugefügt“ werden würde und ist diesbezüglich mit Kaiser vergleichbar. Küttner vertrat die Ansicht, dass die „Erkenntnisse der Kybernetik Einfluß ... auf die Architektur-Ästhetik“ haben würde.⁹⁸ Aus diesem Grunde sei es nötig, sich Grundkenntnisse über naturwissenschaftliche Methoden anzueignen, wenn sich der Einfluss dieser Technologie auf die Architektur positiv auswirken solle. Küttner beschrieb im Text abstrahierende Modelle zur Darstellung der Rezeption und Aufnahme von Kunstwerken und von Architektur und lieferte gezeichnete Schemata (Abb. 7, 8).⁹⁹ Er folgte aus seinen Überlegungen: „Architekt und Kritiker sollten bei der Beurteilung ästhetischer Wirkungen von Bauwerken mehr als bisher“ die naturwissenschaftlichen Voraussetzungen dieser Wirkungen beachten.¹⁰⁰ Noch wichtiger aber sei es darüber hinaus, dass die „soziologische Differenzierung der Bevölkerung“ und deren „unterschiedliche ästhetische Empfindungen“ von den Architekten und Künstlern beachtet werden müssten. Die Kybernetik als „die Theorie vom Zusammenhang dynamischer, selbstregulierender Systeme mit ihren Teilsystemen“¹⁰¹ wurde bei Küttner als Argument für eine stärkere Einbeziehung der Rezipienten benutzt

97 Hier und im Folgenden Ludwig Küttner, Ästhetik und Kybernetik. Zu einigen naturwissenschaftlichen Grundlagen der Architekturästhetik aus der Sicht der Kybernetik, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der HAB Weimar, 12/1965, S. 175-184, hier S. 175.

98 Ebd., S. 176.

99 Vgl. Ebd., S. 181 und 183.

100 Hier und im Folgenden Ebd., S. 184.

und weniger dafür, diese lediglich abstrakt als Steuer oder Regler in einem System zu kennzeichnen. Küttners Überlegungen, die in der Betonung des differenziert zu analysierenden Rezeptions- und Wahrnehmungsverhalten unterschiedlicher sozialer Gruppen münden, weisen ihn an dieser Stelle als fortschrittlichen Architekturtheoretiker aus, der die weiter oben referierten Meinungen um den Aspekt der sozialen Dimension der Baukunst ergänzen konnte.

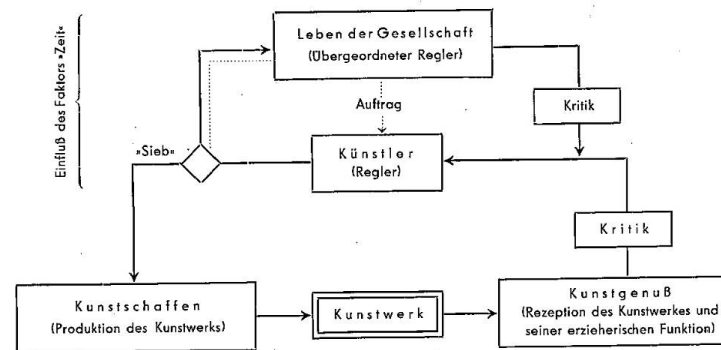


Bild 2 Versuch zur Darstellung des Regelkreises Leben-Künstler-Kunstgenießer (Bitterfelder Weg)

8 Versuch zur Darstellung des Regelkreises Leben-Künstler-Kunstgenießer (Bitterfelder Weg), aus: Ludwig Küttner, Ästhetik und Kybernetik, 1965

Am Schluss möchte ich noch kurz Bach erwähnen, der am Ende der 1960-er Jahre ein kritisches Resümee zog, die hier vorgestellten Überlegungen synthetisierte und „für die Erweiterung der räumlichen Planung“ plädierte.¹⁰² Damit berührte er aus einer kritischen Haltung heraus damals zeitgenössische Problemstellungen und ist deswegen für die Fragestellung relevant. Über seine Bedeutung für die fachinternen, kritischen Debatten um den sozialistischen Städtebau ab den 1970-er Jahren ist sich die Forschung einig,¹⁰³ doch zeugen auch frühere Texte bereits von einem Bewusstsein für die Probleme der Ökonomisierung von Architektur und Städtebau. So wandte sich Bach in seinem Vortrag „Sozialistischer Städtebau als Bildungsaufgabe“ gegen das Bestreben der „eiligen Projektanten“ in Modellen und Schemata zu denken. Städtebau war für ihn nicht der „Versuch, ein theoretisches, abstraktes Modell der ‚Stadt der Zukunft‘ aufzuzeichnen“, sondern stellte für ihn die Planung in „überschaubaren Zeiträume“ dar.¹⁰⁴ Seiner Meinung nach sollte sich der sozialistische Städtebau und dessen Theorie und Praxis mit den „Wegen zur Gestaltung

101 Liebscher 1982 (wie Anm. 46), S. 55.

102 Max Welch Guerra, Fachdisziplin und Politik. Stadtplanerische Fachdebatten und gesellschaftspolitische Reformbestrebungen an der Hochschule für Architektur und Bauwesen Weimar, in: Christoph Bernhardt/Thomas Flierl/Max Welch Guerra (Hgg.), Städtebaudebatten in der DDR. Verborgene Reformdiskurse, Berlin 2012, S. 42-70, hier S. 49.

103 Vgl. allgemein hierzu Christoph Bernhardt u.a. (Hgg.) (wie Anm. 102).

der Stadt der Gegenwart“ und weniger mit einer abstrakten „Stadt der Zukunft“ beschäftigen. Statt eines ‚Kybernetiker-Architekten‘, der die gesellschaftlichen und ästhetischen Schaltkreise des Systems Architektur technokratisch koordiniert und reguliert, schwebte Bach die Stärkung der jeweiligen Stärken von Ingenieuren und Architekten vor. Bach unterschied folglich zwischen diesen beiden Berufsfeldern: „Der Architekt hat ... die Aufgabe, eine menschliche Umgebung für das individuelle und gesellschaftliche Leben zu schaffen“.¹⁰⁵ Wie Kaiser, so wies auch Bach darauf hin, dass Ingenieure ihre Aufgaben „begrifflich s[ä]hen und lös[t]en“, also eher rational-abstrakt, während der Architekt seine Aufgabe sehen und eine „gestaltbildhafte Lösung finden“ müsse. Der Architekt der Gegenwart habe sich wieder neu auf das „Wesen der Architektur als Gestaltung der menschlichen Umwelt“ zu besinnen und zu orientieren. Der Alltag des Ingenieurs aber sei in stärkerem Maße von den „Erkenntnissen der Kybernetik und der Anwendung der EDV“ bestimmt. Bach schwebte weder eine technokratische Herrschaft der Ökonomie noch eine romantisierende Verklärung des schöpferischen Architektengenies vor, sondern eine moderne, zeitgenössische Architektur und Stadtbaukunst, die ihre „Gestalt [erhalte] nach dem Maße des Menschen“ und der „sozialen Ordnung, die er sich [gebe].“ Bach forderte also am Ende des Jahrzehnts des kybernetischen Denkens und zeitgleich mit Panitz' Reportage über das Bauen in der Ära der ‚wissenschaftlich-technischen Revolution‘ und Kaisers überzeitlichen Gestaltungsgrundsätzen nicht mehr und nicht weniger als die Aufhebung der Trennung der ‚eiligen Projektanten‘ und ‚roten Vitruvianer‘, deren konträre Positionen ja Thema des vorliegenden Aufsatzes waren. Bach, der heute als wichtiger Akteur einer „gegenwartsbezogenen Städtebauprognose“ gilt,¹⁰⁶ erscheint auch mit Blick auf die divergierenden Positionen der 1960-er Jahre in der DDR zur Architektur als einer derjenigen Akteure, die zu einer Synthese der beiden hier diskutierten Pole hinführen wollten, um daraus eine Erneuerung von Architektur und Städtebau im Sozialismus zu ermöglichen.

¹⁰⁴ Hier und im Folgenden Joachim Bach, Sozialistischer Städtebau als Bildungsaufgabe. Einführungsvortrag anlässlich der Gründung der Sektion am 16. Oktober, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der HAB Weimar, 17/1970, S. 233-239, hier S. 233.

¹⁰⁵ Hier und im Folgenden Ebd., S. 238.

¹⁰⁶ Vgl. Welch Guerra (wie Anm. 102), S. 49.

7 Zu Plänen und Chronologie vgl. Andreas Butter, *Neues Leben, neues Baden. Die Moderne in der Architektur der SBZ/DDR 1945 bis 1951*, Berlin 2006, S. 78-84; Durth u.a. (wie Anm. 5), S. 194-227 und S. 302-356; Dies. u.a. (Hgg.), *Architektur und Städtebau der DDR*, Bd. 2, *Aufbau, Städte, Themen, Dokumente*, 2. erw. Aufl., Frankfurt a.M. 1999, S. 414-485; Koch (wie Anm. 5), S. 66-123 und S. 250-266; Lerm (wie Anm. 6), S. 14-139.

blikationen vor.⁷ In Bezug auf Dresden sind hier neben den 1998/99 erschienenen Bänden von Werner Durth, Jörn Düwel und Niels Gutschow die Forschungsarbeiten von Ralf Koch, Susann Buttolo, Matthias Lerm oder Andreas Butter zu nennen. Weitere Veröffentlichungen zur sächsischen Denkmalpflege stammen von Sigrid Brandt und vom Landesamt für Denkmalpflege Sachsen.⁸ Die amtlichen Planungen von 1945 bis 1952 wurden jedoch nur punktuell auf Kontinuitäten und Brüche hin untersucht und der konkrete Einfluss der „Sechzehn Grundsätze“ auf die städtebaulichen Konzepte in Dresden kaum thematisiert.

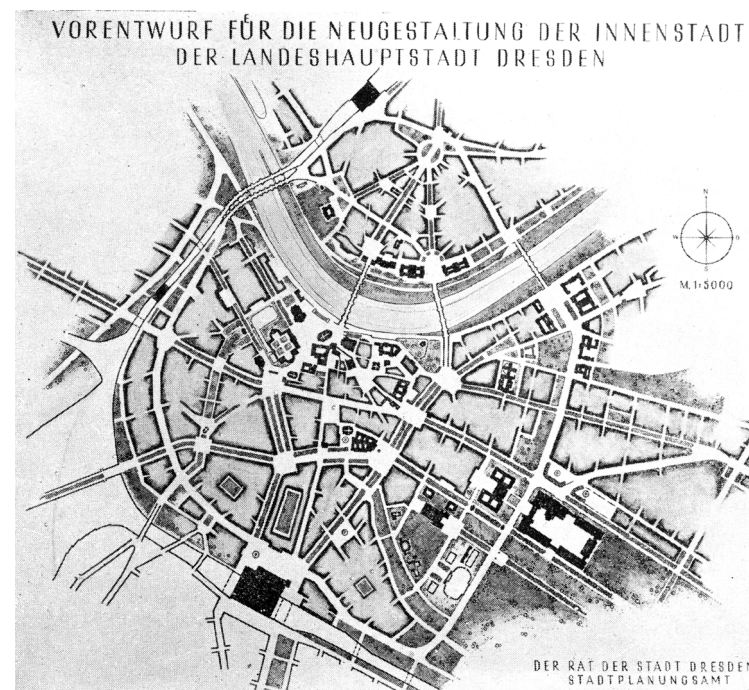
Die Beiträge des 1952 veranstalteten Wettbewerbs zur Zentrumsgestaltung fanden mit etlichen Planabbildungen zwar Eingang in die Forschung, doch wurden sie in Bezug auf städtebauliche Fragestellungen nur unzureichend gewürdigt.⁹ Dies soll hier nachgeholt werden, da sie die Grundlage bilden, um die unterschiedlichen Planungskonzepte für einzelne Bereiche der Innenstadt erkennen und bewerten zu können. Im Mittelpunkt stehen zwei unterschiedlich gestaltete Bereiche der Altstadt, die geradezu konträre Gestaltungsabsichten zeigen: zum einen das später als „Kulturviertel“ bezeichnete Gebiet zwischen der geplanten Ost-West-Magistrale und der Elbe, zum anderen das südlich davon gelegene Gebiet, das sogenannte „Verwaltungs- und Geschäftsviertel“. Plananalysen und -vergleiche, die den spezifischen Umgang mit der bestehenden Stadtstruktur und den Ruinen herausarbeiten sowie Primärquellen und Archivalien bilden die Argumentationsgrundlage der hier vertretenen These.¹⁰

Zerstörung und Wiederaufbau im Wandel der Zeit

In der Innenstadt hatten nur zwei stadtbildprägende Bauten – das Ständehaus und die Kunstakademie – die Angriffe leicht beschädigt überstanden (Abb. 1).¹¹ Der Großteil der bedeutenden Bauten war hingegen stark bis mittelschwer, die vielen kleineren Gebäude fast völlig zerstört.

Der Schadensplan weist viele kleinteilige Parzellen auf, die aber nicht den realen Funktionen vor der Zerstörung entsprechen. Denn bereits seit der Gründerzeit waren durch Um- und Neubauten massive Eingriffe erfolgt, sodass 1945 fast die Hälfte der Gebäude in der Innenstadt weniger als 70 Jahre alt war. Diese Bauten wurden vielfach als Büro- und Geschäftshäuser genutzt, wobei häufig mehrere Einheiten untereinander verbunden waren. Dies ist in zweierlei Hinsicht für die Bewertung

des Bildes vom „alten Dresden“ bedeutsam. Zum einen entsprachen die Fassaden nicht immer den dahinterliegenden Nutzungen,¹² zum anderen wurde die auf das 19. Jahrhundert zurückgehende Tendenz zu größeren Parzellenbildungen in den Aufbauplanungen fortgesetzt.



2 Dresden, „Vorentwurf für die Neugestaltung der Innenstadt“, Stadtplanungsamt Dresden, 1946

1945 bis 1947: Zonierung der Innenstadt mit barockem Maßstab

Bereits Ende 1945 wurde unter der Leitung des späteren Stadtbaurats Herbert Conert und in Zusammenarbeit mit Johannes Brönder und Kurt Walter Leucht mit der Ausarbeitung des „Großen Dresdner Aufbauplans“ begonnen. Dieser wurde durch den damaligen Ersten Bürgermeister Walter Weidauer im Januar 1946 dem Rat der Stadt Dresden und der Bevölkerung vorgestellt. Wenige Monate später stand er im Mittelpunkt der Ausstellung „Das Neue Dresden“. Da seine Darstellung als Baumas-

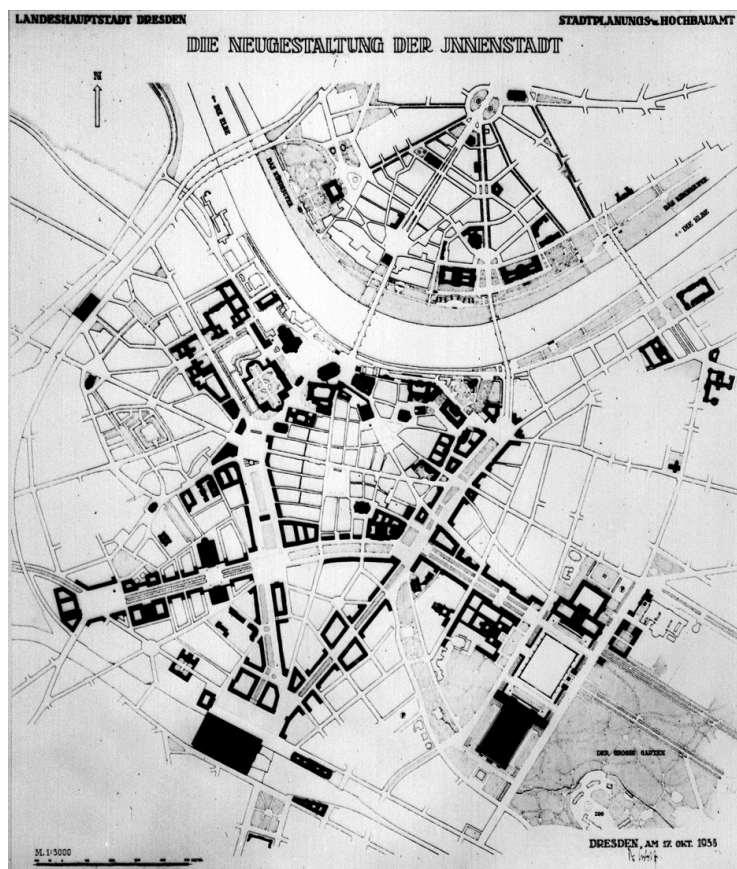
8 So u.a. Sigrid Brandt, *Geschichte der Denkmalpflege in der SBZ/DDR. Dargestellt an Beispielen aus dem sächsischen Raum 1945-1961*, Berlin 2003; Butter (wie Anm. 6); Susann Buttolo, *Planungen und Bauten in der Dresdner Innenstadt zwischen 1958 und 1971*, Diss., Dresden 2010; Durth u.a. 1999 (wie Anm. 7); Ders. 2007 (wie Anm. 5); Koch (wie Anm. 5); Landesamt für Denkmalpflege Sachsen (Hgg.), *Die Geschichte der Denkmalpflege Sachsens 1945-1989*/Hans Nadler zum 100. Geburtstag, Dresden 2010; Lerm (wie Anm. 6); Ders., *Stadtplanung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts am Beispiel Dresden*, Habilitationsschrift, Dresden 2010, siehe: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:14-qucosa-88904> (zuletzt abgerufen 19.11.2015); Gebäudebeschreibungen bei Thomas Kantschew: www.das-neue-dresden.de (zuletzt abgerufen 19.11.2015).

9 Vgl. die Dissertation des Autors: www.gta.arch.ethz.ch/personen/andreas-kriege-steffen/dissertation (zuletzt abgerufen 04.05.2015). Christian Klusemann vergleicht im Rahmen seiner Doktorarbeit die Planungen zu den vier Aufbaustädten Rostock, Leipzig, Magdeburg und Dresden. <https://www.uni-marburg.de/fb09/khi/institut/lehrende/klusemann> (zuletzt abgerufen 28.03.2015). Siehe dazu auch den Beitrag von Christian Klusemann im vorliegenden Tagungsband.

10 So u.a. Herbert Conert, *Gedanken über den Wiederaufbau Dresdens* (Diskussionsbeitrag vom 22.11.1945), Dresden 1947; Rat der Stadt Dresden (Hg.), 1946 – Das erste Jahr des grossen Dresdner Aufbauplans. Sondersitzung des Rates der Stadt Dresden am 5. Januar 1946, Dresden 1946; Hans Wermund, *Wiederaufbau der Stadt Dresden* (Referat, auf Einladung gehalten am 21.05.1947 vor den Stadtverordneten zu Dresden), Dresden 1947; Rat der Stadt Dresden (Hg.), *Planungsgrundlagen, Planungsergebnisse für den Neuaufbau der Stadt Dresden*, Dresden 1950.

11 Von den hier gezeigten Zerstörungsgraden gibt es leichte Abweichungen in einem weiteren kolorierten Plan von 1945.

12 Vgl. www.dresdnormorphologie.de (zuletzt abgerufen 18.10.2014); Andreas Kriege-Steffen, *Ein „altes“ Bild der neuen Großstadt. Der Wettbewerb zur Gestaltung des Stadtzentrums in Dresden im Jahr 1952*, in: *kunsttexte.de/ostblick*, Nr. 3, 2013, (17 Seiten), www.kunsttexte.de/ostblick (zuletzt abgerufen 05.05.2015), S. 3-4; Meinhardt (wie Anm. 1), S. 179.



3 Dresden, „Die Neugestaltung der Innenstadt“, Stadtplanungsamt Dresden, 17. Oktober 1938

senplan sehr schematisch war, soll hier der detaillierte und besser lesbare „Vorentwurf für die Neugestaltung der Innenstadt“ herangezogen werden (Abb. 2). Wie aus einem zeitgenössischen Ausstellungsplakat hervorgeht, sah dieser Vorentwurf eine „uebersichtliche Gliederung der Innenstadt durch breite Verkehrsbänder (sic!)“ vor, „die sich tangential an den Stadtkern leg[t]en und diesen entlaste[te]n“. Der Wiederaufbau wurde „im wesentlichen auf die kulturell wertvollen und z.T. erhaltenen Gebiete um Schloß und Zwinger beschränkt“, da diese das der Elbe zugewandte Gesicht der Stadt Dresden bestimmten. Insgesamt ging man also davon

aus, dass der „Neubau der Innenstadt unter Beibehaltung der alten, z.T. verbreiterten Straßenzüge“ und „unter Ausnutzung der erhaltenen wertvollen Kanalisations- und Versorgungsleitungen“ möglich war. „Durch ‚Ausknern‘ der Baublöcke und durch Grünflächen im Sinne der alten Wallanlagen“ sollte die Bebauung weitgehend aufgelockert werden.¹³

Hier werden zwei wesentliche Merkmale des „Aufbauplans“ sichtbar: Neben der Rekonstruktion von Gebäuden am Elbufer waren größere Blockrandstrukturen in einer kompakten Stadtgestalt mit Korridorstraßen vorgesehen. Eine breite, in Nord-Süd-Richtung verlaufende Hauptverkehrsstraße von der Elbe zum Hauptbahnhof und eine weitere Verbindung zwischen Hauptbahnhof und Zwinger wurden zu prägnanten Elementen. Diese Straßendurchbrüche waren bereits in ähnlicher Form Ende der 1930-er Jahre vom damaligen Stadtbaurat Paul Wolf vorgesehen gewesen und die Wiederbelebung der Idee überrascht angesichts der früheren Zusammenarbeit zwischen Conert und Wolf nicht (Abb. 3).¹⁴

Obwohl Conert das „alte Dresden“ nicht im Ganzen wieder aufbauen wollte, forderte er, den Maßstab der Straßen- und Platzräume zu wahren. Im Geschäfts-, Kultur- und Behördenviertel sollten von „den schmalen Straßen der inneren Stadt ... manche verschwinden ... um große Baublöcke zu schaffen“. Ersatzweise dachte er daran, „vielleicht an der einen oder anderen Stelle einen Fußweg bei[zu]behalten mit darinliegenden erd- und zweigeschossigen niedrigen Bauten“.¹⁵ Die erwähnten schmaleren Wege waren im „Vorentwurf für die Neugestaltung der Innenstadt“ in den raumbildenden Kanten der großen Blockrandstrukturen zu sehen. Ebenso klar ablesbar war die Verbreiterung der Ost-West-Verbindung nördlich des Altmarktes, die sich aus der Wilsdruffer Straße im westlichen und der vormaligen König-Johann-Straße im östlichen Teil zusammensetzte. Conert hoffte, dass ein Großteil der für die Stadtsilhouette wichtigen Bauten wieder aufgebaut werden könnte und forderte darum, sich an der „durch die Baudenkmäler gegebenen Grundlinie“ zu orientieren.¹⁶

Zwei weitere Skizzen präzisieren die geplanten Gebäudehöhen und die architektonische Gestaltung. Eine Vogelschau-Skizze von Kurt W. Leucht zeigt die Innenstadt mit Baublöcken von gleichmäßiger Geschosshöhe und großen Innenhöfen (Abb. 4).¹⁷ Hinsichtlich der architektonischen Gestaltung forderte Conert strikte Vorgaben, die wohl als Kritik am ästhetischen Erscheinungsbild der Jahrhundertwende zu verstehen waren:¹⁸ „Bei aller Toleranz für das individualistische Schaffen wird ein Aufbau doch nicht ohne straffste Führung vor sich gehen können. Die architek-

¹³ Vgl. dazu die Abb. bei Lerm (wie Anm. 6), S. 47.

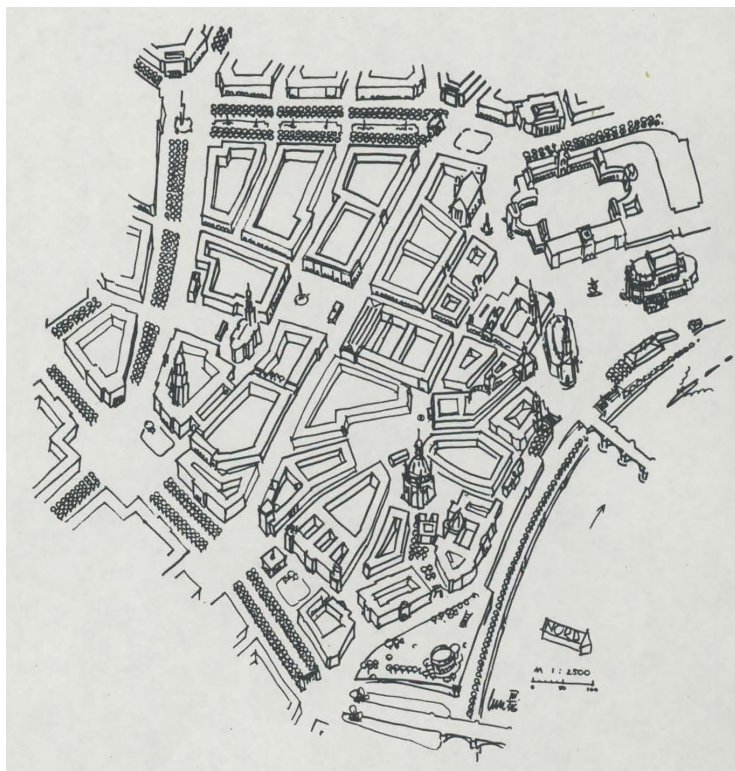
¹⁴ Vgl. Durth u.a. 2007 (wie Anm. 5), S. 207-208.

¹⁵ Zit. nach Conert (wie Anm. 10), S. 28.

¹⁶ Ebd., S. 29.

¹⁷ Aus dem Nachlass von Kurt Walter Leucht, SLUB Dresden, Kapsel 5.

¹⁸ Vgl. Kriege-Steffen (wie Anm. 12), S. 3-4.



4 Dresden, Planung zur Innenstadt, Kurt W. Leucht, vermutlich 1945/46

tonische Grundidee ist festzulegen – ob durch Pläne der Privataarchitekten oder der Baubehörden, ist gleich – dieser Grundidee hat sich dann jeder Bau ein- und unterzuordnen.¹⁹ Entlang der Westseite des Altmarktes und in dessen Weiterführung Richtung Elbe wurden zudem die Bürgersteige „in die Erdgeschosse der Gebäude hineinverlegt“.²⁰ Die damit umschriebenen Arkaden sowie die geforderte einheitliche Fassadengestaltung finden sich auch in der Darstellung des auf historischer Flucht gefassten Altmarktes, die erstmals 1946 publiziert wurde (Abb. 5).²¹ Diese Skizze gibt aber noch weitere Informationen preis. So ist aufgrund des Maßstabes der Personen von einem zweigeschossigen Sockel und einer viergeschossigen Putzfassade auszugehen. Übertragen auf die erwähnte Isometrie waren somit sechsgeschossige Blockrandbebauungen mit einheitlichen Schauseiten im „Auf-

19 Zit. nach Conert (wie Anm. 10), S. 31.

20 Ebd., S. 24.

21 Die Skizze findet sich zusammen mit einer Darstellung des Bahnhofsvorplatzes in: 1946 – Das erste Jahr (wie Anm. 10), S. 28. Vgl. dazu Butter (wie Anm. 7), S. 78.

bauplan“ vorgesehen.²² Dies entsprach dem damaligen Baugesetz, das eine Traufhöhe von 22 Metern vorsah.²³

Es können drei wesentliche Merkmale des „Aufbauplans“ festgehalten werden: Erstens der Versuch, vom Elbbogen über den Neumarkt bis zum Altmarkt wesentliche Denkmale und Straßenverläufe wiederherzustellen bzw. beizubehalten, um damit das historische Stadtbild wiederzugewinnen. Zweitens der Sachverhalt, dass die Planungen im Bereich des Geschäfts- und Verwaltungsviertels den zeitgenössischen Anforderungen an eine moderne Großstadt entsprachen, was durch größere Baublöcke und breitere Straßen erreicht wurde. Drittens die Erkenntnis, dass die projektierten größeren Parzellen und einheitlichen Fassaden eine Reform des Grund- und Bodenrechtes unumgänglich werden ließen.²⁴ Auf Letzteres zurückzuführen ist auch das Verbot eines behelfsmäßigen Aufbaus zerstörter Häuser an der Wilsdruffer Straße 1946,²⁵ da nur so die Option einer späteren Straßenverbreiterung nach Norden gewahrt werden konnte.²⁶

Im Folgenden soll nach der Rolle der Denkmalpflege in dieser Phase gefragt werden. Nach dem Krieg wurde – neben dem bereits bestehenden Landesamt für Denkmalpflege – das dem Stadtplanungsamt zugehörige Amt für Bau- und Denkmalpflege unter der Leitung von Richard Konwiarz ins Leben gerufen.²⁷ Da Stadtplanung und Denkmalpflege unter dem Primat praktischer Erfordernisse und der Ökonomie wechselseitig aufeinander bezogen waren, galt es als selbstverständlich, dass sich die „denkmalpflegerischen Absichten ... denjenigen der Landes- und Stadtplaner unter- oder zumindest einzuordnen“ hätten.²⁸ Zugleich

22 Bisher wird in der Forschung von einer vorgeschlagenen viergeschossigen Blockrandbebauung ausgegangen. Vgl. dazu Durth u.a. 2007 (wie Anm. 5), S. 218.

23 Vgl. dazu: Das Sächsische Baugesetz. Neufassung vom 1. März 1948, hg. vom Sächsischen Ministerium für Arbeit und Sozialwesen, Dresden 1949, S. 55-56.

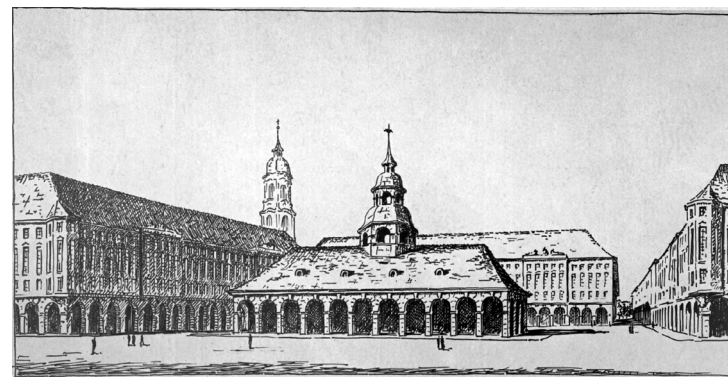
24 Siehe: 1946 – Das erste Jahr (wie Anm. 10); Conert (wie Anm. 10).

25 Vgl. dazu: „Betr. Bebauungsplan Altstadt. Wilsdruffer Straße 31; z. Anfr. V. 13.6.46“ 20.06.46, Stadtarchiv Dresden (StA) 4.1.9 Dezernat Aufbau/222, Bl. 21 und Andreas Kriege-Steffen, Die „Nationale Tradition“ in der Architektur der sozialistischen Großstadt. Der Entwurf für die Westseite 1952 am Altmarkt in Dresden, unveröff. Masterarbeit, Zürich 2012, S. 34; Lerm (wie Anm. 6), S. 63-64.

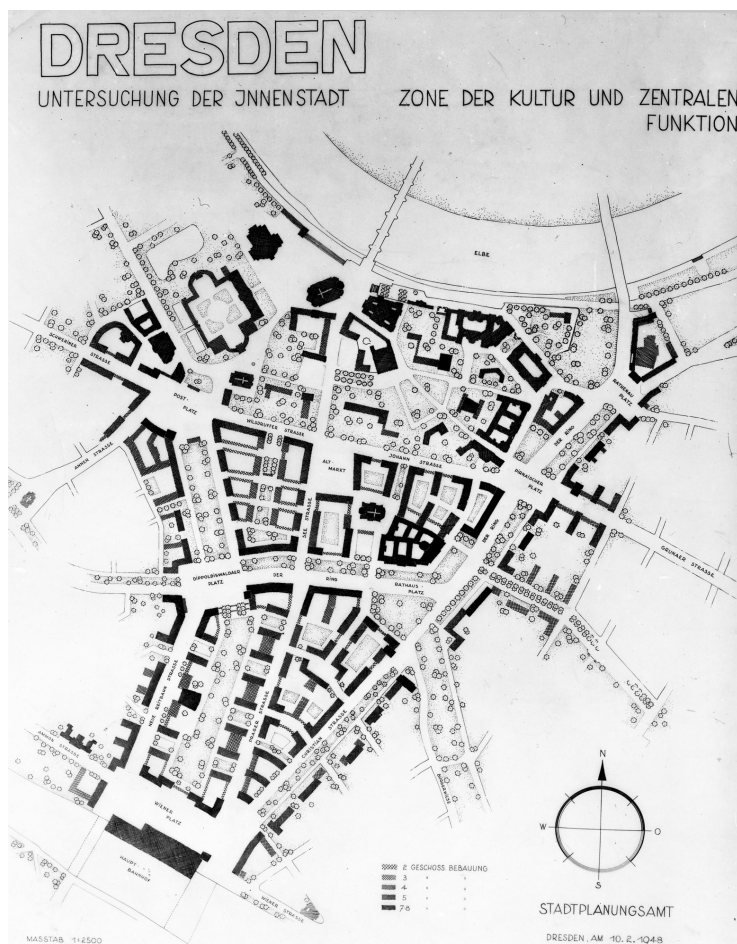
26 Erst Ende 1947 wurden die Planungen konkret und es wurde eine Weitung dieser Straße auf deren Nordseite vorgesehen. Vgl. dazu: „Zur Anfrage der Dresdner Immobilien AG vom 7.11.1947“, 02.12.1947, StA, 4.1.9 Dezernat Aufbau/222, Bl. 42.

27 Vgl. Durth u.a. 2007 (wie Anm. 5), S. 218.

28 Zit. nach Gerhard Strauß, Denkmalpflege in der Ostzone. Problemstellung und erste Arbeit, in: Die Kunstpflege, 1/1948, S. 79-86, hier S. 81.



5 Ideenskizze zur Neugestaltung des Altmarktes, o.N., angefertigt kurz nach der Zerstörung 1945



6 Dresden, „Untersuchung der Innenstadt. Zone der Kultur und zentralen Funktionen“, verschiedene Schraffuren verweisen auf unterschiedliche Geschosshöhen (zwei- bis achtgeschossig), Stadtplanungsamt Dresden, 10. Februar 1948

wurde erwartet, dass die Stadtplanung die als wertvoll erachtete Altbausubstanz in ihren Planungen berücksichtigte. Diese schwierige Kooperation spiegelte sich folglich im „Aufbauplan“ wider. Die Erhaltung der Ruinen und deren potenzielle spätere Wiederherstellung war auch der Sowjetischen Militäradministration (SMAD) ein Anliegen. 1945 erließ sie dementsprechend den Befehl Nr. 85, der das

fast völlig ausgebrannte Residenzschloss, das Albertinum, das Johanneum und die Gemäldegalerie für einen etwaigen Wiederaufbau vorsah.²⁹ Instandsetzungsarbeiten am Zwinger, an der Kreuzkirche, der Katholischen Hofkirche sowie dem Neuen Rathaus begannen bereits 1945/46, womit diese Gebäude zu Bausteinen der Stadtplanung wurden.³⁰ Auf Ansuchen des langjährigen Landeskonservators Walter Bachmann galten die ersten Sicherungsmaßnahmen am Schloss ab 1946 dem erhaltenen und für das Stadtbild maßgeblichen Schlossturm.³¹ Die Zukunft anderer Gebäudeteile blieb allerdings lange offen.³² Diese Unsicherheit, die etliche stadtbildprägende Bauten betraf, fand ihren Niederschlag in den diversen Stadien der Zentrumsplanung. Wie sich zeigen sollte, wurde beispielsweise der Erhalt der Semperoper oder der Frauenkirche je nach politischer Motivation und personeller Situation befürwortet oder abgelehnt.³³

Über den Umgang mit dem Georgentor, der daran anschließenden Gewehrgalerie und dem Johanneum herrschten bei den Denkmalpflegern geteilte Meinungen. So wollte Bachmann 1946 diese Bauten unbedingt erhalten sehen, wohingegen andere Denkmalpfleger wie Gerhard Strauß einen Wiederaufbau ablehnten. Die Folge war, dass es zunächst zu keinen Entscheidungen kam.³⁴ Ein Trümmerfeld von „fast antiker Größe“ stellte nach Bachmann die Frauenkirche dar.³⁵ Unter Einschaltung der Landeskirche gelang es, einen Großteil der Bauglieder zu bergen und für eine spätere Rekonstruktion zu sichern.³⁶ Zusammen mit Untersuchungen über die technischen Möglichkeiten ihres Wiederaufbaus wurden damit Grundlagen geschaffen, die eine Integration der Frauenkirche in den „Aufbauplan“ rechtfertigten.³⁷ Die dort vorgesehene Rekonstruktion einiger alter Bürgerhäuser, wie jener an der Rampischen Straße nahe der Frauenkirche, steht ebenfalls mit zeitgenössischen denkmalpflegerischen Maßnahmen in Verbindung. Die unter Konwiarz gesicherten Bruchstücke stellten eine solide Basis für eine mögliche spätere Wiederverwendung dar.³⁸

Da sich der größte Teil der identitätsstiftenden Bauten von Dresden in Staatsbesitz befand,³⁹ war es möglich, dass das Stadtplanungsamt angesichts der wirtschaftlichen Möglichkeiten zuerst diese in seine Überlegungen einbezog. Erst in einem weiteren Schritt wandte es sich den privaten Wohn-, Büro- und Geschäftshäusern zu und prüfte deren Einbindung in das Gesamtkonzept. Viele private, kleinere Denkmale wurden hingegen überhaupt nicht berücksichtigt.

Für die langfristige Stadtentwicklung war die Kooperation zwischen Stadtplanungsamt und Denkmalpflege, unterstützt durch die sowjetische Anordnung,

29 Vgl. dazu: Gerhard Glaser, Das Schloss im 20. Jahrhundert, Zerstörung und Bemühungen um den Wiederaufbau. Eine Chronik, in: Staatliche Kunstsammlungen Dresden (Hg.), Das Dresdner Schloss. Monument sächsischer Geschichte und Kultur, 3. Aufl., Dresden 1992, S. 137-151, hier S. 137.

30 Vgl. Hans Nadler, Beitrag zur Denkmalpflege in Dresden 1946-1952, in: Dresdner Geschichtsverein (Hg.), Wiederaufbau und Dogma. Dresden in den Fünfziger Jahren, Dresden 1995, S. 2-14, hier S. 4 und S. 10; Walter Bachmann, Land Sachsen, in: Die Kunstpflege, 1/1948, S. 119-125, hier S. 120.

31 Vgl. Nadler (wie Anm. 30), S. 3.

32 Vgl. Bachmann (wie Anm. 30), S. 119.

33 Vgl. Heinrich Magirius, 'Erinnerungskultur' und Denkmalpflege nach dem Zweiten Weltkrieg in Dresden, in: Dresdner Geschichtsverein (Hg.), Deutung und Ideologie. Wandlungen städtischer Geschichtsbilder, Dresden 2006, S. 40-45, hier S. 42.

34 Vgl. Brandt (wie Anm. 8), S. 81-82.

35 Bachmann (wie Anm. 30), S. 120.

36 Vgl. dazu: Rosemarie Pohlack, Der Neumarkt in Dresden – ein Wiederaufbau?, in: Sächsische Akademie der Künste/Stadtplanungsamt der Landeshauptstadt Dresden (Hg.), Historisch contra modern? Erfindung oder Rekonstruktion der historischen Stadt am Beispiel des Dresdner Neumarkts, Dresden 2008, S. 34-36, hier S. 34.

37 Vgl. Nadler (wie Anm. 30), S. 11; Ders., Der Erhalt der Ruine der Frauenkirche. Kritik und Rechtfertigung, in: Dresdner Geschichtsverein (Hg.), Die Dresdner Frauenkirche – Geschichte – Zerstörung – Rekonstruktion, Dresden 1992, S. 25-34, hier S. 28-29.

38 Bachmann (wie Anm. 30), S. 120-121.

39 Vgl. Hubert Ermisch, Der Dresdner Zwinger wird wiederhergestellt, in: Baumeister, 9/1950, S. 572-578, hier S. 573.

erste Wiederaufbaumaßnahmen einzuleiten, außerordentlich wichtig, denn damit konnten sehr früh die ersten stadtbildprägenden Gebäude und Gebäudeteile gesichert werden. Diese umfassten am Elbbogen den Schlossturm, die Katholische Hofkirche, den Zwinger sowie das Albertinum, im Stadtkern die Kreuzkirche und das Neue Rathaus. Alle diese Bauten wurden damit feste Bestandteile der künftigen Stadtgestalt. Da ein Gesamtkonzept für den historischen Kern noch nicht vorlag und zudem die Änderung des Grund- und Bodenrechts noch ausstand – Conert hatte die „Überführung des gesamten Landes in eine Form des Gemeinschaftseigentums“ gefordert – wurden privaten Bauherren sämtliche Baumaßnahmen in der Altstadt untersagt.⁴⁰

1948 bis 1950. Wandel im Stadtbild. Von der kompakten Stadt zur Stadtlandschaft und der Schönheit der Ruinen⁴¹

Anhand der Pläne von 1948 bis 1950 wird deutlich, dass die Ziele der Stadtplaner und Denkmalpfleger zunehmend divergierten (Abb. 6, 7). Am 30. Oktober 1947 wurde Hans Wermund Stadtbaurat. Als ehemaliger Leiter der für die Trümmerbeseitigung verantwortlichen „Neuaufbau Dresden GmbH“ vertrat er eine ebenso pragmatische wie wirtschaftlich ausgerichtete Haltung.⁴² Kurt W. Leucht, der unter ihm zum Leiter des Stadtplanungsamtes berufen wurde, sollte in diesen frühen Jahren wesentlichen Einfluss auf die Stadtgestalt Dresdens nehmen.

Der unter Leuchts Leitung und unter Mitarbeit von Hans Bronder und Johannes Hunger entstandene Plan „Untersuchung der Innenstadt“ (Abb. 6) vom 10. Februar 1948 zeigt deutliche Planungsänderungen im Innenstadtbereich; allerdings betrafen diese nur Teilgebiete und nicht, wie vielfach in der Forschung behauptet, das gesamte Raumgefüge.⁴³ So wurde im Geschäfts- und Verwaltungsviertel am Konzept des 1946-er „Aufbauplans“ festgehalten, welches an dieser Stelle die Erfüllung der neuzeitlichen Anforderungen an den Städtebau unter Beibehaltung einer Blockrandbebauung vorgesehen hatte. Die detailliert ausgearbeiteten Baublöcke ließen die Kontinuität im Umgang mit den Baumassen sichtbar werden. Ganz anders stellte sich das „Kulturviertel“ dar. Anstatt die historischen Zeugnisse in das städtische Gefüge einzubetten, sollten Ruinen freigestellt werden. Neubauten wurden in einem nicht näher definierten Grün- und Parkraum platziert, der kaum einen Bezug zum alten Stadtgrundriss aufwies. Im Plan nicht mehr gezeigt

wurden das Taschenbergpalais, Teile des Schlosses oder die Rampische Straße; ja selbst die Ruine der Frauenkirche war nicht mehr vermerkt. Ein Grund hierfür lag wohl darin, dass man glaubte, vor dem Hintergrund einer langfristig prognostizierten Verarmung Deutschlands⁴⁴ die Kosten für die Sicherungsmaßnahmen nicht tragen zu können.

Sogar von Seiten der Denkmalpflege war ein Abbruch des Schlosses, mit Ausnahme des Erdgeschosses, sowie des Georgenbaus und des Turmes vorstellbar.⁴⁵ Diskutiert wurde der Vorschlag, den zum Theaterplatz gelegenen Teil des Schlosses zugunsten eines älteren Projektes von Daniel Pöppelmann abzureißen. Ähnliche Vorschläge existierten für die Gemädegalerie, an deren Stelle ein Forumsprojekt von Semper, das auch das Operngebäude und den Theaterplatz miteinbezog, hätte realisiert werden sollen. Diese Pläne wurden jedoch 1950 verworfen.⁴⁶ Entgegen der Darstellung im Plan von 1948 stand zu dieser Zeit in Kreisen der Denkmalpflege ein endgültiger Verzicht auf die Rekonstruktion der Frauenkirche nicht zur Disposition und nur vereinzelt gab es in dieser Sache kritische Stimmen.⁴⁷

Die 1947 verhängten Bausperren waren Ende 1948 mit dem Beschluss der „Ortsatzung über die Regelung des Bauwesens im Aufbaubereich der Stadt Dresden“ wieder aufgehoben worden.⁴⁸ Damit wurden u.a. die bisherigen Fluchtlinien für ungültig erklärt.⁴⁹ Anfragen zur Wiederherstellung von Ruinen am Altmarkt wurden in Voraussicht auf ein künftiges einheitliches Platzbild weiterhin vom Stadtplanungsamt abgelehnt.⁵⁰ Das Landesamt für Denkmalpflege favorisierte zwar die Wiederherstellung einzelner Gebäudegruppen und schlug einen diesbezüglichen Wettbewerb vor, doch wurde dieser nicht ausgeschrieben.⁵¹

In den weiteren Planungen bis 1950 reduzierte sich die Anzahl der wiederherzustellenden Bauten im Bereich des „Kulturviertels“ immer weiter. Die wenigen historischen Bauten sowie die „zentrale[n] Klubhäuser der Massenorganisationen, Gebäude für Sammlungen, Theater, Konzerthäuser“ zeigten im „Kulturviertel“ nur mehr eine sehr geringe Bebauungsdichte von 15%.⁵² Dies erfolgte wahrscheinlich in der Absicht, hier Spielräume für spätere Planungen zu schaffen, denn die „als Trümmerbegrünung gekennzeichneten Flächen“ sollten vorübergehend „unbebaute ... Reserveflächen bilden“.⁵³ Allerdings waren umfassende und in naher Zukunft zu erwartende Rekonstruktionen aus wirtschaftlichen Gründen ebenso wenig wahrscheinlich wie eine große Anzahl an innerstädtischen Neubauten. Gemäß den Vorstellungen des Stadtplanungsamtes erwuchs die städtebauliche Gestalt Dresdens aus einem Zusammenspiel von Kirchen- und Palaisbauten mit

44 Vgl. Wermund (wie Anm. 10), hier S. 14.

45 Glaser (wie Anm. 29), S. 137-138.

46 Siehe: Heinrich Magirius, Der Wiederaufbau zerstörter Baudenkmäler. Dargestellt an der Wiederherstellung von vier Dresdner Monumenten: Zwinger, Oper, Residenzschloß und Frauenkirche, in: Volker Hoffmann/Hans-Peter Autenrieth (Hgg.), Denkmalpflege heute. Akten des Berner Denkmalpflegekongresses. Oktober 1993, Bern u.a. 1996 (Neue Berner Schriften zur Kunst 1), S. 83-105, S. 88; Ders., Denkmalpflege, in: Holger Starke (Hgg.), Geschichte der Stadt Dresden Bd. 3, Stuttgart 2006, S. 623-629, hier S. 624; Nadler (wie Anm. 30), S. 9-10.

47 Vgl. Stephan Hirzel, Wiederaufbau der Dresdner Frauenkirche, in: Seemanns Zeitschrift für Kunst 1/1947, S. 48-51; Vgl. Walter Henn, Die Sicherung und der Wiederaufbau historischer Bauwerke. Eine Betrachtung praktischer Denkmalpflege, in: Baumeister, 9/1948, S. 305-320, S. 316-318.

48 Vgl. Lerm (wie Anm. 6), S. 47-48; Koch (wie Anm. 5), S. 111.

49 Vgl. Lerm (wie Anm. 6), S. 56-57.

50 „Betr. Altes Rathaus, Altmarkt“, 08.09.1948, StA, 4.1.9 Dezernat Aufbau /222, Bl. 66; „Brief des Landesamtes für Denkmalpflege Sachsen an den Rat der Stadt Dresden“, 01.10.1948, Aktenarchiv des Landesamtes für Denkmalpflege Sachsen (LafD), Altmarkt/21; vgl. auch Kriege-Steffen (wie Anm. 25), S. 34; Lerm (wie Anm. 6), S. 63-64.

51 Vgl. Kriege-Steffen (wie Anm. 25), S. 34.

52 Vgl. Planungsgrundlagen (wie Anm. 10), S. 47-48; Vgl. auch die Angaben auf Abb. 6.

53 Zit. nach Ebd., S. 47-48.

40 Vgl. Herbert Conert, „Antwort: Betr. Denkschrift über Raumordnung und Wiederaufbau der Städte“, 04.12.1945, StA, 4.1.9 Dezernat Aufbau/25.

41 Vgl. Eberhard Hempel, Ruinenschönheit, in: Zeitschrift für Kunst, 1/1948, S. 76-91.

42 Vgl. dazu: Wermund (wie Anm. 10).

43 Vgl. Durth u.a. 2007 (wie Anm. 5), S. 218; Ebd., S. 220. Dies hat auch Andreas Butter 2006 richtiggestellt. Vgl. Butter (wie Anm. 7), S. 79.



7 Dresden, „Entwicklungsplan Innenstadt. Fassung 1“, Stadtplanungsamt Dresden, 1. Oktober 1949 (publiziert 1950)

dem Zwinger, dem Gewand- und Opernhaus sowie den vielen bürgerlichen Wohnbauten. Ein „besonderer architektonisch-musikalischer Stimmungswert“ wurde „in einzelnen Straßen- und Platzbildern und in ganzen Straßenzügen“ gesehen. Den-

noch sollten nur „solche Objekte ... erhalten werden, deren Wiederherstellung nicht einer Nachahmung“ gleich käme. Verlorenes müsse aufgegeben werden.⁵⁴ Diese Argumentation erklärt schließlich auch, warum Ruinen, die in Luftbildaufnahmen von 1953 noch existieren,⁵⁵ im „Entwicklungsplan Innenstadt“ von 1949/50 bereits als zerstört ausgewiesen waren, wie u.a. das Taschenbergpalais, die Oper oder die Bürgerhäuser der Rampischen Straße (Abb. 7).⁵⁶

Vor diesem Hintergrund lässt sich – abgesehen von den oben beschriebenen Wiederherstellungsmaßnahmen an extrem hochrangigen Objekten wie dem Zwinger – die Arbeit des Denkmalschutzes als eine beschreiben, die weniger auf den Erhalt von historischen Bauten als auf das Bergen und Sichern von wertvollen architektonischen Elementen sowie deren Aufmaß reduziert wurde. Die Denkmalpflege hatte damit ihren konkreten Praxisbezug eingebüßt und sollte stattdessen Materialien bereitstellen, die „die Entwicklung der Dresdner Baukunst seit der Gotik“⁵⁷ veranschaulichen konnten. Die Fachvertreter allerdings – hier ist in erster Linie der Leiter des Landesamtes für Denkmalpflege, Hans Nadler, zu nennen – unterbreiteten immer wieder Nutzungsvorschläge für die Ruinen. Dies war die einzige Möglichkeit, sie zu Fixpunkten für die Stadtplanung werden zu lassen.⁵⁸ So gab es beispielsweise den Vorschlag, eine Landesbibliothek oder einen Kulturpalast im Taschenbergpalais einzurichten; für die Sekundogenitur wurde eine Nutzung als Künstlerheim bzw. als Arbeitsstelle des Landesamts für Denkmalpflege propagiert und das ehemalige Residenzschloss sollte entweder als Kulturpalast dienen oder dem Ministerium für Volksbildung zur Verfügung gestellt werden.⁵⁹ Obwohl diese Vorschläge 1950 von der Landesregierung aufgegriffen worden waren und damit der vorläufige Fortbestand vieler Gebäude gesichert und eine potenzielle Rekonstruktion ermöglicht wurde,⁶⁰ fanden in diesen Jahren im gesamten Stadtgebiet etliche Sprengungen und Abbrüche statt, teilweise ohne das Wissen der Denkmalpflege bzw. ihre Zustimmung.⁶¹

Sowohl das Geschäfts- und Verwaltungsviertel als auch das Kulturviertel sollten entsprechend der geplanten öffentlichen Nutzungen „im Wesentlichen dem Fußgänger vorbehalten bleiben“. ⁶² Gerade die zwei vorgeschlagenen Nord-Süd-Verbindungen beiderseitig der Prager Straße schufen ideale Voraussetzungen, in der zentralen Verbindung zwischen Hauptbahnhof und Altmarkt eine Fußgängerzone mit dem „Charakter einer Kauf- und Ausstellungsstraße“ vorzusehen.⁶³ Bereits im „Aufbauplan“ war die Prager Straße als Einkaufsstraße definiert worden, womit die ursprüngliche Funktion dieser Straße aufgegriffen wurde. Auch die Südsei-

59 Diese Vorschläge stammten von Nadler, vgl. Glaser (wie Anm. 29), S. 137-138; Nadler (wie Anm. 30), S. 8.

60 Vgl. „Festlegungen für den Aufbau der Stadt Dresden“, 08.09.1950, Sächsisches Hauptstaatsarchiv Dresden (SächsHStA), 11856 SED Landesleitung Sachsen/IV/A, Nr. 995, 10 Seiten, S. 4-5, (Bl. 035-044, Bl. 038-039).

61 Vgl. Magirus 2006 (wie Anm. 46), hier S. 625-626.

62 Zit. nach Planungsgrundlagen (wie Anm. 10), S. 81.

63 Ebd., S. 47.

54 Zit. nach Ebd., S. 24-26.

55 Vgl. dazu eine Luftbildaufnahme von 1953 auf: www.das-neue-dresden.de/images/2005/dresden-1953_luftbild.jpg (zuletzt abgerufen 16.02.2017).

56 Vgl. Planungsgrundlagen (wie Anm. 10), S. 25-26.

57 Ebd., S. 26.

58 Vgl. Magirus (wie Anm. 33), S. 41; Nadler (wie Anm. 30), S. 8-9.

te der in einer Breite von circa fünfzig Metern geplanten Ost-West-Verbindung nördlich vom Altmarkt sollte Ladennutzungen beinhalten. Einem Erlass aus dem Jahr 1949 entsprechend, wurde die Ruine der Kaiser & Co Stoff-Etagen von 1931 an der Wilsdruffer Straße wiederhergestellt und damit das erste H0-Kaufhaus der Innenstadt geschaffen. Mit seiner Fertigstellung entstand ein städtebaulicher Ankerpunkt für die Aufbaumaßnahmen ab 1953.⁶⁴

Viel stärker als die amtlichen Planungen griff der von Mart Stam zwischen Herbst 1948 und Sommer 1949 erstellte Entwurf zur Neugestaltung der Innenstadt mit offenen Wohnzeilen und der weitgehenden Beseitigung aller Kriegeruinen in die städtebauliche Struktur Dresdens ein. Der holländische Gestalter, der am Bauhaus Stadtplanung unterrichtet hatte, leitete seit Januar 1949 die „Freie Arbeitsgemeinschaft Neuaufbau“. Stams radikaler, von der Landesregierung präferierte Vorschlag wurde von Weidauer, Leucht und SED-Chef Ulbricht abgeblockt, doch beeinflusste er in einigen Bereichen, wie dem nördlich des Hauptbahnhofs, die spätere Verkehrsführung.⁶⁵

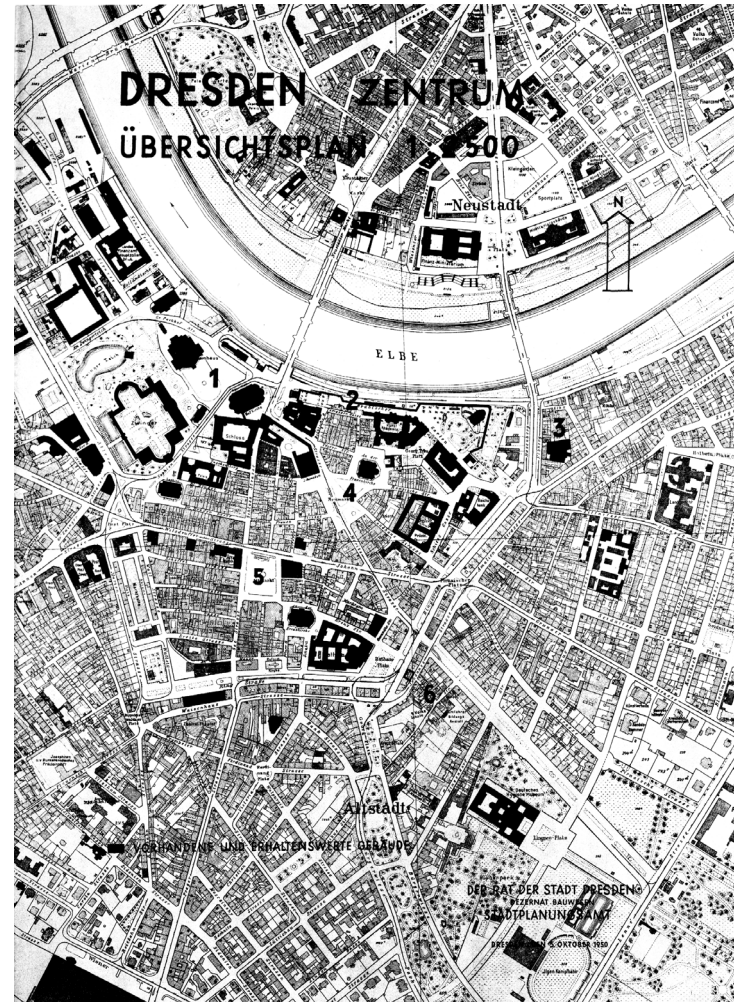
1950 bis 1952. Die „Sechzehn Grundsätze“, die kompakte sozialistische Großstadt und die Rückkehr zum „Aufbauplan“

Ein Anfang 1950 von Leucht erarbeiteter „Stadtbebauungsplan“ sah eine etwas stärker durch Eckbauten und verbindende Pavillontrakte gefasste Zeilenbebauung vor; er beinhaltete nun immerhin die Erhaltung der Semperoper und des Taschenbergpalais.⁶⁶

In der etwa zur selben Zeit herausgegebenen Publikation „Planungsgrundlagen/Planungsergebnisse“, die in der zeichnerischen Darstellung der Innenstadtbauung indifferent blieb, wurden umfangreiche strukturelle Untersuchungen in Bezug auf die Dresdner Topografie, die wirtschaftliche, kulturelle und industrielle Entwicklung der Stadt sowie Analysen der Sozial- und Bevölkerungsstruktur vorgestellt und stadtplanerische Anforderungen formuliert. Die darin enthaltenen 12 „Grundprinzipien für die Neuplanung“ nahmen manches der kurze Zeit später verabschiedeten „Sechzehn Grundsätzen“ inhaltlich vorweg.⁶⁷ Neben den prinzipiell unterschiedlichen Auffassungen in Bezug auf Städtebau als sachlichem Ergebnis einer fundierten Strukturanalyse in den „Planungsgrundlagen“ und einem stadtbaukünstlerischen Ansatz in den „Sechzehn Grundsätzen“ gab es zwei weitere ek-

64 Vgl. dazu erste Festlegungen in: „Wiederaufbau des Grundstückes Wilsdruffer Str. 7 für die Zwecke der H0“, 17. Januar 1949, StA, 4.1.9 Dezer-nat Aufbau/155.

65 Vgl. Lerm (wie Anm. 6), S. 64; Durth u.a. 2007 (wie Anm. 5), S. 220-224; Koch (wie Anm. 5), S. 119.



8 Dresden, Übersichtsplan des Zentrums mit vorhandenen und erhaltenswerten Gebäuden (beides schwarz schraffiert), Stadtplanungsamt Dresden, Oktober 1950

latante Unterschiede. Zum einen widersprach die in den „Sechzehn Grundsätzen“ geforderte kompakte Bebauung des Zentrums dem Bild der Stadtlandschaft in den „Grundprinzipien“ mit einer Bebauungsdichte von lediglich 15-30 %. Zum anderen mussten eine Demonstrationsstraße und ein Demonstrationsplatz im Zentrum

66 Die Publikation entstand unter Mitarbeit von Kurt W. Leucht, Hans Bröndel und Johannes Hunger.

67 Kurt W. Leucht, Der Neuaufbau Dresdens, in: Dresden im Aufbau 1949/59. Rat der Stadt Dresden (Hg.), Neuordnung der ärztlichen Versorgung, Dresden 1950, S. 2-8; Vgl. auch Planungsgrundlagen (wie Anm. 10), S. 27.



9 „Dresden. Zentrum mit Zentralem Bezirk“, Stadtplanungsamt Dresden, Oktober 1950

vorgesehen werden. Beide Forderungen konnten jedoch, wenn auch nicht ohne Diskussion, in die bestehenden Planungen übernommen werden.

Aus den verschiedenen städtebaulichen Haltungen resultierte, bei allen Versuchen zur Systematisierung des Planens, eine Verunsicherung über das weitere Vorgehen. Bereits in den Planungen von 1945 bis 1948 waren die Anforderungen des stets wachsenden Verkehrs berücksichtigt worden. Dies hatte sich in einer Differenzierung des Verkehrsnetzes von Hauptdurchgangsstraßen über Wohnstraßen bis zu Fußgängerbereichen niedergeschlagen. Im 1950 publizierten „Entwicklungsplan

68 Vgl. dazu folgende Bestände: StA, 4.1.9 Dezernat Aufbau, 222 und BArch., DH 2, 20041 sowie Durth u.a. 1999 (wie Anm. 7), S. 416-417.

Innenstadt“ hingegen fehlte eine detailliertere Darstellung des Wegenetzes; lediglich die Hauptverkehrsstraßen waren als Grundstruktur definiert. Dies ist wohl darauf zurückzuführen, dass die konkrete Raumordnung der Architektur noch nicht vorlag.

Die weitere Stadtentwicklungsplanung von 1950-52 soll im Folgenden an vier Plänen nachgezeichnet werden. Grundsätzlich lässt sich belegen, dass die vorgesehene Bebauungsdichte des Zentrums zunahm, dies sowohl im Kultur- als auch im Geschäftsviertel. Zugleich sollten zunehmend wiederaufzubauende Baudenkmale integriert werden. Letztlich ähnelte der Planstand vom August 1952 in vielen Punkten dem bereits 1946 verabschiedeten „Aufbauplan“.

Die Jahre 1950 bis 1952 waren geprägt von einer intensiven Auseinandersetzung zwischen dem Stadtplanungsamt Dresden und dem Ministerium für Aufbau (Berlin) über die Lage der Magistrale und des Demonstrationsplatzes.⁶⁸ Während das Ministerium den Altmarkt als Demonstrationsplatz und die nördlich davon verlaufende Ost-West-Verbindung als Magistrale favorisierte, bevorzugten die Dresdner Planer einen Platz in der Altstadt östlich des Rathauses. Dies wird in einem Übersichtsplan vom Oktober 1950 deutlich, in dem sechs mögliche Standorte gezeigt werden (Abb. 8). Dieser Plan wies zugleich viele Baudenkmale aus, die zu einem früheren Zeitpunkt zum Abriss vorgesehen waren, nunmehr aber wieder einbezogen werden sollten. Da zwei dieser zu erhaltenden Bauten zugleich die räumlichen Ost- und Westkanten des Altmarktes ausbildeten, sollte damit vermutlich dessen Eignung als Demonstrationsplatz ausgeschlossen werden.

Generell ist in Dresden der Versuch erkennbar, der zentralen Einflussnahme aus Berlin mit eigenen Konzepten entgegenzuwirken. Dies zeigt u.a. der Entwurf eines modifizierten Anwendungsvorschlags der „Sechzehn Grundsätze“, der vom Stadtplanungsamt im Herbst 1950 der Regierung der DDR zum Beschluss vorgelegt werden sollte, was anscheinend aber nie geschah.⁶⁹ In diesem hieß es hinsichtlich der Stadtstruktur, dass trotz der „zusammenhängende(n) Totalschadensfläche von ca. 12 km² ... das Gefüge der Stadt im großen gesehen erhalten geblieben“ und daher eine Beseitigung dieser historischen Struktur utopisch sei. Es seien folglich „neue Kulturbauten im Anschluss an die bestehenden historischen Gebäude“ vorzusehen, welche „der geschichtlichen Entwicklung folgend ... ihren Standort am Elbbogen der inneren Altstadt finden“ sollten.⁷⁰ Dass sich durch die Integration dieser Bauten die Gestaltung des Kulturviertels änderte, während an den städtebaulichen Vorgaben im Bereich des Geschäfts- und Verwaltungsviertels festgehalten wurde, zeigt

69 Vgl. „Protokoll über die Beratung der Grundsätze für den Neuaufbau Dresdens in der Planungskommission“, StA, 4.1.9 Dezernat Aufbau/25.

70 Zit. nach o.N., „Grundsätze für den Neuaufbau Dresdens“, 1950, 12 Seiten. S. 1-3, SächsHStA, 11856 SED Landesleitung Sachsen/IV/A, Nr. 995.



10 „Dresden. Zentrum und Zentraler Bezirk“, Stadtplanungsamt Dresden, 14. Februar 1951

der Vergleich der Pläne von 1951 und 1952 (Abb. 10, 11). Im „Kulturviertel“ waren nun neben dem Taschenbergpalais auch das Schloss, die Oper, die Frauenkirche und Teile der Rampischen Straße für den Wiederaufbau vorgesehen. Stellte sich das „Kulturviertel“ 1951 noch als wenig gefasster Raum dar, in welchem die Bauten kaum Bezüge zueinander aufwiesen, so wurden ein Jahr später die Baufluchten des historischen Stadtgrundrisses in weiten Teilen und damit auch die Ansätze des „Aufbauplans“ wieder aufgegriffen.

Neben diesen beiden Planentwicklungen von 1951 und 1952 sind weitere Unterschiede auszumachen, dies im Bereich des Altmarktes bzw. östlich des Rathauses. Eine erste Öffnung des Altmarktes nach Süden war schon 1951 vorgesehen und

folgte der zentralen Vorgabe, hier den Demonstrationsplatz auszubilden. 1952 sollte die historische südliche Platzwand dann so weit gedehnt werden, dass die Kreuzkirche in die östliche Platzbegrenzung integriert werden konnte. Der Altmarkt erhielt eine leicht vergrößerte, aber regelmäßige Form. Zugleich wurde der bereits 1950 vorgesehene Platz östlich des Rathauses 1952 zeichnerisch wieder eingefügt (1951 war er lediglich erwähnt, aber nicht dargestellt worden, siehe Abb. 9). Damit wies das Stadtplanungsamt Dresden – entgegen der Anweisung



11 „Dresden. Stadtbauungsplan. Zentrum und Zentraler Bezirk“, Stadtplanungsamt Dresden, 10. Juni 1952



12 „Dresden. Skizze zum Teilbebauungsplan des Zentrums“ mit vorhandenen und neu geplanten Gebäuden sowie aufzubauenden Ruinen, Stadtplanungsamt Dresden, 26. August 1952

aus Berlin – den Demonstrationsplatz 1952 sowohl auf dem Altmarkt als auch östlich des Rathauses aus; allerdings wurde dies nicht offiziell erwähnt. Zur Diskussion über die zukünftige Breite der Wilsdruffer Straße und ihrer östlichen Fortsetzung bleibt festzuhalten, dass für sie bereits in den Plänen seit 1945 und auch in den „Planungsgrundlagen“ eine Breite von circa 40 bis 50 Metern vorgesehen war. Maßgebend dafür war 1950 noch deren Funktion als Hauptdurchgangsstraße, während sie 1952 auch als breite Demonstrationsstraße genutzt werden sollte.

Die „Skizze zum Teilbebauungsplan des Zentrums“ bildete – wie bereits erwähnt – vermutlich die Grundlage für einen Wettbewerb zur Zentrumsgestaltung Ende 1952 mit vier eingeladenen Architektenkollektiven (Abb. 12). In keinem der vier eingereichten Entwürfe wurde der Altmarkt wie vorgesehen vergrößert. Dennoch

71 Vgl. Dietrich Fürst u.a. (Hgg.), Prämiert und ausgeschieden. Dokumentation eines IRS-Sammlungsbestandes zu städtebaulichen Wettbewerben in der DDR (Regio doc 2), Berlin 1998, S. 43-44.

wurde die sofortige Ausführung des drittplatzierten Entwurfes vom VEB Kollektiv Johannes Rascher für die Westseite angeordnet. Die weitere Bearbeitung der Innenstadtplanung erfolgte durch die ersten zwei Preisträger des VEB (Z) Projektierung Sachsen, Zweigstelle Dresden unter Leitung von Rascher und Herbert Schneider. Letzterer hatte mit seinem Vorschlag eines monumentalen Hochhauses an der Nordseite des Altmarkts die Jury überzeugt.⁷¹

Damit begann eine Diskussion, die erst mit der Fertigstellung des Kulturpalastes im Jahr 1969 an dieser Stelle beendet werden sollte. Obgleich sowohl Schneider als auch Rascher in ihren Wettbewerbsbeiträgen den Altmarkt im Süden baulich gefasst hatten und das Stadtplanungsamt in der ersten Hälfte des Jahres 1953 beharrlich die Planungen dafür vorantrieb, erfolgte am 20. August 1953 ein Beschluss des Ministerrats der DDR, den Altmarkt als Demonstrationsplatz nach Süden zu öffnen und damit auf das fast dreifache der ursprünglichen Fläche zu vergrößern.⁷² Die vielen Entwürfe und Planungen von Seiten des Stadtplanungsamtes in den darauffolgenden Jahrzehnten, den Altmarkt im Süden durch eine Platzwand zu schließen, belegen allerdings, dass diese Entscheidung auf kommunaler Ebene nie akzeptiert worden war.⁷³

Zusammenfassung

Wie der vorliegende Beitrag aufzeigen konnte, wandelten sich die städtebaulichen Leitbilder für die Innenstadt Dresdens (d.h. für den Bereich zwischen Elbe und Hauptbahnhof) in den Jahren von 1945 und 1952 von Überlegungen für einen Wieder- bzw. Neuaufbau im Typus der Blockrandbebauung (1945/46), über eine Stadtlandschaft mit aufgelockerter Bebauung (1948-50) hin zu einem repräsentativen und kompakt bebauten Zentrum nach sowjetischem Vorbild (1952). Eine Konstante in all diesen Planungen blieb eine Zweiteilung der Innenstadt, wie sie noch in der Gegenwart unschwer zu erkennen ist.

Bereits 1945/46 erfolgte in der südlichen Innenstadt zwischen Wilsdruffer Straße und Hauptbahnhof die Planung eines „Geschäfts- und Verwaltungsviertels“ unter Berücksichtigung der Bauhygiene und des Verkehrs. Es bestand aus Teilen der ehemals befestigten Altstadt sowie dem südlich daran angrenzenden, in der Gründerzeit dicht bebauten Gebiet. Etwa zeitgleich war für das Gebiet zwischen Wilsdruffer Straße und Elbe ein sogenanntes „Kulturviertel“ geplant, in welchem nicht nur

72 Vgl. Georg Funk, Wettbewerb für die städtebauliche und architektonische Gestaltung der Ost-West-Magistrale in Dresden, in: Deutsche Architektur, 6/1954, S. 240-247, hier S. 240; Johannes Rascher, „An Richard Paulick, betr. Wiederaufbau Altmarkt Dresden“, 24.12.1952, LafD, Nachlass Herbert Schneider, Archivbox 1, Dresden 1952, Wettbewerb Innenstadt.

73 Vgl. Wolfgang Weigel, Städtebauliche Konzeptionen auf dem Weg zum heutigen Dresdner Altmarkt, in: Bauakademie der DDR (Hg.), Studien zu Städtebau und Architektur, Berlin 1986 (Bauforschung Baupraxis 164), S. 129-137.

die wichtigsten kulturellen Funktionen der Stadt gebündelt, sondern durch eine Bebauung in enger Anlehnung an den historischen Stadtgrundriss und den Erhalt möglichst vieler Denkmale die bekannte Stadtsilhouette des ‚alten Dresdens‘ in Erinnerung gerufen werden sollte. Unmittelbar nach Kriegsende gehörten wesentliche stadtbildprägende Baudenkmale entlang der Elbe, wie der Schlossturm, die Hofkirche oder der Zwinger zur Wiederaufbauplanung, die u.a. durch den zentralen Erlass der Sowjetischen Besatzungsmacht, den Befehl Nr. 85, abgesichert wurde. Über den Erhalt und die Sicherung weiterer für Dresden charakteristischer, aber stark beschädigter Gebäude wie die Semperoper, Teile des Schlosses oder die Frauenkirche wurden bis zu Beginn der 1950-er Jahre intensive Diskussionen seitens Denkmalpflegern und Stadtplanern geführt. Besonders in den Jahren 1948-50 waren diese Bauten von Abrissen, die im Zuge der Großflächenenttrümmerung etliche innerstädtische Kriegsruinen betrafen, bedroht. In den folgenden vierzig Jahren konnte das Gebiet des „Kulturviertels“, bis auf wenige Neubauten wie die Erweiterung des Polizeipräsidiums 1983 (2005 abgebrochen), für eine spätere Bebauung freigehalten werden. Die Grundlagen für die Rekonstruktion des Neumarkts gemäß den historischen Straßenfluchten waren bereits mit dem „Großen Dresdner Aufbauplan“ von 1945 geschaffen worden. Als ab 1952/53 schließlich in großem Umfang gebaut werden konnte, dachte man daran, einen Großteil der Bauten des „Kulturviertels“ sowie die bekannte Elbsilhouette wiederherzustellen. Aus den „Sechzehn Grundsätzen“ und dem „Aufbaugesetz“ (1950) resultierte in Dresden, wie andernorts auch, die Forderung nach einem Demonstrationsplatz und einer Magistrale im Stadtzentrum, die sich in den Planungen von 1950 bis 1952 niederschlugen. Die Gestaltung einer repräsentativen Achse konnte an die ersten Wiederaufbauplanungen der Wilsdruffer Straße von 1950 anknüpfen, der Altmarkt (in den Planungen von 1952) in seiner zugewiesenen Rolle als Demonstrationsplatz leicht vergrößert werden, um schließlich 1953 eine Weitung nach Süden zu erfahren.

Das Anliegen des Stadtplanungsamts, die Südseite auch in den folgenden Jahren baulich zu schließen, konnte erst nach 1990 umgesetzt werden. Zwar war die Denkmalpflege nur unzureichend in die städtebaulichen Planungen einbezogen und konnte den Abbruch von etlichen Gebäuden nicht aufhalten, doch ist es u.a. ihrer Initiative zu verdanken, dass vieles von dem, was das ‚alte Dresden‘ im Kern ausmachte, bis zum Ende der DDR substanziell und strukturell erhalten blieb. Mittels mannigfaltiger Nutzungsvorschläge konnten stadtbildprägende Bauten

wie das Schloss, die Sekundogenitur oder das Taschenbergpalais vor dem Abriss bewahrt werden, wobei der vor 1989/90 begonnene Wiederaufbau des Schlosses einen Sonderfall in der DDR darstellt.

Christian Klusemann

NATIONALE TRADITION ZWISCHEN THEORIE UND PRAXIS

Die Wettbewerbe in den Aufbaustädten Magdeburg und Rostock von 1952

Nach Gründung der DDR sollte sich der „Aufbau des Sozialismus“ schnell in repräsentativen Neubauten manifestieren. Die Gestaltungsmuster waren dabei Architekturstile aus längst vergangenen Epochen, die aber mit ‚Blick zurück nach vorn‘ als baukulturelles Erbe aufgegriffen, politisch vereinnahmt und „weiterentwickelt“ werden sollten. Diese Aufgabe galt es nicht nur an der aufzubauenden „Stalinallee“ in Berlin zu meistern, sondern u.a. auch in den Zentren der vier wichtigsten „Aufbaustädte“ der DDR: Dresden, Leipzig, Magdeburg und Rostock. Das Nachdenken über eine „neue deutsche Architektur“ erwies sich jedoch als kompliziert und langwierig. Nachdem bereits in vielen Städten Gebäude unterschiedlicher Funktion, ja ganze Ensembles errichtet worden waren, unterband erst die 1954 von Moskau diktierter „Wende im Bauwesen“ – mit der Folge einer Hinwendung zur Moderne – die Suche nach einer dezidiert sozialistischen Architektur im Kleid der „Nationalen Tradition“.¹

Der vorliegende Beitrag wirft zunächst einen kursorischen Blick auf die theoretischen Grundlagen jener Phase von Städtebau und Architektur der DDR. Anhand exemplarisch ausgewählter Entwürfe aus den städtebaulich-architektonischen Wettbewerben in Magdeburg und Rostock von 1952 soll dann die praktische Umsetzung der Theorie nachgezeichnet werden. Dabei wird die Rolle der von der Deutschen Bauakademie entsandten „Konsultanten“ in den Blick genommen, die während der Wettbewerbe in den „Aufbaustädten“ die beteiligten Architekten berieten. In der Literatur wird davon ausgegangen, dass erst die konsultativen Eingriffe das politisch gewünschte Aufgreifen lokaler oder regionaler Motive für die Fassadengestaltung der Neubauten festgeschrieben hätten. Vorbilder waren jedoch, wie gezeigt werden kann, schon in den Vorgaben des Ministeriums für Aufbau und den Ausschreibungstexten genannt worden. Somit müssen die beratenden Tätigkeiten der „Konsultanten“ anderweitig ausgefallen sein. Diese waren sich offenbar selbst nicht einig hinsichtlich der Frage, wie die erwartete neue Architektur jenseits vager Leitlinien zu gestalten sei. Darauf deuten schier endlose Debatten nach den Wettbewerben hin, auf die ebenfalls eingegangen werden wird.

1 Monika Gibas/Peer Pasternack, Sozialistisch behaust & bekunet? Zur Botschaft und Sozialgeschichte des Hochschulbaus in der DDR, in: Dies. (Hgg.), Sozialistisch behaust & bekunet. Hochschulen und ihre Bauten in der DDR, Leipzig 1999, S. 7–12, hier S. 10.

2 Kurt Liebnecht, Im Kampf um eine neue deutsche Architektur, in: Neues Deutschland, 13.02.1951.

3 Andreas Butter, Neues Leben, neues Bauen. Die Moderne in der SBZ/DDR 1945 bis 1951, Berlin 2006, S. 191.

4 Siehe dazu vor allem Andreas Schätzke, Zwischen Bauhaus und Stalinallee. Architekturdiskussion im östlichen Deutschland (Bauwelt-Fundamente 95), Braunschweig/Wiesbaden 1991, S. 50f.



Bundesarchiv, Bild 183-73753-0002
Foto: Sturm, Horst (18. Juni 1960)

1 Rostock, Lange Straße, Joachim Näther/Kurt Tauscher/Heinz Lösler/Ernst Eick/Carl-Heinz Pastor/Gregor Düsterhöft, 1953–60, Südseite

Die Suche nach einer „neuen deutschen Architektur“ in den frühen 1950-er Jahren

Während es in den ersten fünf Nachkriegsjahren Bestrebungen gegeben hatte, an die städtebaulich-architektonische Moderne der Weimarer Republik anzuknüpfen, begann 1950 der kulturpolitische „Kampf um eine neue deutsche Architektur“². An der ein Jahr zuvor auf den Namen „Stalinallee“ getauften Großen Frankfurter Straße galten die von der Heimstätte Berlin entworfenen³ und gerade erst fertiggestellten Laubenganghäuser nun – wie die Moderne insgesamt – als „formalistisch“⁴ und der unter Federführung von Hans Scharoun entwickelte städtebauliche Plan für die „Wohnzelle Friedrichshain“⁵ als überholt. Auf ihrer „Reise nach Moskau“ machte sich eine Delegation ostdeutscher Architekten mit Architektur und Städtebau der UdSSR vertraut. Im Ergebnis entstanden die „Sechzehn Grundsätze des Städtebaus“, die sich an sowjetischen Konzepten orientierten. Sie sahen repräsentative Magistralen und Zentrale Plätze vor.⁶ In stadt-

5 Scharoun hatte bei der Entwicklung des „Kollektivplans“ zur Neugestaltung Berlins nach dem Krieg im namensgebenden, planenden Kollektiv die „Schirmherrschaft“ inne und war nicht dessen alleiniger Autor. Die Pläne für die „Wohnzelle“ entstanden unter Scharoun 1949 im Kontext des aus dem Kollektivplan entwickelten „Generalplans zum Wiederaufbau Berlins“: „Die Planung wandte sich konsequent von hierarchischen achsenbetonten städtebaulichen Konzeptionen ab, formulierte ebenso eine Absage an Mietskasernen, Parzellenstruktur und bisherige Besiedlungsdichte.“ Siehe dazu: www.stadtentwicklung.berlin.de/denkmal/liste_karte_datenbank/de/denkmaldatenbank/daobj.php?obj_dok_nr=09085177 (zuletzt abgerufen 10.04.2016) sowie ausführlich Butter (wie Anm. 3), S. 67–77.

6 Zur Entwicklung von Städtebau und Architektur der 1950-er Jahre in der DDR siehe vor allem: Werner Durth u.a., Architektur und Städtebau der DDR. Die frühen Jahre (Unveränderte Neuauflage der Publikation Werner Durth/Jörn Düwel/Niels Gutschow, Architektur und Städtebau der DDR (Band 1): Ostkreuz. Personen, Pläne, Perspektiven, Frankfurt a.M./New York 1998), Berlin 2007.

räumliche Ensembles eingebunden, sollten sie von symmetrisch gegliederten und aufeinander abgestimmten Gebäuden eingefasst werden. Als Kulisse für politische Demonstrationen hatten diese wohlproportionierte Fassaden, Ornament und Dekor aufzuweisen,⁷ um, und dies galt für nahezu alle Bauaufgaben, den „Reichtum“ der sozialistischen Gesellschaft zum Ausdruck zu bringen.⁸

Die gestalterischen Bezugspunkte – monumentale Bauten der stalinistischen Sowjetunion sowie ausgewählte „Nationale Traditionen“ – wurden durch die 1951 gegründete Deutsche Bauakademie vorgeschlagen.⁹ Nach seiner Rückkehr aus Moskau plädierte Akademie-Präsident Kurt Liebkecht daher für eine Auseinandersetzung der Architekten mit ausgewählten Stilen der deutschen Architekturgeschichte. Deziert erwähnte er den Klassizismus, die Renaissance und den Barock.¹⁰ Vor allem der Klassizismus galt in den Augen Liebkechts als letzter bedeutender Baustil, der auf deutschem Boden entstanden war, habe dieser doch für das demokratische Bürgertum gestanden.¹¹ Zu den „fortschrittlichen Traditionen“, die „schöpferisch weiterentwickelt“ werden sollten, gehörten ferner gotische Rathäuser, da in ihnen eine „Verbundenheit mit der Volkskultur“ zum Ausdruck komme und sich in ihrer Gestaltung zudem die „fortschrittlichen Ideen des Bürgertums“ manifestieren würden.¹²

Die Frage, wie eine „neue deutsche Architektur“ auszusehen habe, an die der Anspruch erhoben wurde, „national in der Form“ und „sozialistisch im Inhalt“¹³ zu sein, wurde zur komplizierten Herausforderung für die Architekten, von denen „mustergültige Entwürfe“¹⁴ verlangt wurden. 1951 gelang es Hermann Henselmann – auch durch rhetorisches Geschick¹⁵ – mit dem Hochhaus an der Weberwiese eine seitens der SED akzeptierte Lösung zu präsentieren. Das in der Kubatur moderne, mit aufstrebenden Lisenen nahezu expressionistische, vor allem aber durch historisierende, angebliche Schinkel-Bezüge¹⁶ gekennzeichnete¹⁷ Wohnhochhaus gilt in der Forschung als „Erstling“¹⁸ – und Henselmann als ‚Erfinder‘ der primär auf den Klassizismus rekurrierenden Architektur der „Nationalen Tradition“. Ohne die Architekten Richard Paulick und Hanns Hopp war das Bauen der frühen 1950-er Jahre ebenso wenig möglich.¹⁹ Sie hatten, wie Henselmann als Leiter einer „Meisterwerkstatt“ an der Deutschen Bauakademie, am Bau der „Stalinallee“ mitgewirkt; von Paulick stammt zudem die für die neue Architektur ebenso richtungsweisende Deutsche Sporthalle von 1951. Im Auftrag der Akademie sollen diese drei führenden Architekten nahezu „das Entwurfsgeschehen des ganzen Landes“ beaufsichtigt haben.²⁰

7 Auf eine handwerkliche Bauweise wurde bewusst Wert gelegt und dabei auf detaillierte Oberflächen und deren Materialität geachtet. Allerdings gab es schon vor der „Wende im Bauwesen“ 1954 Bestrebungen, durch Industrialisierung den Bauprozess zu beschleunigen und günstiger zu machen. Siehe Monika Wagner, Strategien der Beteiligung. Zur Fabrikation „sozialistischer Festräume“ in Städten der frühen DDR, in: Cornelia Jöchner (Hg.), Räume der Stadt. Von der Antike bis heute, Berlin 2008, S. 165–179, hier S. 174.

8 Andreas Butter/Ludwig Deiters/Ulrich Hartung, Begegnung mit der Architektur der Stalinallee, in: Helmut Engel/Wolfgang Ribbe (Hg.): Karl-Marx-Allee. Magistrale in Berlin. Die Wandlung der sozialistischen Prachtstraße zur Hauptstraße des Berliner Ostens, Berlin 1996, S. 59–73, hier S. 60, ferner Andreas Butter/Ulrich Hartung, Ostmoderne. Architektur in Berlin 1945–65, Berlin 2004, S. 51–53, Wagner (wie Anm. 7), S. 168 sowie allgemein: Durth u.a. 2007 (wie Anm. 6) oder Ulrich Hartung, Arbeiter- und Bauertempel. DDR-Kulturhäuser der fünfziger Jahre. Ein architekturhistorisches Kompendium, Berlin 1997.

9 Arnold Bartetzky, Nation – Staat – Stadt. Architektur und visuelle Geschichtskultur vom 19. bis zum 21. Jahrhundert, Köln u.a. 2012, insb. das Kapitel „Auf der Suche nach der nationalen Form. Zur Architektur der Stalinzeit in der DDR und in Polen“, S. 59–84.

10 Joachim Palutzki, Architektur in der DDR, Berlin 2000, S. 60. Siehe dazu auch den Beitrag von Hans-Georg Lippert im vorliegenden Tagungsband.

11 Wolfgang Pehnt, Deutsche Architektur seit 1900, München 2005, S. 295.

12 Alle Zitate aus dem von der Deutschen Bauakademie 1952 herausgegebenen Buch „Deutsche Baukunst in zehn Jahrhunderten“, zit. nach Bartetzky (wie Anm. 9), hier S. 65–66.



2 Magdeburg, Ernst-Reuter-Allee (ehem. Wilhelm-Pieck-Allee), Johannes Kramer, 1953–57, Nordseite

Die „Konsultanten“ der Deutschen Bauakademie und die Wettbewerbe in den relevantesten „Aufbaustädten“ der DDR

Zusammen mit Edmund Collein, dem Vizepräsidenten der Akademie, waren sie in die vier bedeutendsten „Aufbaustädte“ der DDR entsandt worden. Nachdem im Sommer 1952 während der II. Parteikonferenz der SED der „Aufbau des Sozialismus“ gefordert worden war, sollten analog zum Leitbild „Stalinallee“ in diesen Bezirkshauptstädten großstädtische, repräsentative Wohn- und Geschäftsbauten in neu gestalteten Stadtzentren entstehen, deren Fassadengestaltung sich gemäß den Vorgaben Liebkechts an lokalen – im Sinne der „Nationalen Tradition“ auserkoren – Architekturstilen zu orientieren hatte.

In diesem Kontext entstanden ab 1953 die Bebauung am Altmarkt in Dresden (Johannes Rascher), die Ringbebauung am Leipziger Roßplatz (Rudolf Rohrer) sowie die hier näher zu behandelnden Bauten entlang der Langen Straße in Rostock (Joachim Näther) und der Ernst-Reuter-Allee (zu DDR-Zeiten Wilhelm-Pieck-Allee) in Magdeburg (Johannes Kramer)²¹ (Abb. 1, 2). Als „Konsultanten“ betreuten Hermann Henselmann in Rostock und Magdeburg, Richard Paulick und Kurt W. Leucht in Dresden, Hanns Hopp in Leipzig und Edmund Collein in Magdeburg die verantwortlichen Architekten. Gemeinsam mit anderen Preisrichtern fungierten sie als Gutachter bei den im Herbst 1952 simultan durchgeführten städtebaulich-architektonischen Wettbewerben. Auf Weisung des Ministeriums für Aufbau waren sie bereits in deren Vorbereitungen eingebunden gewesen.²²

13 Dazu Bartetzky (wie Anm. 9), ausführlicher siehe: Durth u.a. (wie Anm. 6).

14 Jörn Düwel, „Handlanger in einer Häuserfabrik?“ Architekten in der DDR, in: Horch und Guck, 3/2012, Heft 77, S. 36–40, hier S. 38.

15 Die neuere Forschung nimmt an, dass Henselmann durch die eigene Interpretation seines Werkes seinen Entwurf überzeugend ‚verkaufen‘ konnte. Siehe dazu Jörg Kirchner, Architektur nationaler Tradition in der frühen DDR (1950–1955). Zwischen ideologischen Vorgaben und künstlerischer Eigenständigkeit, Dissertation, Universität Hamburg, 2010, S. 126–128, <http://ediss.sub.uni-hamburg.de/volltexte/2010/4774/pdf/eDissertation.pdf> (zuletzt abgerufen 30.11.2016).

16 Zum Hochhaus an der Weberwiese ausführlich Helmut Engel, Anmerkungen zum Hochhaus an der Weberwiese, in: Engel/Ribbe (wie Anm. 8), S. 43–58.

17 Greg Castillo sieht keine Anlehnung an Schinkel, sondern deutet Moskauer Hochhausarchitekturen als vorbildhaft, siehe Kirchner (wie Anm. 15), S. 127.

18 Jörn Düwel, Baukunst voran! Architektur und Städtebau in der SBZ/DDR, Berlin 1995, S. 135–153.

19 Tobias Zervosen, Architekten in der DDR. Realität und Selbstverständnis einer Profession, Bielefeld 2016 (zugl. Diss. Zürich 2013), S. 76. Vgl. auch Werner Durth u.a., Architektur und Städtebau der DDR (Band 2): Aufbau. Städte, Themen, Dokumente, Frankfurt a.M./New York 1998, S. 122.

20 Durth u.a. 1998 (wie Anm. 19), S. 122.

21 Mit Rascher, Rohrer, Näther und Kramer sind nur die jeweils federführenden Architekten genannt. Grundlegend siehe Durth u.a. 2007 (wie Anm. 6).



3 Magdeburg, Wettbewerbsentwurf Ost-West-Straße, Fassadendetail, Kollektiv Leppin, Anerkennung, Herbst 1952

Die prämierten Entwürfe wurden von ihnen schließlich nochmals überarbeitet, weil sich die Preisgerichte – in denen auch die Berater saßen – mit keiner der Einrichtungen zufrieden gaben.²³ Obwohl die vor Ort agierenden Architekten letztlich unter ihrem Namen bauen durften, wird die eigentliche Leistung in der Literatur den Leitern der Meisterwerkstätten zugeschrieben. Durch ihre herausragende Po-

22 Im September 1952 hatte Hans Mertens, Abteilungsleiter der Abteilung Stadtplanung im Ministerium für Aufbau, jeweils nahezu wortgleiche Briefe in die „Aufbaustädte“ geschickt und zu den Wettbewerben aufgefordert. Die „Konsultanten“ wurden darin angehalten, zusammen mit den örtlichen Organen (Rat der Stadt, Rat des Bezirkes) die Wettbewerbe vorzubereiten. Siehe BArch., DH 1, 38632.

23 Durth u.a. 2007 (wie Anm. 6), S. 432.

24 Durth u.a. 1998 (wie Anm. 19), S. 122.

25 In der Reihe „REGIO doc“ wurden die Bestände des IRS Erker erstmals zusammenhängend dokumentiert – dort befinden sich in bemerkenswertem Umfang Zeichnungen und Pläne aus den städtebaulich-architektonischen Wettbewerben in der DDR. Die Dokumentation geht analytisch nicht in die Tiefe, allerdings finden sich dort auch eine Reihe unbekannter Entwürfe. Siehe Dietrich Fürst u.a. (Hg.): Prämiert und ausgeschieden. Dokumentation eines IRS-Sammlungsbestandes zu städtebaulichen Wettbewerben in der DDR 1946–1977, Berlin 1998. Wenige Entwürfe aus dem Rostocker Wettbewerb werden bei Düwel (wie Anm. 18) gezeigt und nur vage analysiert. Ein Entwurf findet sich ferner bei Herbert Nicolaus/Alexander Obeth, Die Stalinallee. Geschichte einer deutschen Straße, Berlin 1997. Mit dem Magdeburger Wettbewerb hat sich Lothar Klank 1978 in einer knappen, unveröffentlichten Diplomarbeit „Städtebauplanung und Neuaufbau des Magdeburger Stadtzentrums 1950 bis 1956“ (Karl-Marx-Universität Leipzig) beschäftigt. Die besprochenen Zeichnungen sind der Arbeit jedoch nicht beigelegt.

sition hätten sie „kollektive Lernprozesse weitgehend [verhindert]“.²⁴ Derartige Urteile entbehren jedoch der Belege, denn die Forschung widmete bislang weder den Aufgabenstellungen der Wettbewerbe, noch den Entscheidungen der Preisgerichte oder den prämierten Entwurfszeichnungen größere Aufmerksamkeit.²⁵ Nicht zuletzt sind die Handlungen der „Konsultanten“ – resultierend aus einer noch in den 1990-er Jahren unzureichenden Quellenlage – missverständlich interpretiert worden. So soll Henselmann erst im Zuge der Überarbeitung der Entwürfe den gewünschten Lokalbezug in beiden Städten – Barock und Klassizismus in Magdeburg, Backsteingotik in Rostock – hergestellt haben.²⁶ Wie allerdings anhand einer genaueren Analyse der Wettbewerbe dargelegt werden kann, betrafen die Eingriffe der „Konsultanten“ in erster Linie Fassadendetails.

Der Magdeburger Wettbewerb und die Rolle Henselmanns und Colleins

Der „Wettbewerb für das nationale Aufbauprogramm Magdeburg 1953“ wurde am 10. Oktober 1952 vom Dezernat Aufbau, Abteilung Stadtplanung ausgeschrieben, um „vor Beginn der Vorprojektierung und der Projektierung eine grundsätzliche Lösung der architektonischen Gestaltung des Zentralen Platzes und der Ost-West-Straße zu entwickeln“.²⁷ Im Ausschreibungstext, der an die zur Teilnahme bestimmten Architektenkollektive Johannes Kramer, Albert Leppin und Hermann Gspanning, hatte es geheißen: „Ziel [ist] die Entwicklung von Entwürfen, die bei gründlichem Studium der erhaltenen kulturellen und künstlerischen Werte [der Stadt] den Beginn eines Bauens einleiten, das dem für Magdeburg typischen Charakter durch die städtebau-künstlerische Gestaltung und die Eigenart der architektonischen Lösung ... Rechnung trägt. Die neuen Bauten ... sollen in der Gesamtkomposition und im Inhalt wie in der Form den Auftakt zum Aufbau des Sozialismus ... sichtbar zum Ausdruck bringen.“²⁸ Schon die Aufforderung zum Wettbewerb durch das Ministerium für Aufbau hatte nahezu wortgleich eine Hinwendung zu lokalen Traditionen verlangt. Den Architekten waren zudem vor Beginn des Wettbewerbs Fotografien historischer Magdeburger Bauten zur Verfügung gestellt worden.²⁹ Als das Preisgericht³⁰ am 3. Dezember zusammenkam, verzichtete es auf die Vergabe eines ersten und zweiten Platzes und würdigte die drei Kollektive lediglich mit einer Anerkennung, da die Erwartung des Wettbewerbs, „eine grundsätzliche

26 Durth u.a. 2007 (wie Anm. 6), S. 432. Vgl. auch Düwel 1995 (wie Anm. 18), S. 187.

27 Wettbewerb für das Nationale Aufbauprogramm Magdeburg 1953, BArch., DH 2, 20114.

28 Ebd.

29 Schreiben des Abteilungsleiters der Abteilung Stadtplanung im Ministerium für Aufbau, Mertens, an den Rat des Bezirkes Rostock, Abt. Aufbau, vom 20.09.1952, BArch., DH 1, 38632.

30 „Als Preisrichter waren anwesend: 1. Prof. Collein Vizepräsident der Deutschen Bauakademie 2. Hauptabteilungsleiter Pisternick Ministerium für Aufbau 3. Abteilungsleiter Mertens Ministerium für Aufbau 4. Dipl. Ing. Tegtmeyer Ministerium für Aufbau 5. Dipl. Ing. Stier VEB (Z) Projektierung, Sonderbüro Halle 6. Hans Seifert Abt. Aufbau des Rates des Bezirkes Magdeburg 7. Oberbürgermeister Daub Magdeburg (zeitweilig) Stadtrat Böschke Dez. Aufbau Magdeburg (zeitweilig) 9. Dipl. Ing. Wölfe Stadtplanung Magdeburg 10. Dipl. Ing. Werich Städtebau Magdeburg. Das Preisgericht nahm zusätzlich Herrn Dr. Strauss Deutsche Bauakademie in das Preisgericht auf (sic).“ Protokoll über die Sitzung des Preisgerichtes über den Wettbewerb für das Nationale Aufbauprogramm Magdeburg 1953, BArch., DH 2, 20114.

Lösung³¹ zu finden, nicht erfüllt worden sei. Während in den Entwürfen der Kollektive Leppin und Gspann kaum Magdeburger Architekturtraditionen gesehen wurden, bemängelte das Preisgericht an den Zeichnungen des Kollektivs Johannes Kramer cursorisch, dass „aus der Tradition entnommene Details, vor allem die Lisenen ... unproportioniert [seien].“ Ebenso wirke die „Gesamthaltung der Architektur ... unbefriedigend, obwohl [sie einen] städtische[n] Charakter“³² erkennen lasse. Das aus Politikern der Nationalen Front³³ und somit aus Laien gebildete „beratende Aktiv“ stellte immerhin heraus, dass das „Detail [in] vielen Fällen nicht magdeburgisch sei, [der Entwurf] in der Gesamthaltung [aber] am meisten“ anspreche.³⁴ Die Beiträge der Kollektive Leppin (Abb. 3) und Kramer (Abb. 4, 5) zeigen indes Gestaltungsmerkmale, die einen Bezug zur Magdeburger Tradition herstellen – oder zumindest als Bezugspunkte interpretiert werden können. So wurde das Motiv der aus Balustern gebildeten Attika zum oberen Abschluss der geplanten Wohnblöcke – wie dann ab 1953 realisiert – von beiden Architektenkollektiven aufgegriffen.³⁵ Diese für den Barock und den Frühklassizismus charakteristischen Baluster sind gewiss nicht auf Magdeburg begrenzt, finden sich dort aber an einem stadthistorisch relevanten Gebäude, dem Rathaus aus dem 17. Jahrhundert. In der „Deutschen Architektur“ hieß es 1955 dazu: „Aus vielerlei Gründen ... konnte [bei der Gestaltung

der Neubauten] auf Attiken nicht verzichtet werden. Die Zusammenstellung der Brüstungen von Bauten des Barock ergab, dass es in Magdeburg stets nur Baluster von quadratischem Querschnitt und einem ziemlich einheitlichen Typus gab. [Jene] des Alten Rathauses ... wurden also maßgebend für die nun benötigten neuen Stücke“³⁶ (Abb. 6).

In den Zeichnungen der beiden Kollektive ist zudem eine den errichteten Blöcken in der Ernst-Reuter-Allee sehr ähnliche Baukörpergestaltung zu erkennen. So zeigen sie flach gedeckte Wohn- und Geschäftshäuser, die, auch wenn sie sich unterschieden, durch ein massives Sockelgeschoss in Naturstein mit rechteckigen Schaufenstern für Läden und zum Teil mit Kolonnaden ausgestaltet sind. Ferner werden die darüberliegenden vier bis fünf Wohngeschosse mitunter zwischen der vorletzten und der letzten Etage durch ein Gurtgesims horizontal gegliedert. Die vertikale Gliederung erfolgt vor allem durch Vor- und Rücksprünge von Gebäudeteilen (vgl. Abb. 2, 4, 5).

Das Preisgericht, dem Collelin selbst angehörte, hatte neben der Kritik an den Entwürfen wohl nicht zufällig bemängelt, dass die von der „Bauakademie gegebene Konsultation ... nur bedingt in Anspruch genommen“ worden sei. Zwar ist im Protokoll die Rede von „Hilfe“ – die Beratungen waren allerdings obligatorisch und

31 Protokoll über die Sitzung des Preisgerichtes über den Wettbewerb für das Nationale Aufbauprogramm Magdeburg 1953, BArch., DH 2, 20114.

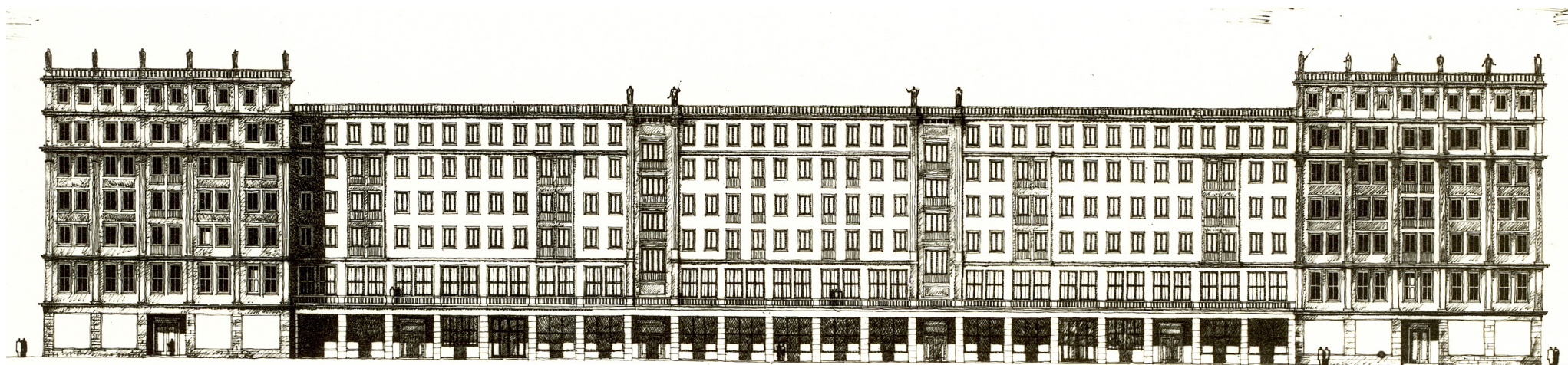
32 Ebd.

33 Durth u.a. 2007 (wie Anm. 6), S. 445.

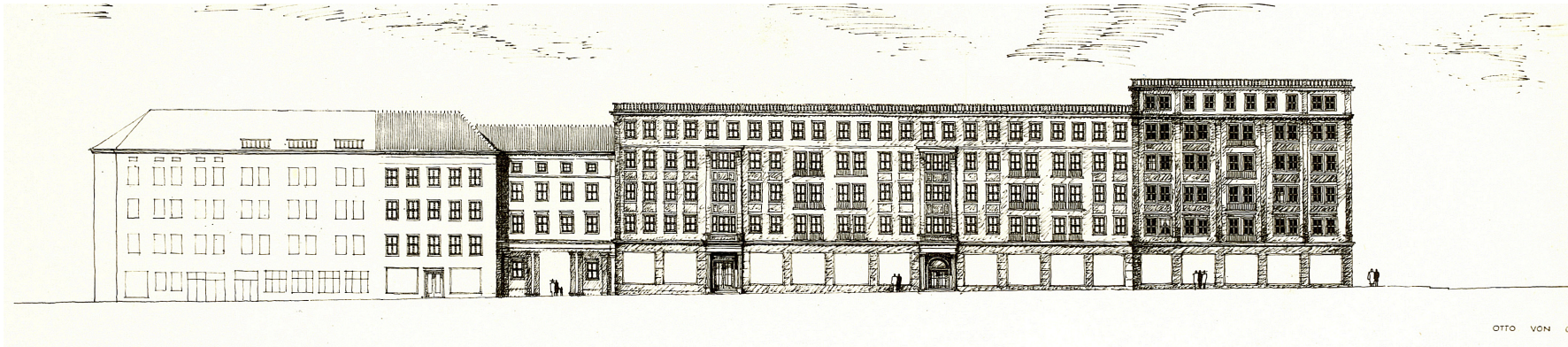
34 Bericht des beratenden Aktivs zum Wettbewerb für das Nationale Aufbauprogramm am 3. Dezember 1952, BArch., DH 2, 20114.

35 Mit Blick auf die Entwürfe erwähnt auch Lothar Klank in einem Satz Zeichnungen aus dem Wettbewerb, die Attiken zeigen. Siehe Klank (wie Anm. 25), S. 29.

36 Werner Priegnitz, Über einige wertvolle Architekturtraditionen Magdeburgs, in: Deutsche Architektur, 1/1955, S. 16-23, hier S. 20.



4 Magdeburg, Wettbewerbsskizze Ost-West-Straße, Block Zentraler Platz, Kollektiv Kramer, Anerkennung, Herbst 1952



5 Magdeburg, Wettbewerbsentwurf Ost-West-Straße, Anschluss Hotel „Grüner Baum“, Kollektiv Kramer, Anerkennung, Herbst 1952

schon vor Beginn der Wettbewerbe durch den Einsatz der „Konsultanten“ festgelegt worden. Die Architekten hatten sich unterdessen nicht an die „entscheidende 3. Konsultation“ gehalten, „da die Projekte in der Vorbereitung nach ihren Angaben bereits zu weit vorgeschritten (sic!) waren.“³⁷ Werner Durth und andere Autoren vermuten, dass es Collein – als Berater der Bauakademie, als Preisrichter im Wettbewerb und als Mitglied im „Provisorischen Beirat für Architektur und Städtebau“³⁸ – im weiteren Bearbeitungsprozess vor allem darum ging, sich in den Vordergrund zu drängen.³⁹

Obgleich sich die Wettbewerbsentwürfe wenig vom ausgeführten Zustand unterscheiden, mussten an den Zeichnungen noch bis weit nach der Grundsteinlegung im Mai mindestens zehn Änderungen vorgenommen werden,⁴⁰ da sie immer wieder in den Sitzungen des „Provisorischen Beirats“ diskutiert worden waren, der als Kontrollinstitution fungierte. Daran hatte auch die vom Preisgericht initiierte Unterstützung eines nicht namentlich genannten „befähigten Architekten aus dem Projektierungsbüro Halle“ nichts ändern können, der die von Kramer und Leppin „geschaffenen Ansätze“ hatte optimieren sollen.⁴¹

Der „Konsultant“ gab allerdings nicht alleine den Ton an. Vielmehr wurde im Beirat auf Augenhöhe diskutiert. Dieser setzte sich in der Regel aus Vertretern des Ministeriums für Aufbau bzw. der Bauakademie und Politikern zusammen.⁴² So hatten nicht nur Einwände Edmund Colleins zu etlichen Entwurfsänderungen geführt; seine Kritik bezog sich überdies vornehmlich auf städtebauliche Aspekte, etwa wenn es um die Verkehrsführung, die Anordnung der Bauten und nicht zuletzt um die

37 Alle Zitate aus: Protokoll der Sitzung des Preisgerichts über den Wettbewerb für das Nationale Aufbauprogramm Magdeburg 1953, BArch., DH 2, 20114.

38 Dabei handelte es sich um eine Vorläuferinstitution der 1953 installierten „Architekturkontrolle“. Schon im Aufbaugesetz von 1950 war die Einrichtung von Beiräten bestimmt worden. Siehe Frank Betker, *Einsicht in die Notwendigkeit. Kommunale Stadtplanung in der DDR und nach der Wende (1945–1994)*, Stuttgart 2005, S. 160.

39 Durth u.a. sprechen mit Blick auf Collein von „profilieren“, ohne dies jedoch zu vertiefen, siehe Durth u.a. 2007 (wie Anm. 6), S. 445.

40 Hermann Heinrich Manz, *Der Wiederaufbau der Zentren der beiden Städte Magdeburg und Hannover nach dem Zweiten Weltkrieg: ein Vergleich der politischen Hintergründe, der Aufbauziele, der Planungen und deren Realisation*, Köln 1995, S. 48. Vgl. auch Durth u.a. 2007 (wie Anm. 6), S. 445.

Gestaltung des Zentralen Platzes ging, in die sich sogar Walter Ulbricht einbrachte⁴³ und für dessen Gestaltung noch 1954 ein gesonderter Wettbewerb durchgeführt wurde.⁴⁴

Auch an den Wohnblöcken wurden immer wieder Details bemängelt. Die Einwände waren in der Regel floskelhaft und oberflächlich. Am 3. Februar 1953 hatte der Bei-



6 Magdeburg, Marktfassade des Rathauses, Heinrich Schmutze, 1691–98

41 Alle Zitate aus: Protokoll der Sitzung des Preisgerichts über den Wettbewerb für das Nationale Aufbauprogramm Magdeburg 1953, BArch., DH 2, 20114.

42 Siehe jeweils die in den Fußnoten dieses Aufsatzes gelisteten Teilnehmer der behandelten Sitzungen des Beirats.

43 Manz (wie Anm. 39), S. 48.

44 Ebd.

rat etwa ohne weitere Erklärung angemerkt, dass die Architektur noch „nicht weit genug gereift“ sei und schlug vor, dass Liebknecht, Henselmann und Collein die Überarbeitung übernehmen sollten.⁴⁵ Allerdings war der Vorentwurf – vermutlich schon im Januar – unter „direkter Anleitung von Prof. Henselmann“ abgeändert worden.⁴⁶ Ganz offensichtlich konnten aber nicht einmal diese Nachbesserungen Henselmanns und Colleins die übrigen Beiratsmitglieder zufriedenstellen.

Erst am 13. März stimmte das Gremium der „architektonischen Durchbildung“ zu und sprach sich dafür aus, mit der „Projektbearbeitung“ zu beginnen, doch monierte es nun die Gestaltung der Erker.⁴⁷ Zwei Wochen später wiederum wurde mit Verweis auf ein lokales Motiv gefordert „die großen Flächen der Fronten ... durch leichte Faltung der Wand – ein ... in Magdeburg [häufiges] Gestaltungsmittel“ zu beleben und in der „Gestaltung der Erdgeschosse ... die Rundbögen ... mit den rechteckigen Schaufenstern zusammen“⁴⁸ zu führen.⁴⁹ Hinsichtlich der Frage nach der Faltung der Fassaden wurden die Argumente in der Sitzung des „Beirates im Ministerium für Aufbau“⁵⁰ konkreter, blieben aber widersprüchlich, denn der Protokollant bemerkte, dass Entwürfe, die bereits eine Faltung vorgesehen hatten, vom Beirat zunächst abgelehnt worden seien. Richard Paulick forderte nun aber, dass man „an das barocke ... und nicht das klassizistische Magdeburg [anknüpfen]“ und

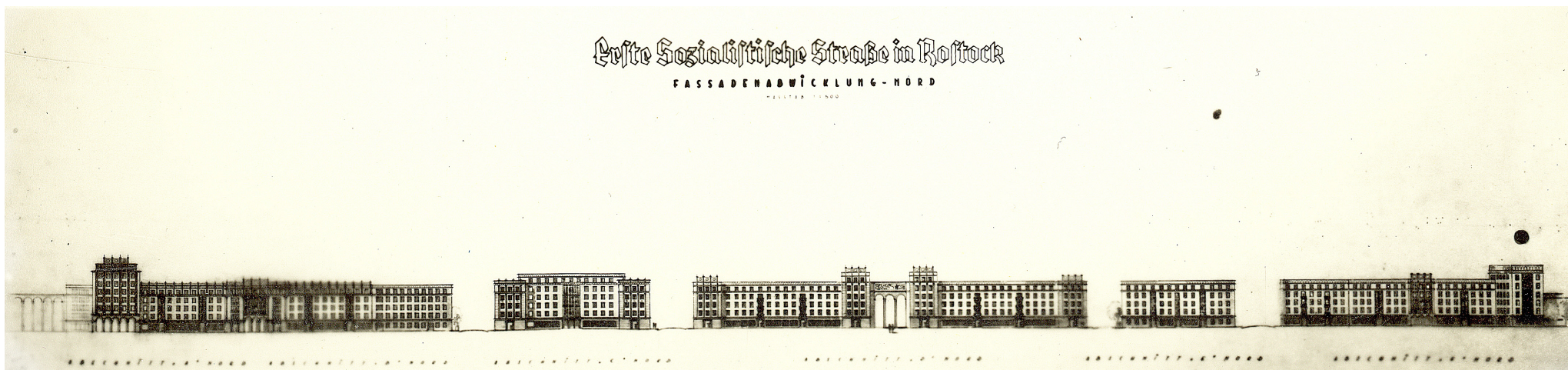
45 Protokoll der 4. Sitzung des Provisorischen Beirats am 31.01. vom 03.02.1953, BArch., DH 2, 20095. An der Sitzung, auf der über die Planungen in Dresden und Magdeburg gesprochen wurde, nahmen teil: K. Liebknecht, E. Collein, H. Henselmann, H. Hopp, K. W. Leucht, K. Magritz, R. Paulick, W. Pisternik, G. Strauss, ferner der Dresdner Oberbürgermeister Weidauer und „Vertreter der Stadtverwaltung von Dresden und Magdeburg [und] VEB-Projektierung von Dresden und Magdeburg, Herr Junghanns, Herr Leibold, Herr Riecke, Herr Spalteholz. Entschuldigt fehlte Herr Stadtrat Gericke.“

46 Schreiben des Vorsitzenden des Rates des Bezirkes Magdeburg, Hentschel, an den Stellvertreter des Ministerpräsidenten Walter Ulbricht vom 24.07.1953 mit dem Betreff „Nationales Aufbauprogramm Magdeburg“, Abschrift vom 05.08.1953, BArch., DH 2, 20114.

daher eine „verstärkte Faltung“ vornehmen solle. Collein und Henselmann widersprachen daraufhin aus Sorge um „eine Änderung des gesamten Entwurfes“. Auch Kurt W. Leucht war gegen eine „Änderung der Gesamtkonzeption“ und plädierte dafür, nur an einzelnen Fassadenabschnitten Eingriffe vorzunehmen. So sollten am Block am Zentralen Platz die Erker entfallen, um dann durch Faltung die Fassade zu beleben. Unterdessen hatte Walter Ulbricht für das Gebäude bereits Erker (die über das Hauptgesims hinausgehen sollten) festgelegt und selbst eingezeichnet.⁵¹ Der Bau, der dann gegenüber des nie fertig gewordenen Zentralen Platzes auf der nördlichen Ernst-Reuter-Allee errichtet wurde, verfügt über zwei massive, vierachsige Erker, die aber nur die Höhe des Mezzaningeschosses erreichen. Leichte Fassadenrücksprünge finden sich jeweils noch am Übergang zu den höheren und vortretenden Bauteilen (Abb. 2). Eine letzte Änderung betraf im Juni 1953 wohl denselben Block im Nord-Osten des Zentralen Platzes.⁵² Dort sollten „kuppelartige Türme“ – von denen keine Zeichnungen (mehr) zu existieren scheinen – entfallen.⁵³ Eine Begründung fehlt jedoch auch im Protokoll dieser Besprechung. Die Debatten zeigen, dass es nicht darum ging, dass Collein den schon längst festgelegten Lokalbezug – zu dem wahlweise Barock und Klassizismus gezählt wurden – herstellen musste,⁵⁴ sondern dass führende Mitglieder der Bauakademie

47 Protokoll des provisorischen Beirats am 13.03.1953 vom 16.03., BArch., DH 2, 20095. „Anwesend waren die Mitglieder des Provisorischen Beirates: Herr Prof. Collein, Stadtrat Gericke, Herr Prof. Hopp, Herr Leucht, Herr Dr. Strauss, als Sekretär: Herr Weinberger sowie die Herren: Mertens, Ministerium für Aufbau, Tegtmeier [MfA], Wölfe, Stadtbaurat von Magdeburg, Böschke, Rat der Stadt Magdeburg, Patuschek, Rat des Bezirkes Magdeburg, Kramer, Retzlaff, Richter, Russa, Sauer, Wiegand [alle Entwurfsbüro Magdeburg], Mörchner [und] Nickerl, Zentralinstitut für Städtebau Halle.“ Gesprochen wurde über den Aufbau Magdeburgs, ferner über die Wohnsiedlung Calbe-Nord, das Kulturhaus im Zentrum Merseburgs und das Krankenhaus in Dessau.

48 Protokoll über die Sitzung des Provisorischen Beirates für Architektur und Städtebau am 28.03.1953 vom



7 Rostock, Wettbewerbentwurf „Erste Sozialistische Straße“, Fassadenabwicklung der Nordseite, Joachim Näther und Heinz Lösler, zweiter Preis, Herbst 1952

gemeinsam darüber diskutierten, wie dieser optimal sichtbar gemacht werden könnte. Ein Konsens wurde indes nur selten gefunden. Wie den Diskussionen zu entnehmen ist, spielten vor allem Fragen nach der Baumassengestaltung und nach Details wie Fenstertypen, Ausgestaltung der Erker oder Ornamentik eine Rolle.⁵⁵ Trotz der Arbeit des Beirats – die übrigens vom Vorsitzenden des Magdeburger Rats des Bezirks, Paul Hentschel, offen kritisiert wurde, da Verzögerungen durch ständige Entwurfsänderungen „Magdeburger Arbeiter und Einwohner verärgert“⁵⁷ hätten – konnten die mit barocken und klassizistischen Elementen dekorierten Wohnblocks, die sich zugleich an die Gestaltung der „Stalinallee“ anlehnen,⁵⁸ auch im ausgeführten Zustand nicht befriedigen. Dies könnte im Falle Magdeburgs am nicht ortsgebundenen Charakter des Klassizismus liegen oder möglicherweise aus den kaum erhaltenen Vorbildern in der stark kriegszerstörten Stadt resultieren, wenngleich die Architekten Aufnahmen historischer Bauten zur Verfügung gestellt bekommen hatten.

Das Ergebnis erscheint überwiegend eklektizistisch und die Fassaden ‚überladen‘. Hinsichtlich der Symmetrie fällt auf, dass einige Wettbewerbsentwürfe auf eine harmonische Baukörpergestaltung bedacht waren, dies aber zugunsten zumindest einiger asymmetrischer Gebäude nicht allumfassend umgesetzt wurde. Von der schließlich im Juni 1953 festgelegten Planung wurden bis 1958 fünf Blöcke gebaut, doch das Projekt blieb, überholt von der „Wende im Bauwesen“⁵⁶, ein städtebauliches Fragment. Es mag als Seitenhieb an die Architekten oder an Hentschel gedacht gewesen sein, vielleicht war es auch Unzufriedenheit über ein trotz endloser Diskussionen im Beirat nicht erreichtes Ziel, als Collein 1955 in der „Deutschen Architektur“ anmerkte: „Die bereits fertiggestellten Bauten am Zentralen Platz haben in ihrer Architektur zwar großstädtisches Format, doch vermisst man hier eine intensive Beschäftigung mit den Traditionen der Magdeburger Baugeschichte.“⁵⁹



8 Rostock, Wettbewerbsentwurf „Erste Sozialistische Straße“, Abschnitt D-Süd, Joachim Näther und Heinz Lösler, zweiter Preis, Herbst 1952 (Ausschnitt)

08.04.1953, BArch., DH 2, 20095. „Anwesend waren die Mitglieder des Provisorischen Beirates: Herr Prof. Dr. Liebknecht (Vorsitzender), Prof. Collein, Herr Gericke, ... Prof. Henselmann, Herr Leucht, Herr Prof. Paulick, als Sekretär Herr Weinberger sowie die Herren: Mertens [und Tegmeier], Ministerium für Aufbau, Schön [und] Golmick, Rat des Bezirkes Leipzig, Gibbisch [und] Mäding, Rat der Stadt Leipzig, Rohrer [und] Zenker, Entwurfsbüro Leipzig, Steckel, Abt. Architektur und Aufbau, Leipzig, Knorr, Stadtplanung Leipzig, Wölfe, Stadtbaurat von Magdeburg [sowie] Kramer, Wiegleb, Sauer, Entwurfsbüro Magdeburg.“

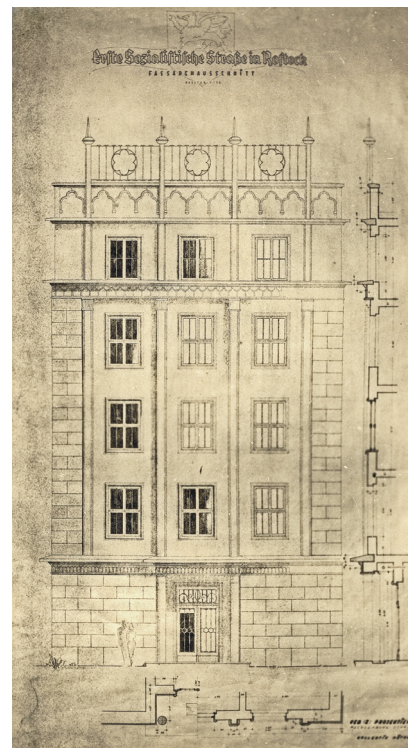
49 Leider geht aus dem Protokoll nicht hervor, um welche Blöcke es hier ging. Rundbögen finden sich an den ausgeführten Gebäuden in Form von Arkaden am nördlichen Kopfbau (Hochhaus) an der Ecke Ernst-Reuter-Allee/Otto-von-Guericke-Straße, im Süden an der Fassade des langen Blocks in Gestalt von Rundbogenfenstern.

50 Der „Beirat im Ministerium für Aufbau“ war eine nach der Einführung der „Architekturkontrolle“ 1953 zusätzlich zu den Beiräten beim Ministerrat und den Räten des Bezirkes installierte Institution zur Kontrolle von Bauvorhaben in der DDR. Siehe Thomas Topfstedt, Wohnen und Städtebau in der DDR, in: Ingeborg Flagge (Hg.): Geschichte des Wohnens, Bd. 5. 1945 bis heute: Aufbau, Neubau, Umbau, Stuttgart 1999, S. 419–562, hier S. 474.

51 Sitzung des Beirats beim Ministerium für Aufbau am 28.03.1953, BArch., DH 1, 38568. „Anwesend: Prof. Dr. Liebknecht, Prof. Henselmann, Prof. Paulick, [Ministerium für Aufbau], Koll. Leucht, Prof. Collein, Koll. Mertens, Tegmeier, Gerecke, Weinbrenner, Wölfe, Rat der Stadt Magdeburg, Pastuschek, Rat des Bezirkes Magdeburg, Kramer, Wiegleb, Sauer, Entwurfsbüro Magdeburg.“

52 Manz (wie Anm. 40), S. 48.

Der Rostocker Wettbewerb – Henselmann als Ideengeber für eine Orientierung an der Backsteingotik?



9 Rostock, Wettbewerbsentwurf „Erste Sozialistische Straße“, Fassadendetail, Joachim Näther und Heinz Lösler, zweiter Preis, Herbst 1952

Der Architekturwettbewerb zur „Erlangung von Vorschlägen für die ... Umgestaltung Rostocks und den Aufbau der Stadt mit der ersten sozialistischen Straße“⁶⁰ wurde am 17. Oktober 1952 vom Rat des Bezirkes ausgeschrieben. Während der Magdeburger Wettbewerb auf drei zuvor ausgewählte Kollektive beschränkt gewesen war, nahmen an der Ostsee vierzehn Architekten bzw. Architektenkollektive teil. Das Preisgericht kürte am 15. November die Kollektive um Werner Grundmann (1. Preis), Joachim Näther (2. Preis) und Albrecht Jaeger (3. Preis). Das Kollektiv um Gregor Düsterhöft wurde mit einem Ankauf gewürdigt, die restlichen Entwürfe abgelehnt.⁶¹ Zunächst sollte jeder der vier Kollektivleiter „die künstlerische Verantwortung für je einen Abschnitt“ übernehmen,⁶² doch nach einer „Aussprache in

53 Vermerk über eine Besprechung am 24.06.1953 im Büro Schellingstraße über das Nationale Aufbauprogramm Magdeburg, in: LASA, MD, M 1, Nr. 3260. „Anwesend waren: Koll. Pisternick, Hauptabteilungsleiter im Ministerium für Aufbau, Koll. Prof. Collein, Deutsche Bauakademie, Berlin, Koll. Dr. Riehl, Institut für Städteplanung, Halle, Koll. Böschke, 1. Stellvertreter des Oberbürgermeisters Magdeburg [sowie] Koll. Dir. Bahls, Koll. Göldner, Koll. Kramer, Koll. Hrussa, Entwurfsbüro. Zeitweilig anwesend waren die Koll. Köneke, Wigirm, Wiegleb und Heinemann.“

54 Dies wird in der Forschung vermutet, siehe Durth u.a. 1998 (wie Anm. 19), S. 119.

55 Im allgemeinen Architekturdiskurs wurde Fassadendetails zuweilen eine symbolische Funktion beigemessen. So konnte sich etwa in Blumenornamenten das „Aufblühen der neuen Gesellschaft“ zeigen. Siehe Butter/Hartung (wie Anm. 8), S. 53.

56 Nikita Chruschtschow wandte sich 1954 in der Sowjetunion von der nun für zu teuer erachteten Architektur der Stalin-Ära ab. In der Folge setzte sich auch in der DDR, wenn auch verzögert, die Industrialisierung des Bauwesens in einer sachlich-modernen Formensprache durch. Siehe etwa Durth u.a. 2007 (wie Anm. 6), S. 462–463.

57 Schreiben des Vorsitzenden des Rates des Bezirkes Magdeburg, Hentschel, an den Stellvertreter des Ministerpräsidenten Walter Ulbricht vom 24.07.1953 mit dem Betreff „Nationales Aufbauprogramm Magdeburg“, Abschrift vom 05.08.1953, BArch., DH 2, 20114.

58 Topfstedt (wie Anm. 50), S. 473.

59 Edmund Collein, Der Aufbau der Stadtzentren in der DDR, in: Deutsche Architektur, 12/1955, S. 542.

der SED-Bezirksleitung⁶³ bildeten die städtebaulichen Vorschläge des Kollektivs Jaeger die weitere Planungsgrundlage. Entgegen der bisherigen Annahme war das Kollektiv Näther zu diesem Zeitpunkt nicht alleine für die weitere architektonische Bearbeitung zuständig – analog zur Verteilung verschiedener Bauabschnitte beschloss der Rat der Stadt Rostock lediglich, dass das „Kollektiv Näther die Hochbauarbeiten für den Block Breite Straße/Ecke Lange Straße“⁶⁴ übernehmen solle. Grundmann schied alsbald aus, da es zu „Meinungsverschiedenheiten“ zwischen ihm und Walter Ulbricht gekommen war.⁶⁵ Er hatte sich zuvor offenbar dem per-



10 Stralsund, Rathaus, Schauffassade, 15. Jahrhundert

sönlichen Wunsch des ersten Sekretärs der SED-Bezirksleitung, Karl Mewis, verweigert, der auf Flachdächer bestand. Der Architekt hatte im Wettbewerb als einziger Steildächer in seine Entwürfe eingezeichnet.⁶⁶ Alle anderen Preisträger waren später am Bau der Rostocker „Magistrale“ in der Lange Straße beteiligt. Henselmann, der wie Collein in Magdeburg als „Konsultant“ selbstverständlich im Rostocker Preisgericht gesessen hatte, gab den Architekten im Dezember „Hinweise“ zur städtebaulichen Überarbeitung der Entwürfe. Von der Forschung wurden diese Eingriffe Henselmanns bislang auf den fehlenden Lokalbezug zurückgeführt.⁶⁷ So

60 „Ausschreibung eines engeren Ideen-Wettbewerbs zur Erlangung von Vorschlägen für die sozialistische Umgestaltung Rostocks und den Aufbau der Stadt mit der ersten sozialistischen Straße“, 17.10.1952, BArch., DH 1, 38632.

61 „Als Preisrichter waren tätig: 1. Mewis, 1. Sekretär der Bezirksleitung der SED, Bezirk Rostock, 2. Warnke, Vorsitzender des Rates des Bezirkes Rostock 3. Prof. Henselmann ... Deutsche Bauakademie 4. Dr. Strauss, Deutsche Bauakademie 5. Eisermann, persönlicher Referent des Ministerpräsidenten Grotewohl, Ullrich, Held der Arbeit, Bau – Union Rostock 7. Wandschneider, Mitglied des Aufbaukomitees, Warnow-Werft, 8. Pisternick, Hauptabteilung Ministerium für Aufbau, 9. Gröthkopp, Vorsitzender des Aufbaukomitees, Rostock 10. Heyden, Oberbürgermeister der Stadt Rostock 11. Peters, Leiter der Abteilung Aufbau des Bezirkes Rostock, Dr. Ing. Hacker, Abteilung Aufbau des Bezirkes Rostock, 13. Scharf, Abteilung Aufbau des Bezirkes Rostock 14. Dr. Fiesel, Stadarchivar, Rostock (...) Von den Preisrichtern waren nicht anwesend: 1. Misch, Verdienter Aktivist 2. Lehmann, Mitglied des Aufbaukomitees, Neptun-Werft 3.) Göpfert, Deutsche Bauakademie 4. Mertens, Abteilungsleiter, Ministerium für Aufbau 5. Tegtmeyer, Ministerium für Aufbau 6. Kleincke, Stellvertreter des Vorsitzenden des Rates des Bezirkes Rostock. Für den Kollegen Mertens war der Kollege Czechowski vom Ministerium für Aufbau als Ersatzrichter erschienen.“ Protokoll über die Wettbewerbsentscheidung über den engeren Ideenwettbewerb zur Erlangung von Vorlagen, 15.11.1952, BArch., DH 1, 38632. Zur Entscheidung der Preisrichter Ebd.

sei seitens der Architekten zunächst beabsichtigt gewesen, den Klassizismus „an die Ostseemetropole zu holen“⁶⁸, schließlich hätten sich Näther und sein Kollektiv in ihren Entwürfen mit einer „klassisierenden“ Giebelgestaltung an die Gebäude der Berliner „Stalinallee“ angelehnt, wie Jörn Düwel konstatiert. Er stellt die Fra-



11 Rostock, Lange Straße, rechter Risalit des Blocks D-Süd, Joachim Näther und Heinz Lösler, 1953-60

62 „Bericht über den Besuch der Rostocker Architekten unter Führung des Leiters der Abteilung Aufbau des Bezirksrates Rostock“, von Hermann Henselmann, 18.12.1952, BArch., NY 4090, 352.

63 Zit. nach Andreas Tessenow, Die Wiederaufbauplanung zum Rostocker Stadtkern und erste Wiederaufbauarbeiten 1945-1952, unveröffentlichte Diplomarbeit, Karl-Marx-Universität Leipzig 1978, S. 51. Laut Düwel sollte die Architektur vom Kollektiv Näther stammen. Düwel 1995 (wie Anm. 18), S. 182.

64 Ratsprotokoll vom 15. Dezember 1952, zit. nach Horst Prignitz, „Baut euch ein schöneres Rostock“. Wie die Rostocker Magistrale entstand, in: Magistrale: eine Geschichte der Lange Straße in Rostock, Bremen/Rostock 1997, S. 13-44, hier S. 16.

65 Düwel (wie Anm. 18), S. 182.

66 Konrad Brauns im Gespräch mit Andreas Hohn. Siehe Andreas Hohn, Hansestadt im sozialistischen Aufwind, in Klaus von Beyme u.a. (Hg.): Neue Städte aus Ruinen. Deutscher Städtebau der Nachkriegszeit, München 1992, S. 117-137, hier speziell S. 356, Anmerkung 51.

67 Düwel geht davon aus, dass die Überarbeitung in Zusammenarbeit mit den Kollektiven Jaeger und Näther erfolgte und sich auf die architektonische Gestaltung der Bauten bezog. Siehe Düwel 1995 (wie Anm. 18), S. 186-187. Zu den „Hinweisen“ siehe den „Bericht über den Besuch der Rostocker Architekten unter Führung des Leiters der Abteilung Aufbau des Bezirksrates Rostock“, von Hermann Henselmann, 18.12.1952, BArch., NY 4090, 352.

68 Nicolaus/Obeth (wie Anm. 25), S. 255.



12 Rostock, Wettbewerbsentwurf „Erste Sozialistische Straße“, Gestaltung der Südseite, Albrecht Jaeger/Hartmut Colden/Konrad Brauns, dritter Preis, Herbst 1952

ge, warum die Architekten nicht auf das „näherliegende“ Formrepertoire der Gotik zurückgegriffen hätten und sucht die Antwort in deren Unkenntnis eines bereits errichteten Vorbildes.⁶⁹ Dies habe die Überarbeitung der Entwürfe durch Henselmann überhaupt erst notwendig gemacht: „Erheblich abgewandelt aber wurde die Architektur. Entsprechend den regionalen Befunden stellte man hier einen Bezug zur Gotik her.“⁷⁰ Der zweite Band des Standardwerkes „Architektur und Städtebau der DDR“ aus dem Jahr 1998 liest sich diesbezüglich widersprüchlich: „Das Schwergewicht auf die Gotik legend ermunterte [Henselmann] die Architekten [in Berlin vor Abgabe der Entwürfe], an dieser für norddeutsche Städte prägenden Epoche anzuknüpfen. Weil die Ergebnisse des Wettbewerbs die Preisrichter nicht überzeugen konnten, wurde mit der Bekanntgabe der Preisträger ... eine Überarbeitung der Entwürfe beschlossen. ... Henselmann zeichnete abstrahierte Versatzstücke gotischen Stils in die Entwürfe der Preisträger ein, um damit einen stärkeren Lokalbezug zum Ausdruck zu bringen.“⁷¹

Doch wie in Magdeburg hatten bereits die Vorgaben des Ministeriums für Aufbau und der Ausschreibungstext des Wettbewerbs von den Architekten gefordert, ortstypische Gestaltungselemente aufzugreifen: „Die Entwürfe sollen unserer neuen gesellschaftlichen Ordnung Ausdruck geben und die fortschrittlichen Traditio-

nen unseres Volkes, insbesondere der Stadt Rostock, schöpferisch verarbeiten. (...) Es gilt also, für die erste sozialistische Straße ... eine Architektur zu finden, die sich auf dem reichen Erbe der Baukultur Rostocks aufbaut und entsprechend unserem sozialistischen Leben kritisch weiterentwickelt wird.“⁷²

So sind denn folgerichtig in allen prämierten Entwürfen unterschiedliche Zitate der für die Stadt charakteristischen norddeutschen Backsteingotik zu erkennen. Dies soll exemplarisch an den Beiträgen der Kollektive Näther und Jaeger nachgezeichnet werden: Die Entwürfe aus dem Kollektiv Näther (Abb. 7, 8, 9) wurden vom Preisgericht hauptsächlich in städtebaulicher Hinsicht kritisiert. Zu den Fassaden hieß es: „Die Architektur strebt besonders glücklich in verschiedenen Einzelheiten die schöpferische Weiterentwicklung der nationalen Tradition an.“⁷³ Von einem Gotik-Bezug steht nichts geschrieben, doch finden sich Details wie Windlöcher, Fialen oder Kugelbegrünungen, angelehnt an mittelalterliche Rathäuser im deutschen Ostseeraum. Unübersehbar ist die freie Interpretation des Schaugiebel-Motivs, wie es sich prominent am Stralsunder Rathaus zeigt⁷⁴ (vgl. Abb. 7, 8, 9, 10). Von einer „klassizierenden“ Giebelgestaltung in den Zeichnungen kann ergo nicht gesprochen werden. Düwel präsentiert in „Baukunst voran!“ Fragmente der Wettbewerbsentwürfe des Kollektivs um Joachim Näther, erkennt darin aber nicht die

69 Düwel 1995 (wie Anm. 18), S. 185-186.

70 Ebd., S. 187.

71 Durth u.a. 1998 (wie Anm. 19), S. 118.

72 „Ausschreibung eines engeren Ideen-Wettbewerbs zur Erlangung von Vorschlägen für die sozialistische Umgestaltung Rostocks und den Aufbau der Stadt mit der ersten sozialistischen Straße“, 17.10.1952, BArch., DH 1, 38632.

73 Protokoll über die Wettbewerbsentscheidung über den engeren Ideenwettbewerb zur Erlangung von Vorlagen, 15.11.1952, BArch., DH 1, 38632.

74 Das Stralsunder Rathaus wurde bereits 1992 von Andreas Hohn als vorbildhaft für einige errichtete Bauten in der Rostocker Langen Straße angesehen, jedoch nicht hinsichtlich der Wettbewerbsentwürfe, in denen das Rathaus – wie hier herausgestellt – bereits rezipiert wurde. Siehe Hohn (wie Anm. 66), S. 130.

offenkundigen Bezüge zur Gotik.⁷⁵ Lediglich Gabriele Wiesemann sieht in den bei Düwel gezeigten Ausschnitten der Entwürfe des Kollektivs „Rostocker Traditionen in wenigen Details“, ohne dies jedoch näher zu analysieren.⁷⁶ Auch entstammen jene von Düwel gezeigten und auf Dezember 1952 datierten Zeichnungen⁷⁷ (u.a. des Hochhauses), die dem direkten Einfluss Henselmans geschuldet sein sollen, eher einer von Joachim Näther und Heinz Lösler in der „Architekturwerkstatt Rostock“ angefertigten Fassadenabwicklung, die vermutlich erst im Frühjahr 1953 erstellt wurde und sich im Rostocker Stadtarchiv befindet.⁷⁸



13 Ausschnitt aus der Zeitschrift Wochenpost, 19. Juni 1954, Aufmacher zum Artikel „Im Wettstreit mit der Stalinallee“ von Gisela Horn

Allerdings ähnelt der Massenaufbau eines abgetreppten, symmetrischen Blocks im Wettbewerbsentwurf Näther dem Block C von Richard Paulick in der „Stalinallee“, sodass der Baukörper auf der Südseite der Straße – abgesehen vom gotisierenden Dekor – insgesamt klassizistisch erscheint (Abb. 8). Der Blick auf die Fassadenabwicklung der Nordseite im Entwurf des Kollektivs Näther zeigt unterdessen, dass sich hier flachgedeckte – an bestimmten Stellen durch höhere Gebäudeteile gekennzeichnete – asymmetrische Blocks und abgetreppte, symmetrische Bauten abwechseln (Abb. 7). Dies trifft im Übrigen auf alle Wettbewerbsentwürfe zu, sogar auf die Beiträge von Grundmann,⁷⁹ in denen aber insgesamt ein einheitlicher Straßenraum mit überwiegend gleichen Gebäudehöhen zu erkennen ist. Auch in

der „Stalinallee“ gibt es Unterschiede hinsichtlich der Baukörpergestaltung der einzelnen Gebäude, sodass die Aussage Düwels, dass erst nach der Überarbeitung der Entwürfe „langgestreckte Zeilen mit Flachdach das Grundgerüst“⁸⁰ gebildet hätten, widerlegt werden kann.

Das auch an den realisierten Gebäuden in der Langen Straße zu findende Motiv des Schaugiebels tritt ebenfalls im Wettbewerbsbeitrag des Kollektivs Jaeger deutlich hervor. Dieser Entwurf scheint sich noch gezielter auf das Stralsunder, das Lübecker oder auch das Rostocker Rathaus zu beziehen (Abb. 10, 11, 12). Erstaunlicherweise blieb auch dies vom Preisgericht unerwähnt; es stellte aber heraus, dass „in besonders ernsthafter Weise der Versuch gemacht worden [sei], die traditionsreiche Stadtsilhouette Rostocks weiter zu entwickeln.“⁸¹ Auf der Nordseite der Straße ist an der Stelle des Blocks C bereits ein Hochhaus mit expressionistisch anmutenden Wandvorlagen und einem Dachreiter eingezeichnet – frappierend sind die Ähnlichkeiten zum ausgeführten Zustand, der nach dem Vornamen Näthers als „St. Joachim“⁸² in die Geschichte eingehen sollte. Es verwundert nicht, dass es 1954 Streit zwischen Jaeger und Näther gab, da Letzterer wohl auf alleiniger Urhebererschaft der architektonischen Ausarbeitung, insbesondere dem Wechsel zwischen verputzten und backsteinsichtigen Bauten in der „Magistrale“, beharrte.⁸³

Die Rolle Henselmans als „Konsultant“ ist – wie diejenige Edmund Colleins in Magdeburg – gewiss nicht zu unterschätzen, wohl aber neu zu interpretieren. Er hatte zwar schon 1951 in einem Entwurf für die Nordseite des Rostocker Neuen Marktes ein ähnliches Giebel-Motiv adaptiert, doch weitaus abstrakter und moderner.⁸⁴ Nun war er in drei vorbereitenden Beratungen mit den Architekten des Wettbewerbs als Mentor tätig,⁸⁵ ohne jedoch allein zu bestimmen. Die Ideen wurden vielmehr mit ihm zusammen entwickelt. Auch hatte es „Rundfahrten“ und „Spinnstunden“ gegeben, bei denen man gemeinsam auf „Rosetten, Sprossenfenster, Arkaden ...“, den Dachreiter auf dem Hochhaus“ usw. gekommen sei.⁸⁶ Sogar das Preisgericht erkannte an, „dass [die Architekten] sich bemüht [hätten], zu einer schöpferischen Weiterentwicklung der nationalen deutschen Bautradition, unter besonderer Berücksichtigung eigener Merkmale in Rostock ... beizutragen.“⁸⁷ Sie setzten sich durchaus mit dem „reichen Erbe der Baukultur Rostocks“ (s.o.) auseinander – und wurden nicht erst von Henselmann ‚ermuntert‘. Daher sollte die Annahme der Forschung,⁸⁸ dass er persönlich durch einen „Überraschungseffekt“ gegenüber der Obrigkeit den Anstoß zur Gotikrezeption gab, als widerlegt gelten.⁸⁹ Auch in Rostock ging es während des Wettbewerbs nicht um den Lokalbe-

75 Vgl. Düwel 1995 (wie Anm. 18), S. 184.

76 Siehe Gabriele Wiesemann, Hanns Hopp. 1890-1971. Königsberg, Dresden, Halle, Ost-Berlin. Eine biographische Studie zu moderner Architektur, Schwerin 2000, S. 218.

77 Düwel 1995 (wie Anm. 18), S. 185 und S. 186.

78 Siehe dazu Christian Klusemann, Der Wiederaufbau der „Langen Straße“ im sozialistischen Rostock 1953-1957, unveröffentlichte Magisterarbeit, FU Berlin 2011, S. 98.

79 Auf alle überlieferten Entwürfe aus dem Wettbewerb wird detailliert in meiner Doktorarbeit am Kunstgeschichtlichen Institut der Philipps-Universität Marburg mit dem Arbeitstitel „Architektur der nationalen Tradition der frühen 1950er Jahre in der DDR – Planungen und Bauten in den ‚Aufbaustädten‘ Dresden, Leipzig, Magdeburg und Rostock“ eingegangen.

80 Düwel 1995 (wie Anm. 18), S. 187.

81 Protokoll über die Wettbewerbsentscheidung über den engeren Ideenwettbewerb zur Erlangung von Vorlagen, 15.11.1952, BArch., DH 1, 38632. Nach Recherchen Jörn Düwels wurde im Entwurf des Kollektivs Jaeger das später in der Langen Straße wirkliche Wechselspiel zwischen höheren Baukörpern und flacheren, langgestreckten Wohnblöcken vorweggenommen. Siehe Düwel 1995 (wie Anm. 18), S. 182. Ähnliches ist jedoch auch in den Entwürfen um Joachim Näther zu erkennen. Weitere diesbezügliche Forschungen erfolgen im Zuge meines Dissertationsvorhabens.

82 Düwel 1995 (wie Anm. 18), S. 186.

83 Siehe Ebd., S. 182. Dass auch das Hochhaus im Entwurf Jaeger bereits existierte, konnte hier erstmals den Erkenntnissen Düwels zum Disput zwischen Jaeger und Näther hinzugefügt werden.

84 Düwel 1995 (wie Anm. 18), S. 169.

85 Protokoll über die Wettbewerbsentscheidung über den engeren Ideenwettbewerb zur Erlangung von Vorlagen, 15.11.1952, BArch., DH 1, 38632.

86 So erinnerte sich Ernst Eick, einer der Architekten der Neubauten an der Langen Straße, in den 1990-er Jahren im Gespräch mit dem Publizisten Horst Prignitz. Siehe Prignitz (wie Anm. 64), S. 18-19.

87 Protokoll über die Wettbewerbsentscheidung über den engeren Ideenwettbewerb zur Erlangung von Vorlagen, 15.11.1952, BArch., DH 1, 38632.

88 So etwa Düwel 1995 (wie Anm. 18), S. 187.

89 Diese These wurde in meiner Magisterarbeit aufgestellt und konnte nun anhand neu aufgefundenen Archivmaterials nochmals vertieft und erweitert werden. Vgl. Klusemann (wie Anm. 78).

zug als solchen, da dieser von Anfang an seitens der „Obrigkeit“ vorgegeben war. Neben städtebaulichen Fragen herrschte – wie in Magdeburg (und den anderen „Aufbaustädten“⁹⁰) – Unklarheit über die endgültige Gestaltung der Bauten, also über die Art und Weise, wie sich das Ortstypische in den Fassaden der „ersten sozialistischen Straße“ (die übrigens drei Tage nach dem Aufstand vom 17. Juni 1953 in „Straße des Nationalen Aufbauwerkes“ umbenannt wurde⁹¹) widerspiegeln konnte.

So hielt das Protokoll des „Provisorischen Beirates“ vom 16. Januar 1953⁹² mit Blick auf überarbeitete Entwürfe, die in Zusammenarbeit der Rostocker Architekten mit Henselmann nach Ende des Wettbewerbs entstanden waren, „die mangelhafte Anwendung des entscheidenden Rostocker Architekturmotivs“⁹³ bei der Gestaltung eines auf der Nordseite geplanten Blocks fest. Eine konkrete Begründung dafür blieb aus. Die Kritik erstaunt auch deshalb, da zum einen bereits in den ersten Entwürfen eindeutig Motive der Backsteingotik aufgegriffen worden waren und sich zum anderen auch die Fassaden der ausgeführten Bauten als Melange aus realen Vorbildern und fiktiven Gestaltungselementen zeigen⁹⁴ (Abb. 1, 11). Verallgemeinernd lesen sich ferner Einwände des Beirat-Mitgliedes Richard Paulick, der die Anwendung mehrerer Wohnungstypengrundrisse forderte, „um eine richtige Lösung der Fassaden zu erreichen ... [Paulick] beweist, dass in der Verwendung nur eines Typengrundrisses eine Anzahl gestalterischer Schwächen des Entwurfs ihren Ursprung haben.“⁹⁵ Im März wurden weitere Details von Gebäuden auf der Westseite der „Magistrale“ bemängelt; auch hier waren es wieder die Erker, die – ohne dies weiter zu erklären – „noch der Überarbeitung“ bedürften.⁹⁶ Selbst der „Erstling“ Henselmanns (s.o.) galt nicht ausnahmslos als Leitbild.⁹⁷ Auf der Vorstandssitzung des Bundes Deutscher Architekten im Oktober 1954 merkte Kurt W. Leucht zu einem Entwurf der Brigade Düsterhöft für die Lange Straße, der noch im Juni stolz in der Zeitschrift Wochenpost abgedruckt worden war,⁹⁸ an: „Das ... Hochhaus [erinnert] in seinem Massenaufbau sehr stark an den Bau der Weberwiese ... nur mit backsteinsichtiger Kosmetisierung. Ich schlage deshalb vor, dieses Gebäude wegzulassen“⁹⁹ (vgl. Abb. 13, 14).

Trotz weiterer Diskussionen wurde die „Magistralen“-Bebauung bis 1960 weitgehend auf Grundlage der 1953 und 1954 erstellten Planungen fortgesetzt und vollendet, während sämtliche Entwürfe für den Zentralen Platz auf dem Papier blieben. Anzuerkennen ist mit Blick die realisierten Bauten, dass eine fast nüchterne Gotikrezeption gelang, die im Sinne eines traditionalistischen norddeutschen

90 Siehe dazu ausführlich mein Dissertationsvorhaben.

91 Zur Umbenennung, wohl in Folge des 17. Juni 1953, Prignitz (wie Anm. 64), S. 20–22.

92 Protokoll über die 3. Sitzung des provisorischen Beirates für Architektur und Städtebau am Freitag, dem 16. Januar 1953, BArch., DH 2, 20095. „Anwesend waren die Mitglieder des provisorischen Beirats ... Herr Prof. Dr. Liebknecht, Prof. Collein, Stadtrat Gericke, Prof. Henselmann, Prof. Hopp, Prof. Magritz, Prof. Paulick, Herr Pisterneck, Herr Dr. Strauss sowie die Herren Colden, Stadtrat Fechner (zeitweilig), Göpfert, Grothorn, Dr. Hacker, Küttler, Raull, Jäger, Peters, Laubing [Rostock], Näther [Schwerin], Schulze [Wismar], Riecke entschuldigt fehlte Herr Arch. Leucht.“

93 Protokoll über die 3. Sitzung des provisorischen Beirates für Architektur und Städtebau am Freitag, dem 16. Januar 1953, BArch., DH 2, 20095.

94 Jörg Kirchner, In der Form national, im Inhalt sozialistisch. Die Architektur nationaler Tradition in der DDR und der Rückgriff auf vormoderne Kultur- und Geschichtsbilder, in: Horch und Guck, 3/2012, Heft 77, S. 8–13, hier S. 11.

95 Protokoll über die 3. Sitzung des provisorischen Beirates für Architektur und Städtebau am Freitag, dem 16. Januar 1953, BArch., DH 2, 20095.



14 Berlin, Hochhaus an der Weberwiese, Hermann Henselmann/Rolf Göpfert, 1951/52

Bauens mit einem großstädtischen Gestus verknüpft worden ist. Schließlich sind die Fassaden des (durch Wandvorlagen eher expressionistisch anmutenden) Hochhauses und auch die der anderen Blöcke von überschwänglichem Dekor befreit. Die backsteingotischen Elemente – Blendbögen oder Windlöcher an den Giebeln mit Kugelbegrünungen – werden zusammen mit anderen historisierenden Elementen, etwa Arkaden, gezielt eingesetzt und wirken (vom Dachreiter auf dem Hochhaus abgesehen) nur abgeschwächt eklektizistisch. Ornament findet sich akzentuiert an den Kapitellen der Säulen, die an einigen Bauten im Erdgeschoss eingestellt sind, oder an den aus Vierpässen zusammengesetzten Terrakotta-Friesen.¹⁰⁰ Viele der

96 Protokoll über die Sitzung des provisorischen Beirates für Architektur und Städtebau am 20.03.1953, BArch., DH 2, 20095. „Anwesend waren die Mitglieder des Provisorischen Beirates: Herr Prof. Liebknecht (Vorsitz.), Prof. Collein, Stadtrat Gericke, Prof. Henselmann, Prof. Hopp, Herr Leucht, Prof. Magritz, Prof. Paulick, Herr Pisterneck, Herr Dr. Strauss, als Sekretär: Herr Weinberger sowie die Herren: Tegtmeyer, Ministerium für Aufbau, Spalteholz, ZK der SED, Näther, VEB Proj. Mecklenburg, Zweigstelle Rostock [von dort ebenfalls] Jäger, Düsterhöft, Weidauer, Oberbürgermeister von Dresden, Franke, SED Kreis, Macher, Rat des Bezirkes Dresden, Bronder, Stadtplanung Dresden [sowie vom] VEB Proj. Sachsen, Zweigstelle Dresden Rascher, Schneider, Eichhorn [und] Prengel, Dresden. Auf der Tagesordnung standen „Rostock, Wohnungsbauten 1953“ und „Dresden. Gestaltung der Ost-West-Magistrale mit Altmarkt ... und Kulturhaus“.

97 Kritisiert wurde der Leitbau Henselmanns etwa 1953 in der „Deutschen Architektur“ hinsichtlich des Wunsches nach aussagekräftigen Turmaufbauten: „Das Hochhaus an der Weberwiese ... kann unseres Erachtens in dieser Hinsicht nicht als befriedigende Lösung angesehen werden. Es genügt nicht, wenn versucht wird, die Bekrönung lediglich durch einen Glaskastenaufbau zu bilden.“ Siehe O.A., Auf dem Wege zu einer sozialistischen deutschen Architektur, in: Deutsche Architektur, 3/1953, S. 97–101, hier S. 99.

98 Gisela Horn, Im Wettstreit mit der Stalinallee, in: Wochenpost, Nr. 25, 19.06.1954.

99 „Bemerkungen zur Diskussion Rostock anlässlich der Bundesvorstandssitzung des BDA am 22.09.1954 in Rostock“ vom 01.10.1954, BArch., DH 2, 21543.

Blöcke mit Flachdächern erscheinen mit ihren Lochfassaden dennoch fast sachlich und ‚modern‘.¹⁰¹ Die Baukörper weisen insgesamt eine harmonische Gliederung auf, einige sind indes durch Risalite oder Wandvorlagen auflöckernd asymmetrisch gestaltet. Dass die Gebäude weniger ‚überladen‘ wirken als jene in Magdeburg, ist offenkundig. Dies ist allerdings – so wie auch partielle Asymmetrien – bereits für die meisten Wettbewerbsentwürfe charakteristisch, aus denen verschiedene Ideen für die endgültige Gestaltung der Langen Straße aufgegriffen und weiterentwickelt worden sind.

Fazit

Die Sonderrolle der Berater der Deutschen Bauakademie bei der Suche nach einer „neuen deutschen Architektur“ für die 1952 geplanten Neubauten in den Stadtzentren von Magdeburg und Rostock kann aus zwei Gründen hinterfragt werden: Erstens sind die Ideen für die Gestaltung der Bauten in beiden Städten vor allem den Wettbewerbsteilnehmern zuzuschreiben, die durchaus selbstbewusst versuchten, die Vorgaben des Ministeriums für Aufbau und der Ausschreibungstexte umzusetzen. Schließlich hatten diese bereits eine Interpretation lokaler Bautraditionen gefordert. Umso bemerkenswerter ist es, dass die Preisgerichte sich anschließend in kaum begründeter und wenig nachvollziehbarer Kritik verloren und zuweilen, wie in Magdeburg, einen nicht erkennbaren Bezug zu örtlich tradierten Architekturstilen bemängelten, obwohl dieser in den Entwürfen erkennbar ist. Dass die „Konsultanten“ grundsätzlich „kollektive Lernprozesse weitgehend [verhindert]“¹⁰² haben sollen, erscheint wenig überzeugend, da die Entwürfe (vor allem in Rostock) überwiegend in Zusammenarbeit mit den lokal agierenden Architekten entstanden. Es ging dabei nicht darum, dass ein Ortsbezug hergestellt werden sollte, sondern wie dieser ideal sichtbar gemacht werden könnte. Dafür hatten aber – zweitens – auch die Berater keine befriedigende Lösung. Schließlich waren sie ebenfalls von der Aufforderung zu immer neuen Überarbeitungen der Entwürfe betroffen – und nicht nur die Architekten, die sich an den Wettbewerben beteiligt hatten. In den Sitzungen des „Provisorischen Beirats für Architektur und Städtebau“ waren auch die nach den Wettbewerben abgeänderten Entwürfe immer wieder Ziel von Kritik seitens anderer Beiratsmitglieder. Den Diskussionen, die weniger ideologisch, sondern sachlich verliefen,¹⁰³ ist kaum zu entnehmen, wel-

cher der Architekten unter den Beiratsmitgliedern unschwerlich in eine moderne, welcher in eine klassische Richtung gehen wollte. Es ging vor allem um die Frage nach Details in der Fassadengestaltung sowie um die Gliederung der Baukörper. Die Ergebnisse führten zu eher historistisch anmutenden Gebäuden wie in Magdeburg oder traditionalistisch-modernen Bauten wie in Rostock. Dieser Unterschied ist jedoch schon in den Wettbewerbsentwürfen auszumachen.

Am Ende wurde eine für alle Beteiligten zufriedenstellende Lösung angesichts nicht enden wollender Diskussionen offenbar selten erreicht.¹⁰⁴ Die Debatten zeigen die Unsicherheit der Planer und Architekten bei ihrer Suche nach einem neuen Baustil. Zwar wurde auf klassizistisch anmutende Baukörperordnungen zurückgegriffen. Zugleich handelt es sich bei den Rostocker und Magdeburger Bauten typologisch um ‚moderne‘ Hochhäuser und großstädtische Wohnblöcke.¹⁰⁵ Diese hatten nicht zuletzt einen funktionalen Zweck zu erfüllen, was zwangsläufig aufgrund von „ähnlichen Vorgaben in bezug auf Achsmaße, Geschoßhöhen [oder] Innenausbau (sic!)“¹⁰⁶ (bei allen herausgestellten Unterschieden) zu verwandten Lösungen führte. Trotz aller Bemühungen, die sich vor allem in Rostock nachvollziehen lassen, konnten lediglich historische Stilelemente versatzstückartig und erkennbar eklektizistisch¹⁰⁷ an die Fassaden angebracht werden. Unklare Vorgaben hatten den Architekten gewisse Freiheiten gelassen, die der Architekturbeirat einzudämmen versuchte.¹⁰⁸ Doch auch unter dessen Mitgliedern ließen die vagen Vorstellungen von der gewünschten Architektur verschiedene Auslegungsmöglichkeiten zu, die es ihnen ermöglichten, ihre jeweils eigenen Ideen einzubringen und zum Teil auch durchzusetzen. Die schließlich errichteten Gebäude hätten so vermutlich in vielen Details anders aussehen, von den Mitgliedern des Beirates am Ende aber genauso als „national in der Form“ und „sozialistisch im Inhalt“ definiert werden können.¹⁰⁹

100 Zur Entwicklung dieses Motivs erläuterte Näther 1954 etwas fantasie reich: „Im architektonischen Detail stoßen wir in der norddeutschen Backsteingotik vielfach auf die Anwendung von dekorativen Terrakotta-Elementen ... Die Ornamentik, die teilweise fast orientalisch anmutet, geht offenbar auf die Auswirkungen der Handelsbeziehungen zurück, die zur Hansezeit mit den Ländern des fernen Ostens angeknüpft wurden und auf das Formempfinden der damaligen Menschen einen gewissen Einfluss ausgeübt haben.“ Siehe Joachim Näther, Nationales Aufbauprogramm Rostock – Block D-Süd, in: Deutsche Architektur, 4/1954, 168–171, hier S. 168.

101 So sieht es die neuere Forschung: „In seiner baulichen Struktur besitzt der Straßenzug ... eine durchaus moderne Ausprägung“. Peter Writschan, Die Bauten der Nachkriegsmoderne in Rostock. Eine Aufgabe für den Denkmalschutz, in: Mark Escherich (Hg.): Denkmal Ost-Moderne Berlin 2016, S. 232–243, hier S. 232.

102 Durth u.a. 1998 (wie Anm. 19), S. 122.

103 Wiesemann (wie Anm. 76), S. 161.

104 Siehe etwa Simone Hain, Die Architekturdoktrin der „nationalen Tradition“ in der frühen DDR. Ein Versuch der symbolischen Konstruktion von Heimat, Distinktion und Dignität gegen die „internationale Bahnhofhaftigkeit“, in: Vittorio Magnago Lampugnani (Hg.), Die Architektur, die Tradition und der Ort. Regionalismen in der europäischen Stadt, Stuttgart/München 2000, S. 237–271, hier S. 246.

105 Hier wird Wolfgang Pehnt gefolgt, der darauf verweist, dass in der Rostocker Langen Straße „Hanseatische Backsteingotik ... in die Maße und Volumen moderner Großbauten übersetzt“ wurde. Pehnt 2005 (wie Anm. 11), S. 297.

106 Topfstedt (wie Anm. 50), S. 473.

107 Dieter J. Mehlhorn, Stadtbaugeschichte Deutschlands, Berlin 2012, S. 347.

108 Butter/Deiters/Hartung (wie Anm. 8), S. 60. Die Kontrolle gelang indes nicht immer und es entstanden etwa (frühe) Kulturhäuser, die von lokal agierenden Architekten ohne den Einfluss Berlins gebaut wurden und sich verdächtig nah am in der NS-Zeit favorisierten Formenkanon bewegten. Siehe Hartung 1997 (wie Anm. 8), S. 82.

109 Diese These soll in meiner Doktorarbeit vertieft werden.

Edda Campen

KONTINUITÄTEN, BRÜCHE UND AMBIVALENZEN IM SPÄTEREN DDR-STÄDTEBAU

Der Wohnkomplex Wilhelm-Külz-Straße in Potsdam 1975–1983

Für die Beschäftigung mit „dem Wiederaufbau, dem Um- und Neubau, der Rekonstruktion aber auch dem Abriss von Bauwerken“¹ in der DDR bietet die Stadt Potsdam reichhaltiges Anschauungsmaterial, das geeignet ist, überkommene Vorstellungen in Frage zu stellen und zu differenzieren. Die vormalige preußische Residenz und Garnison vor den Toren Berlins mit ihrer hohen Dichte an barocken Baudenkmalen und gelegen in einer landschaftlich bevorzugten Lage inmitten einer Reihe von Seen und Hügeln, erlebte in ihrer neuen Rolle als Bezirksstadt keineswegs eine reine ‚Zerstörungsgeschichte‘ (so das im stadtpolitischen Diskurs sowie in den aktuellen Debatten um Erhalt oder Abbruch von DDR-Bauten noch immer vorherrschende Narrativ)², sondern ein komplexes Nebeneinander von Kontinuitäten und Brüchen in der Auseinandersetzung mit der gegebenen Bautradition.



1 Neustädter Havelbucht mit neu errichteten Wohnhochhäusern, 1980-er Jahre

1 Call for Papers der 5. Tagung des Arbeitskreises Kunst in der DDR „Blick zurück nach vorn – Architektur und Stadtplanung in der DDR“ in Berlin, 6.-8. November 2014, siehe <http://arthist.net/archive/7229/view=pdf> (zuletzt abgerufen am 24.04.2014).

2 So erlebbar nicht zuletzt in den vielfältigen Diskussionen und öffentlichen Debatten der – unterschiedlich positionierten – bürgerschaftlichen Akteure wie „Christen brauchen keine Garnisonkirche“ (<http://www.christen-brauchen-keine-garnisonkirche.de/erklaerung.html>), „Mitteschön! Die Initiative von ‚Bürger für die Mitte‘“ (<http://www.mitteschoen.de/>), Bürgerinitiative „Potsdamer Mitte neu denken“ (<http://www.potsdamermitte-neudenken.de/>) sowie der „Stiftung Garnisonkirche Potsdam“ und „Fördergesellschaft für den Wiederaufbau der Garnisonkirche e.V.“ (<http://garnisonkirche-potsdam.de/>) (alle zuletzt abgerufen 27.07.2016).

Dies kann unter anderem in umfangreichem Maße an den baulichen Aktivitäten rund um den großflächigen, innerstädtischen „Wohnkomplex Wilhelm-Külz-Straße“ nachgezeichnet werden. Auf den ersten Blick zeigt das dort vorzufindende Nebeneinander von Alt und Neu ein eher ambivalentes Bild vom „sozialistischen“ architektonischen und städtebaulichen Schaffen, mit dem nicht selten pauschale Negativurteile einhergehen. Doch der „Wohnkomplex“ ist differenzierter zu betrachten, entstanden doch entlang der das Kernstück bildenden „Magistrale“ (Wilhelm-Külz-Straße, heute Breite Straße) sowie im Bereich der barocken Kiezstraße und der weiten Neustädter Havelbucht ab Mitte der 1970-er Jahre mitnichten unpassende ‚Plattenbauten‘. Durch Sanierungen, Restaurierungen und sogar (Teil-)Rekonstruktionen setzte man zugleich eine Reihe historischer Bauten wieder instand. Die modernen Neubauten wiederum zeigen städtebauliche Anklänge an die historische und topografische Einmaligkeit Potsdams. Derartige Konzepte fokussieren eine Stadtplanung, die jenseits von Trabantenstädten auf der grünen Wiese und Altstadtrekonstruktionen in den Stadtzentren während der 1970-er und 1980-er Jahre realisiert wurde.

Der Umgang mit dem traditionsreichen städtischen Erbe ist mitunter erst auf den zweiten Blick zu erkennen und offenbart diverse Strategien, so beispielsweise die Alt und Neu verbindende stadträumliche Anordnung von Bauten sowie Wiederaufbaumaßnahmen, die ihren Neubaucharakter nicht zu erkennen geben oder aufwändige Restaurierungen zentral gelegener preußischer Baudenkmale. Der „Wohnkomplex“ kann grob in drei räumliche Bereiche unterteilt werden, in denen sich, wenn auch ungleich gewichtet, all diese Phänomene finden. Eine Neubewertung ist längst überfällig, da die Spezifika des Ensembles weder in der Forschung noch von der Öffentlichkeit ausreichend wahrgenommen wurden.³ Der vorliegende Beitrag möchte daher die Besonderheiten eines der größten städtebaulichen Projekte der jüngeren Stadtgeschichte Potsdams genauer beschreiben.

Nach einer kursorischen Darstellung des Forschungsgegenstands folgt ein zur Kontextualisierung der Planungen notwendiger Rückblick auf die Historie der Breiten Straße sowie ein Überblick über die innerstädtischen baulichen Aktivitäten nach 1945. Daran schließt sich die ausführliche Darstellung des Großprojekts an. Dabei werden drei große Bereiche von Ost nach West abgesprochen. Kursorisch finden auch die Stadt-, Verkehrs- und Freiflächenplanungen Berücksichtigung.

Bei den folgenden Ausführungen ist zu beachten, dass der Begriff „Rekonstruktion“ in der DDR einen breiten Sinngehalt hatte: Gemeint war nicht zwangsläufig

3 Als Ausnahme dazu siehe die neueste zur Thematik der DDR-Architektur in Potsdam grundlegende Veröffentlichung: Christian Klusemann (Hg.), Das andere Potsdam. DDR-Architekturführer. 26 Bauten und Ensembles aus den Jahren 1949–1990, Berlin 2016, darin insb. die Beiträge des Herausgebers: Vorwort (S. 9–20) u. Architektur und Städtebau in Potsdam 1949–1990. Einführung in die Thematik/Forschungsstand (S. 21–30). In dieser Publikation hat die Verfasserin einen Text zur Geschichte der Bauten entlang der heutigen Breiten Straße veröffentlicht, der eine kürzere Fassung des vorliegenden Beitrages darstellt: Edda Campen, Wohnkomplex Wilhelm-Külz-Straße, in: Ebd., S. 207–225.

ein reiner Wiederaufbau, vielmehr konnte eine „Rekonstruktion“ sowohl Abriss wie Neubau im Rahmen von Modernisierung, Sanierung oder Restaurierung eines Einzelbaus oder ganzen Gebietes umfassen.



2 Neustädter Havelbucht mit Wohnhäusern und Ufergaststätte, 1980-er Jahre

Vielfältiger Massenwohnungsbau in zentraler Lage

Ab den 1970-er Jahren hatte das unter Erich Honecker etablierte Wohnungsbauprogramm außerordentliche Bedeutung bei der Lösung zahlreicher Bauaufgaben in der DDR. So rückte auch in Potsdam ein neues „sozialistisches Wohngebiet“ im Bereich Wilhelm-Külz-Straße und Umgebung in den Mittelpunkt der Planungen (Abb. 1, 2). Eine wichtige Rolle spielten hierbei von Anfang an der Landschaftsraum entlang der Neustädter Havelbucht sowie die vorhandene Bausubstanz. Neben einer durchdachten Freiflächenplanung wurde mit der zum „Wohnkomplex“ gehörigen „sozialistischen Magistrale“, der Wilhelm-Külz-Straße, eine als zeitgemäß erachtete Verkehrsplanung umgesetzt. Der Ausbau dieser ursprünglich vom Stadtschloss ausgehenden traditionellen Herrscherachse zu einer städtischen Südtangente entlastet seither die Potsdamer Innenstadt vom Durchgangsverkehr.

4 Siehe Dieter Schulte, Zum Geleit, in: Potsdam-Museum (Hg.), Von der kurfürstlichen Landschaftsallee zur sozialistischen Magistrale – die Wilhelm-Külz-Straße, Potsdam 1988, S. 5. [Veröffentlichungen des Potsdam-Museums, Heft 29]. Die verschiedenen Beiträge dieser Publikation des Potsdam-Museums ermöglichen einen vielfältigen Blick auf die zahlreichen Geschehnisse dieses Stadtumbaus und seines Kontextes; sie sind selbstverständlich innerhalb ihres historischen Entstehungskontextes – veröffentlicht 1988 – zu lesen.

Bis heute sind vor allem die mit dem Umbau verbundenen Abrisse von Altbauten im östlichen Bereich der Wilhelm-Külz-Straße in Erinnerung geblieben. Es ist wenig bekannt, dass im Zuge der Errichtung des „Wohnkomplexes“ zugleich ganz bewusst „sorgsam restaurierte ... kulturhistorische ... Zeugnisse in harmonischer Einheit zum modernen Wohnungsbau der Gegenwart von der vielschichtigen Vergangenheit“ des städtischen Erbes künden sollten, wie es im Geleitwort der Projektdarstellung aus dem Jahr 1988 hieß.⁴ Eine Ursache für die sich überlagernden Phänomene von Kontinuitäten und Brüchen ist, so die grundlegende These dieses Beitrags, in der starken Prägekraft der Traditionen des Ortes – Stichwort ‚Potsdamer Kulturlandschaft‘ – zu finden, die die jeweiligen Entwürfe und Planungen direkt und indirekt beeinflusst haben.⁵

Forschungsgegenstand

Gelegen in der Innenstadt Potsdams sowie in Teilen zur Brandenburger Vorstadt zugehörig, zählen die heutige Breite Straße und die Zeppelinstraße (1948-92 Leninallee) zu den größten und wichtigsten Straßen der Stadt.⁶ Ihre Gestaltung als mehrspurige Verkehrsachse ist aktuell in vielerlei Hinsicht umstritten. Die Breite Straße wird mit ihrer als unansehnlich wahrgenommenen moderneren Bebauung fast ausschließlich als unliebsames Relikt aus DDR-Zeiten angesehen, die Zeppelinstraße wiederum macht durch regelmäßig überschrittene Immissionswerte auf sich aufmerksam. Öffentlich diskutiert wird ebenso die an diese Straßen direkt angrenzende Umgebung. Dies betrifft beispielsweise den für die Bundesgartenschau (2001) zeitgenössisch veränderten ehemaligen königlichen Lustgarten am östlichen Beginn der Breiten Straße.⁷ Heute scheint seine sachlich-moderne Gestaltung durch den inzwischen erfolgten Neubau des Brandenburger Landtages (2010-14), der die Mitte des 18. Jahrhunderts von Georg Wenzeslaus von Knobelsdorff entworfene Fassade des Potsdamer Stadtschlusses aufgreift, manchen städtischen Entscheidungsträgern nicht mehr angemessen, da unterschiedliche Stilrichtungen unvermittelt aufeinander treffen. Die Frage nach dem Umgang mit dem barocken Erbe, die schon zu DDR-Zeiten virulent war, ist damit noch immer präsent. Das Areal um das 1959/60 abgerissene Stadtschloss samt Lustgarten sollte Ausgangspunkt einer stadtplanerischen Entwicklung werden, die schließlich in der Errichtung des großflächigen „Wohnkomplexes Wilhelm-Külz-Straße“ kulminierte.

5 Im Rahmen einer wissenschaftlichen Untersuchung zur Stadtgeschichte Potsdams befasst sich die Autorin mit dem Siedlungs- und Wohnungsbau sowohl in der DDR als auch während des Nationalsozialismus. Das interdisziplinäre Forschungsprojekt ist assoziiert angebunden an das Zentrum für Zeit-historische Forschung Potsdam (ZZF).

6 Siehe Klaus Arit, Die Straßennamen der Stadt Potsdam. Geschichte und Bedeutung, in: Mitteilungen der Studiengemeinschaft Sanssouci e.V., Verein für Kultur und Geschichte Potsdam, 4. Jg., 4/1999, bearb. Fassung, Sonderdruck, S. 1-79, hier S. 21.

7 Der Neue Lustgarten entstand 1998 bis 2000 nach Plänen von Albert Dietz und Anett-Maud Joppien als eines der – wegen archäologischer Funde etc. – sehr aufwendigen Bauvorhaben im Rahmen der Bundesgartenschau 2001 in der Potsdamer Innenstadt. Zum Lustgarten siehe Silke Dähmlow u.a., Architekturführer Potsdam, Berlin 2006, S. 5.

Das heutige Erscheinungsbild der raumgreifenden Straßen mit teils sehr großen, hohen Wohnungsbauten und verschiedenen Baudenkmalen wurde in wesentlichen Punkten während der letzten beiden Jahrzehnte der DDR entwickelt. Zu jener, unter dem Vorzeichen einer modernen, „sozialistisch“ durchgeführten Stadtplanung hieß es 1988 in einem Beitrag zu den „Bürgerhäusern der Breiten Straße“ von Thomas Wernicke: „Im sozialistischen Potsdam wurde die Breite Straße ... zur Hauptverkehrsstraße ausgebaut. Dem neuen Charakter als sozialistischer Magistrale entsprechend, sahen schon städtebauliche Konzeptionen der Jahre 1967/68 vor, diese Straße mit einer repräsentativen Neubebauung zu versehen.“⁸ Zugleich verweist Wernicke auf den IX. Parteitag der SED im Jahr 1976, der die „sinnvolle Verbindung der Neubauten, vor allem des Wohnungsbaus mit der Restauration historisch wertvoller Bauwerke“ in den Städten der DDR vorgesehen hatte.⁹ In Potsdam wurden neben barocken Wohnbauten auch bedeutende Einzelbaudenkmale der preußischen Geschichte in das Vorhaben integriert. Insbesondere das 1841–43 von Ludwig Persius in Form einer Moschee errichtete Dampfmaschinenhaus (die Pumpstation für die Fontänen von Sanssouci) stellte ein zentrales Restaurierungsobjekt dar. Im stadtplanerischen Zentrum der Hochhäuser an der Neustädter Havelbucht gelegen, bereicherte es das Wohnen am Wasser um eine neue Qualität – das Wohnen neben dem Denkmal (Abb. 3). Diese beachtenswerte Verbindung von Neuem und Altem prägt bis heute diesen Bereich der Innenstadt.¹⁰ Dass die Restaurierung von Baudenkmalen schon damals eine politische Forderung war, ist – vor dem Hintergrund, dass vor allem Abrisse und der Verfall der historischen Bausubstanz in Erinnerung geblieben sind – bemerkenswert. Es erscheint für das Verständnis von Architektur und Städtebau in der DDR unverzichtbar, jenes um den „Wohnkomplex Wilhelm-Külz-Straße“ realisierte „Konzept der Verbindung von Alt- und Neubau“ als ein solches herauszustellen und die stadtplanerischen Absichten wie Qualitäten zu diskutieren.¹¹

Eine damit einhergehende Anerkennung des Projekts sowie dessen Einordnung in neuere Überlegungen zu Funktionsweisen von modernen Diktaturen könnte – dies sei nur kurz angeschnitten – weiterführende Erkenntnisse zum „langen Funktionieren der DDR“ ermöglichen, denn Fragen nach der ‚Dauer‘ der DDR über vier Jahrzehnte in Verbindung mit ihrem schnellen Zusammenbruch am Ende der 1980-er Jahre sind nach wie vor in den Geschichtswissenschaften aktuell.¹² Andrew Port beschäftigt sich in seiner Studie zu „Arbeit und Alltag im sozialistischen Deutschland“ mit einer „rätselhaften Stabilität der DDR“.¹³ Die Suche nach möglichen Bausteinen

⁸ Siehe Thomas Wernicke, *Bürgerhäuser der Breiten Straße*, in: Potsdam-Museum (wie Anm. 4), S. 30–44, hier S. 43.

⁹ Siehe Protokoll des IX. Parteitages der SED, Bd. 2, Berlin 1976, S. 438; zit. nach Wernicke (wie Anm. 8), S. 43.

¹⁰ Erste Überlegungen hierzu wurden von der Autorin im Beitrag „Kontinuitäten und Brüche. Der ‚Wohnkomplex Wilhelm-Külz-Straße‘ in Potsdam“ auf der 5. Tagung des Arbeitskreises Kunst in der DDR „Blick zurück nach vorn – Architektur und Stadtplanung in der DDR“ in Berlin, 6.–8. November 2014, öffentlich vorgestellt.

¹¹ Siehe Wernicke (wie Anm. 8), S. 43.

¹² Siehe weiterführend dazu Christoph Bernhardt/Heinz Reif, *Neue Blicke auf die Städte im Sozialismus*, in: Dies. (Hgg.), *Sozialistische Städte zwischen Herrschaft und Selbstbehauptung. Kommunalpolitik, Stadtplanung und Alltag in der DDR*, Stuttgart 2009, S. 7–19; Christoph Bernhardt, *Die sozialistische Stadt zwischen Herrschaft, Partizipation und Aneignung*, in: Thomas Großbölting/Rüdiger Schmidt (Hgg.), *Gedachte Stadt – gebaute Stadt. Urbanität in der deutsch-deutschen Systemkonkurrenz 1945–1990*, Köln/Wien/Weimar 2015, S. 249–266. Unter Berücksichtigung einer u.a. sozial-wissenschaftlichen Perspektive und mit verschiedenen Bezügen zu Potsdam vgl. auch Edda Campen/Sven Schultze, „Trautes Heim, Glück allein“? – Wohnen als Familie in der DDR. Eine Annäherung, in: *Informationen zur modernen Stadtgeschichte (IMS), Themenschwerpunkt Stadt und Familie*, Thementeil hg. von Sylvia Necker, Heft 1/2011, Berlin, S. 33–49.



3 Neustädter Havelbucht, „Wohnscheibe“ mit Spielplatz, freigestellter „Moschee“ und Uferweg, 1980-er Jahre

einer solchen „rätselhaften Stabilität“ kann durchaus auch mit Blick auf identitätsstiftende Faktoren wie Architektur, Städtebau und Denkmalpflege lohnend sein.¹⁴ Eine jüngst erschienene Publikation zu „Potsdam in den 1980er und frühen 1990er Jahren“ richtet den Blick über den Zusammenbruch der DDR hinaus und weg vom „Funktionieren einer sozialistischen Stadt“ hin zum „allmählichen Porös-Werden einer gesellschaftlichen Ordnung, die die materiell wie auch sozial konstruierten Stadträume prägte und zusammenhielt“.¹⁵

Der vorliegende Aufsatz versteht sich daher als Versuch, erste Aspekte eines Erklärungsmodells, das die Existenz von Kontinuitäten und Ambivalenzen im Umgang mit lokalen Bautraditionen in vier Jahrzehnten befragt, fruchtbar zu machen.

Historischer Rückblick

Um die hier behandelten baulichen Aktivitäten während der DDR-Zeit sowohl quantitativ wie qualitativ angemessen bewerten zu können, ist die Kenntnis der historischen Entwicklung unverzichtbar. Aus diesem Grund sei die Vorgeschichte kurz resümiert.

¹³ Siehe Andrew I. Port, *Die rätselhafte Stabilität der DDR. Arbeit und Alltag im sozialistischen Deutschland*, Berlin 2007.

¹⁴ Dabei sind die grundsätzlichen Überlegungen Thomas Lindenbergers zu „Herrschaft und Eigen-Sinn in der Diktatur“ hilfreich bei der Betrachtung von Herrschaftspraxis und Akteursverhalten. Siehe Thomas Lindenberg, *Die Diktatur der Grenzen. Zur Einleitung*, in: Ders. (Hg.), *Herrschaft und Eigen-Sinn in der Diktatur. Studien zur Gesellschaftsgeschichte der DDR*, Köln 1999 (Zeithistorische Studien. Herausgegeben vom Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam, Band 12), S. 13–44.

¹⁵ Siehe Peter Ulrich Weiß, *Einleitung. Bezirksstädte als Zentren der politischen Umwälzung in der DDR*, in: Ders./Jutta Braun (Hgg.), *Im Riss zweier Epochen. Potsdam in den 1980er und frühen 1990er Jahren*, Berlin 2017, S. 9–16, hier S. 15.

Der „Wohnkomplex“ wurde nach der zentralen Wilhelm-Külz-Straße benannt. Der Name geht auf das Jahr 1948 zurück und nimmt Bezug auf den im Frühsommer desselben Jahres verstorbenen Vorsitzenden der Liberaldemokratischen Partei Deutschlands (LDPD).¹⁶ Die Straße besteht indes seit dem 17. Jahrhundert, als unter Kurfürst Friedrich Wilhelm weit in die Landschaft ausgreifende Alleen zur besseren Erschließung der Umgebung angelegt worden waren.¹⁷ Vom Lustgarten des Stadtschlösses ausgehend führte die „kurfürstliche Landschaftsallee“ zunächst bis zum Ufer der Havelbucht, welche sich zu jenem Zeitpunkt noch über ein deutlich größeres Gebiet erstreckte. Die ursprünglich gedachte Fortführung jenseits des Wassers bis zum Pannenberg bei Golm¹⁸ wurde jedoch nicht realisiert, sodass die Allee an der vor der Bucht errichteten Stadtmauer endete.¹⁹ Erst in den 1980-er Jahren sollte diese Planung schließlich konkretisiert werden, wobei die Bucht durch Verfüllung zielgerichtet verkleinert wurde. Kurz nach dem Ende der DDR erfolgte ein erneuter Rückgriff, diesmal in Bezug auf den Namen, der 1992 aus der

16 Wilhelm Külz (1875-1948) war zur Zeit der Weimarer Republik ein liberaler Politiker und ab 1946 1. Vorsitzender der LDPD. Siehe Arlt (wie Anm. 6), S. 21 u. Potsdam-Museum (wie Anm. 4), S. 103.

Wilhelm-Külz-Straße wieder die – ab Mitte des 18. Jahrhunderts so bezeichnete – Breite Straße machte.²⁰

Ursprünglich waren an der historischen Allee zweigeschossige Fachwerkbauten mit teils massiven Fassaden errichtet worden. Die nach Johann Philipp Gerlachs Entwurf erbaute Hof- und Garnisonkirche (1730-35) stach hinsichtlich ihrer Materialität und Größe aus der Straßenseite deutlich hervor. Mit dem Ausbau Potsdams zur ständigen Residenz unter Friedrich II. entwickelte sich die Allee ab 1748 zu einer repräsentativen Prachtstraße mit anspruchsvollen Wohnbauten. Mittig in der Breiten Straße stand das Große Militärwaisenhaus, das 1771-77 unter Verwendung eines Entwurfes von Carl von Gontard erbaut wurde. Der 1734 errichtete sogenannte Lange Stall erhielt 1781 einen Kopfbau von Georg Christian Unger, der als „reine Schauarchitektur zur gestalterischen Fassung der Platzwand hinter der Garnisonkirche“ fungierte.²¹ Unger hatte bereits einige Jahre zuvor (1769) gegenüber dem Militärwaisenhaus die Hiller-Brandtschen-Häuser realisiert. Diese kön-



4 Modell der Wilhelm-Külz-Straße, hergestellt im Zirkel für künstlerische Textilgestaltung I des VEB Gleichrichterwerks Stahnsdorf, 1972-81, Collage, Papier, 77 x 217 cm, Potsdam Museum

17 Siehe Gerhild Martens, Von der kurfürstlichen Landschaftsallee des 17. Jahrhunderts zur Hauptverkehrsstraße im 20. Jahrhundert. Streifzüge zur topographischen und baulichen Entwicklung der Wilhelm-Külz-Straße, in: Potsdam-Museum (wie Anm. 4), S. 7-17, hier S. 8.

18 Ebd., S. 12. Für den Zeitpunkt des Beginns nennt Arlt das Jahr 1722. Siehe Arlt (wie Anm. 6), S. 21.

19 Ebd., S. 10.

20 Diesen Namen erhielt die Straße schließlich nach der Friedlichen Revolution 1989/90, die als ein Ort des Potsdamer Demonstrationszuges vom 4. November 1989 auch unmittelbar „auf ihr“ standgefunden hatte, im Jahr 1992 zurück. Siehe Umschlagsfoto von Jutta Braun/Peter Weiß (Hgg.), Agonie und Aufbruch. Das Ende der SED-Herrschaft und die Friedliche Revolution in Brandenburg, Potsdam 2014. Der namentliche Anschluss an Potsdams barocke Zeiten war schon im ausgehenden 20. Jahrhundert wieder gegeben.

21 Siehe Dähmow (wie Anm. 7), S. 14.

nen als bürgerliche Wohnbauten hinter „Palastfassaden“ bezeichnet werden, denn sie setzten sich hinsichtlich ihres städtebaulichen Maßstabs und in ihrer architektonisch-plastischen Gestaltung deutlich von der restlichen Bebauung ab.²² An diesen Häusern verlief der aus dem Stadtgraben des 16. Jahrhunderts hervorgegangene Stadtkanal, der 1756-70 eine repräsentative Umgestaltung erfuhr.²³ Den prospektartigen Abschluss der Allee vor der natürlichen Havelbucht bildete schließlich das durch Knobelsdorff gestaltete Neustädter Tor (1753), das zwei schräg platzierte Obelisken mit Hieroglyphen sowie flankierende Torbauten aufwies.²⁴ Die die Allee säumenden Linden waren zwischen Lustgarten und Stadtkanal kugelförmig zugeschnitten worden und trugen zur ästhetischen Aufwertung des Straßenraums bei.²⁵ Heute erinnern Neubepflanzungen an dieses Erscheinungsbild, wodurch bis in die Gegenwart verlaufende Kontinuitätslinien sichtbar werden.

Während des 19. Jahrhunderts und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts waren verschiedene dieser barocken Bauten umgestaltet worden, doch hatte sich der Gesamteindruck der Allee nicht wesentlich verändert. Und selbst die schweren kriegsbedingten Zerstörungen, die den ursprünglichen „Charakter des damals geschlossenen Straßenraumes“²⁶ dezimiert hatten (britischer Bombenangriff vom 14. April 1945, Brände und Kämpfe zwischen Wehrmacht und Roter Armee) sowie die Veränderungen in den Nachkriegsjahren haben das Bild des friderizianischen Potsdam an der Breiten Straße und ihrer Umgebung nicht völlig verschwinden lassen.

Aktivitäten in der Nachkriegszeit

Unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg setzten größere Baumaßnahmen im Umfeld der Wilhelm-Külz-Straße ein. So wurde 1948-49 im vormaligen Lustgarten das Ernst-Thälmann-Stadion „unter Verwendung von Trümmerschutt“ errichtet.²⁷ 1967-69 folgte – in der Nähe der Langen Brücke im vorderen Teil des Lustgartens – das Interhotel Potsdam (heute Hotel Mercure) als markantes, schlankes Hochhaus. Weiter westlich an der Breiten Brücke über den Stadtkanal, einer städtebaulich bedeutsamen Stelle, entstand 1959/60 ein viergeschossiges Wohnhaus am ehemaligen Standort des stark beschädigten Direktionsgebäudes der Potsdamer Gewehrmanufaktur (das sogenannte Ochsenkopfhäus).²⁸ Direkt daneben war schon Mitte der 1950-er Jahre ein historisierender Wohnungsneubau realisiert worden.²⁹

22 Ebd., S. 16.

23 Von 1961 bis 1975 (Abriss der Brücken) wurde der Stadtkanal zugeschüttet. Siehe Ebd., S. 22.

24 Zur wechselvollen Geschichte der Obelisken siehe Gerd Giese, Das Neustädter Tor, in: Potsdam-Museum (wie Anm. 4) S. 84-86.

25 Siehe Martens (wie Anm. 17), S. 13.

26 Siehe Rainer Globisch, Das sozialistische Wohngebiet Wilhelm-Külz-Straße, in: Potsdam-Museum (wie Anm. 4), S. 90-101, S. hier 90.

27 Ebd.

28 Siehe Wernicke (wie Anm. 8), S. 40.

29 Ebd., S. 41.

30 Verschiedene Zuschreibungen, Bezugnahmen und Aneignungen machen diesen Ort zu einem Streitort mit mehrfacher Vergangenheit. Es handelt sich um den Standort der zwischen 1730-1735 nach Entwurf Philipp Gerlachs errichteten Hof- und Garnisonkirche, prägend für Stadtbild und Silhouette Potsdams. Durch nationalsozialistische Inszenierungen wie den „Tag von Potsdam“ im März 1933 und staatssozialistische Haltungen des SED-Regimes wie den Abriss der – durch den Luftkrieg 1945 schwer beschädigten, aber gesicherten und teils wieder genutzten – Kirchenruine im Jahr 1968 erfolgte die Umformung des Ortes, welche mit der Errichtung eines modernen Technologiegebäudes 1969 bis 1971 abgeschlossen schien.

31 Siehe Wernicke (wie Anm. 8), S. 41.

32 Siehe Martens (wie Anm. 17), S. 17.

33 Ebd.

34 Ebd.

Diesem wiederum gegenüber – am Standort der 1968 gesprengten, bis dato den Straßenraum beherrschenden Garnisonkirche – wurde 1969-71 der moderne fünfgeschossige Baukörper des Datenverarbeitungszentrums errichtet.³⁰ Parallel hierzu waren seit Ende der 1960-er Jahre intensive städtebauliche Planungen für weitere Neubauten entlang der Wilhelm-Külz-Straße durchgeführt worden.³¹

Im Zuge der Trümmerbeseitigung hatte schon im ersten Nachkriegsjahr eine partielle Trockenlegung der Neustädter Havelbucht mittels „Aufschüttung“ stattgefunden.³² Knapp drei Jahrzehnte später (1972/73) wurde eine Verlängerung der heutigen Breiten Straße in Richtung Zeppelinstraße (Leninallee) vorgenommen.³³ Dieser Ausbau erfolgte noch vor dem Beschluss der Potsdamer Stadtverordneten, eine „sozialistische Magistrale“ anzulegen und stand im Zusammenhang mit dem Wunsch „zur Entlastung des innerstädtischen Verkehrs“ beizutragen.³⁴ Er entlastete konkret die Friedrich-Ebert-Straße und die Wilhelm-Pieck-Straße (heute Charlottenstraße); damit wurden die Kernbereiche der beiden barocken Stadterweiterungen Potsdams an ihrer Nahtstelle bewahrt.³⁵

Der Start zum Großvorhaben „Wohnkomplex Wilhelm-Külz-Straße“

Der 1975 beschlossene Ausbau zur „sozialistischen Magistrale“ war in eine großflächige Umgestaltung weiter Bereiche im Umfeld der Wilhelm-Külz-Straße sowie des Landschaftsraums entlang der Havellandschaft eingebunden. All diese Maßnahmen gehörten in den Kontext des „Wohnkomplexes Wilhelm-Külz-Straße“ und waren im Wesentlichen 1981 beendet.³⁶ Die Gesamtfläche betrug 30 Hektar (abzüglich der Verkehrsflächen) und hatte eine Ost-West-Ausdehnung von ca. 1,2 km sowie einem nord-südlichen Verlauf von etwa 600 Metern.³⁷ Neben der Wilhelm-Külz-Straße gehörten u.a. folgende Straßen zum Planungsgebiet: der östliche Bereich der Zeppelinstraße (ehem. Leninallee), die Schopenhauerstraße, die Lindenstraße (ehem. Otto-Nuschke-Straße), die Dortustraße, die Henning-von-Tresckow-Straße (ehem. Bauhofstraße) sowie der Bereich Kiezstraße und Wall am Kiez.³⁸ Ein für die Grünflächenplanung besonders wichtiges Areal war die Neustädter Havelbucht mit ihren Ufern, die erst im Zuge der Umgestaltung öffentlich zugänglich wurde.³⁹ Neben Neubauten wurden – hierauf wurde eingangs bereits hingewiesen – ältere Gebäude entlang und im Umfeld der Breiten Straße „durch Rekonstruktion und Funktionswandel“ in die Maßnahmen integriert.⁴⁰ Für das heutige Verständnis der

35 Zu Hinweisen auf eine verworfene Planung zum Ausbau der ansensibler Stelle der barocken Stadterweiterungen gelegenen heutigen Charlottenstraße (1950-1991 Wilhelm-Pieck-Straße), welcher dann vermutlich einen deutlich geringeren Ausbau der Wilhelm-Külz-Straße nach sich gezogen hätte, siehe knapp Edda Campen, Zerstörung, Wiederaufbau, Neuaufbau. Vielfalt im Wohnungsbau in Potsdam, in: Birgit Franz/Hans-Rudolf Meier (Hgg.), Stadtplanung nach 1945. Zerstörung und Wiederaufbau. Denkmalpflegerische Probleme aus heutiger Sicht, Holzminde 2011, S. 104-111, hier S. 108-109.

36 Siehe Globisch (wie Anm. 26), hier S. 90. Aus Gründen der Vereinfachung wird ansonsten die Bezeichnung in der Schreibweise wie folgt gebraucht: „Wohnkomplex Wilhelm-Külz-Straße“.

37 Die weiteren Ausführungen zum Planungsgebiet etc. folgen der Darstellung von Rainer Globisch, siehe Ebd.

38 Die Lindenstraße wurde 1958 nach dem Vorsitzenden der CDU der DDR, Otto Nuschke (1883-1957), benannt. Ihre frühere Bezeichnung erhielt sie 1992 zurück. Siehe Arlt (wie Anm. 6), S. 47. Im Jahr 1945 wurde die seit 1749 Priesterstraße bezeichnete Straße in Bauhofstraße umbenannt. 1990 erfolgte die Umbenennung in Henning-von-Tresckow-Straße nach dem Generalmajor der deutschen Wehrmacht u. Protagonist der militärischen Widerstandsbewegung Henning von Tresckow (1901-1944). Ebd., S. 36.

39 Das Thema der freien Uferwege besitzt auch aktuell höchste Brisanz, so beispielsweise am Griebnitzsee in Babelsberg oder entlang der Bebauung in der Speicherstadt in der Templiner Vorstadt.

40 Siehe Globisch (wie Anm. 26), S. 100.

Aktivitäten muss bedacht werden, dass diese aufgrund jüngster Sanierungen und Modernisierungen nicht immer leicht zu erkennen sind. Umso wichtiger scheint es, die damaligen Umbauten und Restaurierungen als zentralen Bestandteil der Planungen vorzustellen. Einen aufschlussreichen visuellen Eindruck von der großen Anzahl an sehr unterschiedlichen Bauvorhaben liefert eine bemerkenswerte Collage im Bestand des Potsdam Museums. Auf dieser sind die historischen Gebäude sowie die Neubauten entlang der Wilhelm-Külz-Straße festgehalten. Besonders eindrücklich treten zwei farbige Abschnitte in Erscheinung, die ausgewählte Wohnungsneubauten und Altbaumodernisierungen zeigen (Abb. 4).

Neubauten und Sanierungen entlang der Magistrale und der barocken Kiezstraße

1988 unterteilte Rainer Globisch die geplanten Maßnahmen in seiner Beschreibung des Großprojektes in drei „städtebaulich-architektonische und bildkünstlerische Bereiche“.⁴¹ Dieser Einteilung muss nicht zwingend gefolgt werden. Zum leichteren Verständnis wollen wir uns jedoch daran orientieren und einige Schilderungen Globischs (und anderer Autoren) aufgreifen. Die folgenden Beschreibungen sind im Sinne eines ‚Spaziergangs‘ entlang der heutigen Breiten Straße von Ost nach West angelegt, beginnend etwa auf Höhe des Landtagsgebäude in der Optik des Stadtschlosses sowie des Hotelhochhauses und endend an der Neustädter Havelbucht.

Zum ersten Bereich gehörte das – inzwischen (unvollständig) hinter das ehemalige Interhotel Potsdam versetzte – Karl-Liebknecht-Forum. Es befand sich westlich des Hotelparkplatzes vor dem Ernst-Thälmann-Stadion. Das Forum, welches mehrere künstlerische Objekte zu einem Denkmal verband, wurde 1979-81 errichtet. Der langgezogene Marstall (1685/1746-48) auf der gegenüberliegenden Straßenseite fungierte dazu offiziell als „städtebauliches Pendant“.⁴² Ab 1977 hatten ihn polnische Restauratoren von einer Kriegsrue in das Filmmuseum der DDR verwandelt.⁴³ Damit befand sich bereits am Beginn des gesamten Ensembles ein aufwändig saniertes und bewusst integriertes historisches Bauwerk. Auf die Begleitumstände wird später noch kurz eingegangen werden.

Zum zweiten Bereich gehörte das große Areal zwischen Schlossstraße und Schopenhauerstraße, inklusive der im Süden der Wilhelm-Külz-Straße gelegenen

Kiezstraße. Als Entrée zu diesem (enger gefassten) Straßenraum fungierten an der Schlossstraße zwei 1748 durch Georg Wenzeslaus von Knobelsdorff entworfene Wohnhäuser als Kopfbauten; in diesen wurden nach der Sanierung der Jugendklub „Spartakus“ sowie der „Klub der Künstler und Architekten Eduard Claudius“ untergebracht.⁴⁴ Auf der Nordseite der Wilhelm-Külz-Straße erfolgte in den Jahren 1978/79 – nach dem bereits erwähnten Abriss des sich an den Kopfbau Knobelsdorffs anschließenden historischen Gebäudebestandes – der Neubau eines sechsgeschossigen Internatsgebäudes mit teils vorgezogenem Erdgeschoss, das heute als Studentenwohnheim dient. Mehrere Vor- und Rücksprünge strukturierten die lange Fassade des modernen Gebäudes. In unmittelbarer Umgebung wurden ein Studentenklub sowie das Café ‚Am Portal‘ realisiert, dessen Bezeichnung sich auf das 1980-83 restaurierte Portal des „Langen Stalls“ westlich des Internatsbaus bezieht, das Unger als Schauffassade gestaltet hatte.⁴⁵ Der Platz vor dem Portal, der mit Bäumen bepflanzt und mit „Schinkelleuchten“ ausgestattet worden war, diente als „Erweiterungsfläche für das Café in den Sommermonaten“.⁴⁶ Ungers barocke Fassade des Langen Stalls wurde auf diese Weise auf einer Seite von dem funktionalen Internatsbau und auf der anderen Seite vom Datenverarbeitungszentrum, einem modernen Baukörper mit unterschiedlichen Höhen, flankiert. Die südliche Straßenseite der „Magistrale“ blieb nach – auch hier erfolgten – Abrissen zwischen dem Kopfbau Knobelsdorffs und den Wohnbauten der 1950-er und 1960-er Jahre (s.o.) unbebaut; dort wurde entlang eines neu angelegten Parkplatzes eine Baumreihe gepflanzt, die der historischen Bauflucht folgte.⁴⁷

Das sich westlich anschließende Areal zwischen Dortustraße und Schopenhauerstraße zeichnet sich dagegen durch Maßnahmen aus, die bislang nicht bekannt waren.⁴⁸ Hierzu gehört die teilweise Rekonstruktion des Großen Militärwaisenhauses (1979), das durch den Freien Deutschen Gewerkschaftsbund (FDGB) genutzt wurde.⁴⁹ Historische Fotografien der nördlichen Wilhelm-Külz-Straße aus den Jahren 1974 und 1985, die den Zustand vor und nach den Bauarbeiten festhalten, belegen, dass straßenseitig über die Hälfte des viergeschossigen, imposanten spätklassischen Baukörpers des Militärwaisenhauses komplett wiederaufgebaut wurde, wozu auch ein Großteil des Mittelrisalites mit seinem Tympanon gehörte.⁵⁰ Dieses Gebäude dominiert bis heute in seinem historischen Duktus hinsichtlich Maßstab und Dekor das Straßenbild und bezeugt die vielfältigen und aufwändigen denkmalpflegerischen Aktivitäten, die in den späten Zeiten der DDR entfaltet wurden. Baumaßnahmen wurden auch an den beiden, sich auf derselben Straßenseite

41 Siehe Ebd., S. 93.

42 Siehe Ebd., S. 93-94.

43 Der unter Friedrich II. umgebaute und erweiterte Marstall war bereits seit 1922 als Museum genutzt worden. Überliefert für die späteren Restaurierungsarbeiten ist der Name Zdzisław Hejger. Siehe Dähmlow (wie Anm. 7), hier S. 7; Globisch (wie Anm. 26), S. 94.

44 Siehe Globisch (wie Anm. 26), S. 94f.

45 Siehe Karl-Heinz Wolf, Denkmalpflege im Bereich der Staatlichen Schlösser und Gärten Potsdam, in: Architektur der DDR 9/1986, S. 556-560, S. 558.

46 Siehe Globisch (wie Anm. 26), S. 95.

47 Ebd. Heute ist dieser Abschnitt der Breiten Straße durch einen sehr langen Neubau der Industrie- und Handelskammer geprägt, errichtet 1998-2001 durch Dietrich Bangert.

48 Siehe Globisch (wie Anm. 26), S. 95.

49 Die Jahresangabe ist dem Bildindex des Deutschen Dokumentationszentrums für Kunstgeschichte – Bildarchiv Foto Marburg entnommen. Waltraud Volk nennt die Jahre 1983 bis 1984 für die Restaurierung der Fassade an der Wilhelm-Külz-Straße, siehe Waltraud Volk, Potsdam. Historische Straßen und Plätze heute, Berlin 1988, S. 140.

50 Siehe Abb. 73 u. 74 bei Globisch (wie Anm. 26), S. 94 u. 95.

anschließenden „ehemaligen Bürgerhäusern“ durchgeführt, die „nach der Rekonstruktion [von] der Bezirkskulturakademie als Schulungs- und Internatsgebäude“ genutzt wurden.⁵¹ Zwischen 1978 und 1981 wurde eine „originalgetreue“ Wiederrichtung und „Generalrekonstruktion“ des sogenannten Ständehauses (Umbau 1770 durch Unger) vorgenommen, das anschließend vom Potsdam Museum bezogen wurde.⁵² Schon ab 1953 waren rückwärtige Gebäudebereiche des teilweise kriegszerstörten Baus als Heimatmuseum genutzt worden.⁵³ Bis heute ist hier an der verkehrsberuhigten Ecke zur Lindenstraße in Nachfolge des damaligen Heimatmuseums das Naturkundemuseum der Stadt Potsdam untergebracht. Auf diese traditionsreichen barocken Bauten, die laut Waltraud Volk „1980-1983 durch umfangreiche Rekonstruktionsmaßnahmen und Restaurierungen in ihrer ursprünglichen Gestalt wiederhergestellt“⁵⁴ und somit als Teil des städtischen Erbes in die Gesamtplanungen des „Wohnkomplexes Wilhelm-Külz-Straße“ integriert wurden, folgt ein weiteres modernes Internatsgebäude mit sechs Geschossen. Es war, wie das zuvor genannte, mit eingeschossigen sogenannten Funktionsanlagen ausgestattet und wird heute ebenfalls als Studentenwohnheim genutzt.⁵⁵



5 Breite Straße nahe Kiezstraße, Wohnbebauung, unsanierte und sanierte rückwärtige Fassaden, November 2014

51 Siehe Ebd., hier S. 34 u. 95.

52 Ebd.; vgl. Dähmlow (wie Anm. 7), S. 13.

53 Siehe Volk (wie Anm. 49), S. 141.

54 Ebd., S. 140.

55 Siehe Globisch (wie Anm. 26), hier S. 95.

Die eingeschossigen Anbauten sind dem eigentlichen Wohnriegel so vorgesetzt, dass ein schmaler Belüftungshof entsteht, der auch eine bessere Besonnung der Baukörper ermöglicht. Auf einem kleinen Platz vor diesem Internatsgebäude wurde einer der beiden Obelisk des kriegszerstörten und 1969 abgetragenen Neustädter Tores in vereinfachter Weise wieder aufgestellt; dieser Obelisk ist bis heute erhalten.⁵⁶

Insgesamt ist entlang des Straßenraums ein dynamischer Wechsel von modernen Neubauten und barocken originalen sowie rekonstruierten Bauten zu konstatieren. Diese Kombination von Moderne und Tradition ist auch in angrenzenden Bereichen der Wilhelm-Külz-Straße vorzufinden, beispielsweise in einem großen Schulareal, das sich nördlich des soeben genannten Studentenwohnheims befindet. Hier wurden eine Spezialschule mit erweitertem Russischunterricht, eine Polytechnische Oberschule, eine Turnhalle und ein Schulspeisungsgebäude für insgesamt 1.440 Schüler in Typenbauweise realisiert.⁵⁷ Ästhetisch auffällig und konzeptionell interessant ist aber ein historischer Zaun, der das moderne Schulareal an einer Seite einfasst. Dieser gehörte ursprünglich zur Begrenzung eines Reitplatzes, war von Karl Friedrich Schinkel entworfen worden und fand nunmehr als „sinnvolles Bindeglied zwischen historischer und neuer Bebauung“ einen neuen Standort und eine neue Verwendung.⁵⁸ Tradition und Moderne begegnen sich hier einmal mehr auf pragmatische Weise.

Auf der Südseite der Wilhelm-Külz-Straße, gegenüber dem Naturkundemuseum, erfolgte 1978-83 die „Rekonstruktion“ der Hiller-Brandtschen-Häuser.⁵⁹ In den hohen und markanten Bauten waren „Wohnungen, Ausstellungsräume und Verwaltungsräume des Potsdam-Museums“ untergebracht.⁶⁰ Das benachbarte, etwas niedrigere „Predigerwitwenhaus“, errichtet 1674 und wohl 1826/27 unter dem Einfluss Schinkels umgestaltet, gilt als das älteste erhaltene Haus Potsdams – und auch dieses traditionsreiche Gebäude wurde 1982, so Volk, „im Zuge des gesamten Rekonstruktionsvorhabens Wilhelm-Külz-Straße saniert und seine Fassade in ihrer Form von 1827 wiederhergestellt“.⁶¹

Auf Alt folgt im Anschluss wieder Modern: Als räumliches Pendant zur gegenüberliegenden Internatsbebauung fungieren sechsgeschossige Wohnungsneubauten, die sich an das Predigerwitwenhaus anschließen. Diese wurden bisher nur in Teilen saniert und zeigen vereinzelt noch die ursprünglichen Plattenbau-Fassaden (Abb. 5).⁶² Ein Musikinstrumentengeschäft, ein sogenannter Postzeitungsbetrieb sowie eine kleine Post waren hier seinerzeit in der Erdgeschosszone untergebracht.⁶³ Be-

56 Siehe Giese (wie Anm. 24), S. 86.

57 Siehe Globisch (wie Anm. 26), S. 95. Heute wird das Schulgelände an der Lindenstraße durch die überaus nachgefragte Voltaire-Gesamtschule mit über 900 Schülerinnen und Schülern genutzt.

58 Siehe Globisch (wie Anm. 26), S. 95.

59 Siehe Wernicke (wie Anm. 8), S. 40.

60 Siehe Globisch (wie Anm. 26) hier S. 96.

61 Siehe Volk (wie Anm. 49), hier S. 142. Thomas Wernicke gibt hierzu an: „1977-1980 rekonstruiert“, siehe Wernicke (wie Anm. 8), hier S. 37.

62 Siehe Globisch (wie Anm. 26), hier S. 96.

63 Ebd.

merkenswert ist das sogenannte „Verbindungsglied“⁶⁴ zwischen dem Predigerwitwenhaus und dem Neubau. Es handelt sich um das schmiedeeiserne Portalgitter der Garnisonkirche, welches – ähnlich wie Schinkels Zaun – als Spolie eine neue Verwendung fand.⁶⁵ Den westlichen Abschluss dieses Straßenabschnittes bilden auf beiden Straßenseiten hohe Wohnhochhäuser, die gleichzeitig zum dritten Bereich des „Wohnkomplexes Wilhelm-Külz-Straße“ überleiten. Eine den Planern zugeschriebene Intention – diese Hochhäuser als moderne Interpretation des Neustädter Torres zu verstehen – überzeugt hingegen nicht, da sich bei perspektivischer Veränderung sehr schnell weitere, nur leicht versetzt platzierte Bauten in das Blickfeld schieben.⁶⁶



6 Kiezstraße, Westseite mit dahinter liegenden „Punkthochhäusern“, Februar 2014

Hinter den Hochhäusern verläuft nach Süden in Richtung Havel eine außergewöhnliche Wohnstraße – die Kiezstraße, die ebenfalls zum zweiten Bereich des „Wohnkomplexes“ gehört (Abb. 6-9). Die neuere Geschichte dieses Angers, der in zwei Baumreihen mit Kastanien und Linden bepflanzt ist und durch seine barocke Bebauung auffällt, ist kaum bekannt. Erst auf den zweiten Blick wird deutlich, dass hier (wie in der angrenzenden Dortustraße) diverse Gebäude (bei partiellem

64 Ebd.

65 Heute befindet sich das zu Beginn des 20. Jahrhunderts in das südliche Turmportal der Garnisonkirche eingebaute Gittertor am ehemaligen Standort der Kirche in der Breiten Straße, provisorisch aufgebaut seitlich vor dem Schauportal des Langen Stalls.

66 Globisch verweist diesbezüglich auf eine Wiederaufnahme des „Motivs der Torwirkung des ehemaligen Neustädter Torres“, siehe Globisch (wie Anm. 26), S. 96.



7 Kiezstraße, Ostseite, im Hintergrund moderne Wohnbebauung an der Breiten Straße/Ecke Schoenhauerstraße, November 2014

Abbruch von seitlich bzw. rückwärtig gelegenen Hausteilen) in den Jahren um 1980 modernisiert wurden. Auf diese Weise entstanden 196 Wohnungen.⁶⁷ Diese erhielten Bäder, Toiletten, Küchen, Balkone und Loggien und wurden an die Fernwärme- und Wasserversorgung angeschlossen.⁶⁸ Unter dem Schlagwort „Wohnen im Denkmal“⁶⁹ sollten diese Bauten beispielgebend für andere Städte der DDR wirken.⁷⁰ Die Maßnahmen erscheinen in Teilen verwandt mit entsprechenden Bestrebungen etwa zwei Jahrzehnte zuvor – dem ambitionierten Wiederaufbau der barocken Wohnbauten an der Wilhelm-Staab-Straße während der 1950-er Jahre sowie dem 1975-79 durchgeführten Umbau der Klement-Gottwald-Straße (heute Brandenburger Straße) zur Fußgängerzone.⁷¹

Der Architekt Dietrich Schreiner schrieb 1986 vom „guten Wohnen in der Kiezstraße“⁷² – eine Bewertung, die bis in die heutige Zeit Gültigkeit behalten hat. Der ursprüngliche Fischerkiez (1349 erstmals erwähnt) war eine selbstständige Siedlung und bei der ersten Erweiterung Potsdams in das städtische Gebiet mit einbezogen worden. Um 1780 entstand nach Begradigung und Neuparzellierung ein recht geschlossenes Straßenbild mit zweigeschossigen spätbarocken Wohnhäusern, die u.a. auf Unger zurückgehen. Nach teilweisen Veränderungen im 19. Jahrhundert

67 Ebd., S. 100.

68 Ebd., S. 96-97.

69 Ebd., S. 97.

70 Siehe Dietrich Schreiner, Gutes Wohnen in der Kiezstraße, in: Architektur der DDR, 9/1986, S. 548–551, hier S. 551.

71 Dazu siehe auch Campen (wie Anm. 35), bes. S. 106–108; Volk (wie Anm. 49), S. 195.

72 Siehe Schreiner (wie Anm. 70), S. 548.



8 Kiezstraße nach der Sanierung, 1980-er Jahre

(vor allem Aufstockungen) wurden „nach den Zerstörungen im Zweiten Weltkrieg ... einige Häuser vereinfacht wieder hergestellt, die Südostecke zur Dortustraße durch Neubau ergänzt.“⁷³ Neben diesen frühen Maßnahmen, die vor allem der Wahrung geschlossener Straßenfronten dienten, erscheinen die Arbeiten in den 1970-er und 1980-er Jahren mitunter als Fortführung. Allerdings griffen diese nun stark auf die Grundstückstiefe der angrenzenden Wohnquartiere über. Der nord-östliche Bereich (begrenzt durch Kiezstraße, Breite Straße und Dortustraße) wurde „durch Verlagerung, Bereinigung und Neugestaltung entkernt, durch Neubau geschlossen und als Wohnbereich für die anliegenden Wohnungen gestaltet.“⁷⁴ Dabei wurden die Höfe mit Bäumen, Sträuchern und Stauden bepflanzt und es entstanden teils „differenzierte, unmittelbar den Häusern zugeordnete Wohnhöfe, die sich zu einem größeren, zusammenhängenden Freiraumbereich mit ... Erholungs- und Spielbereichen“ zusammenfügten.⁷⁵ Daraus hervorgegangen sind bemerkenswert weite Freiräume inmitten einer geschlossenen Blockstruktur. Im Südwesten der Kiezstraße erfolgte, anschließend an barocke Bürgerhäuser, eine städtebaulich gewagte „Einordnung von vier 17-geschossigen Wohnhäusern sowie von ein- bis zweigeschossigen Vorschuleinrichtungen, die sich laut Schreiner unmittelbar zum

⁷³ Ebd.

⁷⁴ Ebd., S. 549.

⁷⁵ Ebd.

landschaftlich reizvollen Ufer der Neustädter Havelbucht öffneten.“⁷⁶ Dieses etwas unwirkliche, doch pragmatische Miteinander der verschiedenen Gebäude besteht bis heute und hat sich im Alltag offenbar bewährt.



9 Kiezstraße und Wall am Kiez, Höfe nach der Modernisierung, 1980-er Jahre

⁷⁶ Ebd.

Da im Sinne der städtebaulichen Gesamtwirkung des „Wohnkomplexes“ ein neuer Abschluss und zugleich eine Überleitung zur „Magistrale“ notwendig wurde, errichtete man am nordwestlichen Ende der Kiezstraße abgewinkelte Kopfbauten, in traditioneller maßstäblich angepasster Bauweise.⁷⁷ Diese Kopfbauten werden bis heute von der Gaststätte „Froschkasten“ (als Erweiterungsbau) und – schräg gegenüber – von einer Sofortreinigung genutzt. Dass die inmitten der Stadt Potsdam gelegene Kiezstraße sich heute so pittoresk präsentiert und als barockes Ideal einer Wohnstraße verstanden werden kann, ist somit auch das Verdienst der Planungen im Rahmen des „Wohnkomplexes“ und zeugt von einem durchaus vorhandenen und beachtlichen Interesse, das der gewachsenen Stadt in der DDR entgegengebracht wurde.



10 Neustädter Havelbucht, Durchgang Richtung Innenstadt hinter der Markthalle, gerundeter Sitzplatz unter markantem Baum, 1980-er Jahre

⁷⁷ Siehe Globisch (wie Anm. 26), S. 96.



11 Neustädter Havelbucht, „Seerose“ von Ulrich Müther (im Bau), dahinter Wohnbauten und „Moschee“, Anfang 1980-er Jahre

Bebauung und Ufergestaltung an der Neustädter Havelbucht

Zurück auf die westliche Wilhelm-Külz-Straße: Der gemäß Globisch hier liegende dritte städtebauliche Bereich des Großvorhabens umfasst im Wesentlichen das Gebiet an der Neustädter Havelbucht (Abb 1-4; 11-14), um die herum „1.492 Ein- bis Fünfraumwohnungen“ für etwa 5.000 Bewohner errichtet wurden.⁷⁸ An der Straße Wall am Kiez, deren Verlauf im Zuge der Bauarbeiten verändert wurde, entstanden die eben genannten Hochhäuser mit 16 bis 17 Geschossen, welche um ein fünftes nördlich der Wilhelm-Külz-Straße vervollständigt wurden. Diese Punkthochhäuser sind nicht nur zentraler Bestandteil des großen Wohnungsbauprogramms, vielmehr greifen sie die etwas ältere Idee eines „Hochhausrings“, der Potsdam umgeben sollte, auf.⁷⁹ Rund um die Havelbucht wurden zwischen 1979 und 1981 außerdem drei weitere große Wohnhochhäuser gebaut, die der Typologie des

⁷⁸ Ebd., S. 100. Zu diesem Zeitpunkt befand sich die „WBS 70“ just in der Entwicklung zum dominierenden Plattenbautyp innerhalb des Wohnungsbauprogramms der Ära Honecker (1971-89). Die hier an der Neustädter Havelbucht angewandten Serien IW 73 und IW 75 bedeuteten technisch einen „ersten Schritt auf die WBS 70“ hin. Siehe Karl-Heinz Birkholz, Entwicklung der Plattenbauweise im Wohnungsbaukombinat Potsdam, in: Architektur der DDR, 9/1986, S. 521–525, hier S. 521.

⁷⁹ Siehe Dähmow (wie Anm. 7), S. 100.

Scheibenhochhauses folgen. Diese drei „Wohnscheiben“ mit acht bis elf Geschossen sind leicht höhengestaffelt. Durch an den Gebäudeenden versetzt angeordnete und ‚abknickende‘ Segmente erscheinen sie gebogen, womit sie einerseits die natürliche Arrondierung der verfüllten Bucht aufnehmen und andererseits auf deren früheren Verlauf verweisen.



12 Neustädter Havelbucht, in den 1980-er Jahren neugestaltete Sitzbank am Uferweg, August 2013

Hinter der im Jahr 1977 eingeschossig errichteten Markthalle, die von den Scheibenhochhäusern eingerahmt wird, wurde eine wichtige Fußgängerverbindung zur Innenstadt geschaffen (Abb. 10).⁸⁰ Diese Verbindung war nicht von Anfang an geplant. Vielmehr wurde die konkrete Möglichkeit, die alten und die neuen städtischen Räume zueinander zu öffnen, augenscheinlich erst während des Entwurfsprozesses entwickelt. Dies belegen verschiedene Zeichnungen Dietrich Schreiners, die von einer geschlossenen zu einer offenen Lösung übergehen.⁸¹

Der städtebauliche Kontrast zwischen den sehr hohen Punkthochhäusern und den etwas niedrigeren Wohnscheiben wird durch zwei herausragende Solitärbauten an der Uferzone bereichert, die aus vielen unterschiedlichen Perspektiven wahrgenommen werden können.

80 Heute befindet sich hier ein 1997 bis 1999 von Michael Kny und Thomas Weber errichtetes zweigeschossiges Einkaufszentrum, siehe www.kny-weber.de (zuletzt abgerufen 03.07.2015). Zur Breiten Straße hin bilden schlanke Stützen eine moderne Kolossalordnung aus. Die dynamisch geschwungen geformte Fassade aus Glas gibt den Blick auf das Wasser der Neustädter Havelbucht während des Einkaufs frei.

81 Die entsprechenden Zeichnungen Schreiners sind dankenswerterweise in der Diplomarbeit des Stadtplaners Konrad Beyer abgedruckt: Siehe Konrad Beyer, *Zentrumsplanungen für ein sozialistisches Potsdam. Entwicklung einer Magistrale am Beispiel der Wilhelm-Külz-Straße (1967–1983)*, unveröffentlichte Diplomarbeit, Institut für Stadt- und Regionalplanung, Fachgebiet Denkmalpflege, Technische Universität Berlin 2012, S. 139–141.

Das Dampfmaschinenhaus von Persius (das aus Richtung Innenstadt durch die angesprochene Fußgängerverbindung sichtbar ist) bildet einen dieser ‚exotischen‘ architektonischen Akzente an der Havelbucht. Charakteristisch für den Bau sind die zum Teil glasierten Ziegelsteine der Außenmauern, die sich zu einer horizontalen Musterung fügen. Die markante Tambourkuppel über dem Maschinenraum sowie ein hoher Schornstein in Form eines Minarets zeigen orientalisierende Pracht. Die ‚Moschee‘ sollte im Zuge der hier behandelten Umgestaltungsmaßnahmen als „technisches Denkmal in alter Schönheit“ wiedererstehen.⁸² Dazu gehörte auch die Instandsetzung der Borsigschen Dampfmaschine im Inneren, die einst das Wasser aus der Havel in ein Becken auf dem Ruinenberg beförderte und seinerzeit als Meisterleistung galt. Daher erfolgte „in den Jahren 1979–1985 ... eine komplexe Rekonstruktion des unter Denkmalschutz stehenden Gebäudes und seiner technischen Einrichtung“ (Abb. 3 u. 11).⁸³

Den anderen Akzent bildet das Café Seerose, das Ulrich Müther und Dieter Athing 1983 in beeindruckender Schalenbauweise errichteten (Abb. 11).⁸⁴ Die formale Besonderheit des von Müther entworfenen Bauwerks rühmte auch die Zeitschrift „Architektur der DDR“: „Die nicht alltägliche Architektur akzentuiert am Ufer der Neustädter Havelbucht das neu geschaffene Ensemble aus Wohngebäuden, Freiräumen und historisch wertvoller Bebauung.“⁸⁵ Das Dach in Form einer stilisierten Blüte gehört zu einer Reihe zahlreicher weiterer Bauten Müthers, die der Architekt bereits in ähnlicher Weise entworfen hatte.⁸⁶

Ein Uferweg verbindet die unterschiedlichen Gebäude, welche in eine Freiflächengestaltung eingebunden sind, die den wertvollen Baumbestand erhielt. Hinzu kamen „intime Platzräume mit Plastiken, Terrakotten und Brunnen“⁸⁷, die, trotz späterer partieller Modernisierungsmaßnahmen, immer noch vorhanden sind und zur hohen Aufenthaltsqualität rund um die Bucht beitragen (Abb. 12). Hans Joachim Kölling nennt in seinem Artikel „Potsdams bildende Künstler gestalten mit“ u.a. eine Gruppe von Terrakotten, welche unweit des Cafés Seerose auf einer Rasenfläche platziert sind, ferner einen Trinkbrunnen („Lebensfreude“ von Rudolf Böhm), Sandsteinplastiken („Sitzende“ von Horst Misch, „Große Liegende“ von Rainer Muhrbeck), verschiedene Signets an den Fassaden sowie kleinere Hauszeichen und Wohnblockzeichen an den Hauseingängen der Neubauten.⁸⁸ An einigen Giebelflächen der Hochhausriegel wurden sehr große Mosaik realisiert, die im Plattenwerk vorgefertigt und an der Fassade zusammengesetzt wurden.⁸⁹ Ein Giebelwand-Mosaik von Karl Raetsch an der Schopenhauerstraße ist der jüngsten

82 Siehe Globisch (wie Anm. 26), hier S. 98.

83 Jürgen Koppatz, „Moschee und Minarett“. Das Pumpwerk für die Wasserspiele im Park Sanssouci, in: Potsdam-Museum (wie Anm. 4), S. 87–89, hier S. 88.

84 Vervollständigt wurde die Versorgung des neuen Wohnviertels u.a. mit der „Wohngebietsgaststätte ‚Auf dem Kievitt‘“ (siehe Globisch (wie Anm. 26), S. 97), gelegen direkt an der westlichen Havelbucht; heute ist die bauliche Grundstruktur dieser Wohngebietsgaststätte in eine Neubebauung einer Senioreneinrichtung integriert worden und bietet wieder die Möglichkeit, dort mit Blick auf das Wasser das öffentliche Restaurant zu nutzen.

85 Siehe Dieter Athing, Café Seerose in Potsdam, in: *Architektur der DDR*, 9/1986, S. 552–553, hier S. 552.



13 Neustädter Havelbucht mit Boots- und Liegeplätzen, Oktober 2007

Sanierung zum Opfer gefallen; die monumentale Darstellung „Adam und Eva“ von Peter Rohn ist von der Straße Auf dem Kiewitt aus sichtbar.⁹⁰

Die heutige Erscheinung der Hochhausfassaden rund um die Neustädter Havelbucht als Folge der Sanierung in den Jahren 1999 bis 2003 beruht auf einem Farbkonzept von Antje Möbius. Die originale Gestaltung der Fassaden „aus hellem Kalkbeton mit Marmorsplit“ und ihre eher graue Gesamtwirkung (aufgelockert durch farbige, in der Mehrzahl ockergelbe Akzente) ist im Bestand nicht mehr nachvollziehbar.⁹¹ Möbius' Farbkonzept mit einer horizontal geführten Farbdifferenzierung trägt zu einer gegenüber dem DDR-Zustand stark veränderten Wahrnehmung der Wohnungsbauten bei und ist u.a. auf die „Moschee“ bezogen.

Akteure, Planer, Interaktionen – Eine Annäherung

Der derzeitige Forschungsstand erlaubt nicht, im Detail zu präzisieren, welche Architekten, Stadtplaner oder Denkmalpfleger Anteil am Entwurf und an der Realisierung des „Wohnkomplexes Wilhelm-Külz-Straße“ hatten. Bekannt ist, dass

86 Geometrisches Vorbild für die verwendete Konstruktion ist das 1958 von Félix Candela gestaltete Restaurant „Los Manantiales“ in Xochimilco (Mexiko); dieses steht im Zusammenhang mit der noch früheren Entwicklung (um 1950) eines hyperbolischen Paraboloids, einer geometrischen Formvariante, die den Schalenbau erheblich bereicherte. Siehe Ebd. u. Dähmlow (wie Anm. 7), hier S. 101. Die Bauten Ulrich Müthers (1934–2007) unterscheiden sich im Aufbau durchaus sehr voneinander, so beispielsweise das am Ostseestrand von Warnemünde erbaute Ausflugslokal „Teepott“ aus dem Jahr 1968, mit dem die Potsdamer „Seerose“ nur auf den ersten Blick Gemeinsamkeiten hat. Zum Werk Müthers siehe Tanja Seeböck, Ulrich Müthers Schalenbauten im Bauwesen der DDR, in: Deutschland Archiv, 11 u. 12/2012, siehe <http://www.bpb.de/geschichte/zeitgeschichte/deutschlandarchiv/147753/ulrich-muethers-schalenbauten?p=all> (zuletzt abgerufen 06.07.2015).

87 Siehe Globisch (wie Anm. 26), hier S. 98 u. 99.

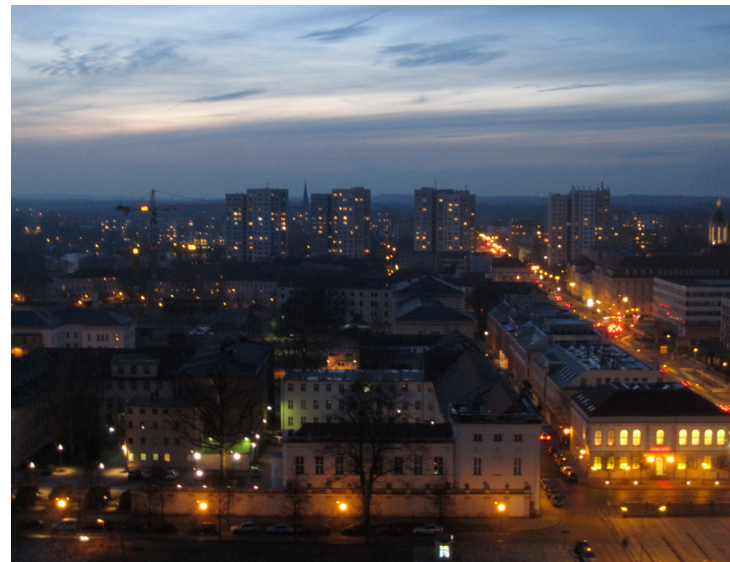
88 Siehe Hans Joachim Kölling, Potsdams bildende Künstler gestalten mit, in: Architektur der DDR, 9/1986, S. 567–570, hier S. 567 und S. 569.

89 Ebd., S. 567.

90 Die grundsätzlich bereichernde Integration von Werken der zeitgenössischen Kunst in die Freiflächenplanung ist in diesem Großprojekt unterschiedlich gelungen und sollte gesondert betrachtet werden.

allein aufgrund des großen Bauvolumens zahlreiche Personen und Institutionen über einen langen Zeitraum zusammenwirkten. Stets zu beachten ist auch die strukturelle Einbindung des Bauwesens in das politisch und administrativ zentralistische System der DDR, das die Planung und die damit zusammenhängenden Entscheidungen beeinflusste.⁹² Obwohl wir über die Abläufe nicht im Einzelnen unterrichtet sind, soll am Schluss dieses Beitrages dem völlig veralteten Bild einer „Architektur ohne Architekten“⁹³ in der DDR entgegengewirkt und zumindest eine Annäherung an die Akteure versucht werden.

In einer Darstellung von Uglya Gräf über die Geschichte des Marstalls aus dem Jahr 1996 finden sich erste Hinweise auf die strittigen Auseinandersetzungen im Zusammenhang mit der Neu- bzw. Umgestaltung dieses Baudenkmals. So protestierte in einer Phase, in der zunächst der Abriss des Marstalls, dann jedoch dessen Translozierung vorgesehen war, im Jahr 1973 eine Reihe von Befürwortern „so lautstark wie damals möglich – also nicht in der Presse, sondern auf der Arbeitsebene und in Gesprächsrunden“ für dessen Erhalt in situ.⁹⁴ Unterstützung für den Marstall kam vom Vorsitzenden des Potsdamer Kulturbundes, „dem DEFA-Chef



14 Breite Straße in Richtung Westen vom Hotel Mercure (ehemals Interhotel), im Hintergrund Hochhäuser an der Neustädter Havelbucht, Januar 2014

91 Siehe Dähmlow (wie Anm. 7), S. 100. Das warme Ockergelb ist eine Farbe, die für Potsdam quer durch die Jahrhunderte ganz typisch zu sein scheint und die sich auf verschiedene Baudenkmale beziehen könnte.

92 Siehe dazu Frank Betker, „Einsicht in die Notwendigkeit“. Kommunale Stadtplanung in der DDR und nach der Wende (1945 – 1994), Stuttgart 2005.

93 Dieter Hoffmann-Axthelm, Rückblick auf die DDR, in: Arch+, 103/1990, S. 66–73, hier S. 66.

94 Uglya Gräf, Die jüngste Muse bittet um Einlaß oder: Wie das Filmmuseum entstand, in: Filmmuseum Potsdam (Hg.), Der Marstall. Das älteste Bauwerk von Potsdam, Potsdam 1996, S. 64–79, hier S. 69.

Prof. Albert Wilkening, vom Generalkonservator der DDR, Prof. Ludwig Deiters, vom Potsdamer Kulturstadtrat Günter Feilbach und von vielen anderen“.⁹⁵ Schließlich erreichte der Einspruch über verschiedene Wege das Politbüro in Berlin und am Ende wurde doch „eine schützende Hand über den Marstall an seinem originalen Standort gehalten“.⁹⁶ Gräf beschreibt eindrucksvoll, „dass die streng hierarchischen Mechanismen, die in der DDR politische Macht regelten, außer Kraft gesetzt werden konnten von einzelnen Leuten, wenn sie von besonderem Einfluß waren oder besonderes Vertrauen genossen.“⁹⁷ Dieses Beispiel veranschaulicht auf bemerkenswerte Weise die strittigen Prozesse, die in der DDR in einer an baukulturellen Denkmälern reichen Stadt möglich waren; es lässt sich vermuten, dass wir Ähnliches an anderer Stelle ebenso vorfinden können.

Beim Großvorhaben „Wohnkomplex Wilhelm-Külz-Straße“ wird es künftig darum gehen, das aller Wahrscheinlichkeit nach nicht einfache Zusammenspiel zweier Hauptakteure zu rekonstruieren. Es handelt sich einerseits um den VEB Komplexer Wohnungsbau beim Rat der Stadt Potsdam und andererseits um die Baudirektion der Staatlichen Schlösser und Gärten Potsdam; diese beiden Einrichtungen gelten gemeinhin als Hauptauftraggeber.⁹⁸ Ferner waren Stadtarchitekt Werner Berg und seine Mitarbeiter Horst Görl, Rainer Globisch und Peter Weiß im „Büro beim Stadtarchitekten“ für den städtebaulichen Entwurf zuständig. Die Freiflächengestaltung oblag Dietrich Futterlieb, die Verkehrsplanung Walter Riebau und Fragen der „Stadttechnik“ Ulrich Valjeur sowie Christel Müller. Als ausführende Generalunternehmer für die „Architektur und Gestaltungskonzeption“ sind das Wohnungsbaukombinat Potsdam Neubau unter der Leitung des Komplexarchitekten Dietrich Schreiner und der VEB Stadtbau Potsdam Rekonstruktion zu nennen.⁹⁹ Hinsichtlich des „vielgeschossigen Wohnungsbaus“ erfolgte eine Zusammenarbeit mit den Ingenieuren Hans Joachim Engmann und Horst Kops.¹⁰⁰ Die Architekten Wolfgang Müller und G. Grott vom Wohnungsbaukombinat Potsdam wiederum waren für den „mehrgeschossigen Wohnungsbau“ sowie für die „gesellschaftlichen Einrichtungen“ mitverantwortlich.¹⁰¹ Für den Bereich „Rekonstruktion Kiezstraße“ zeichnete Diplom-Ingenieur Fischer vom VEB Stadtbau verantwortlich, und das Institut für Denkmalpflege, dessen Bedeutung für dieses Projekt noch vertiefend zu erforschen wäre, wurde durch Günther Köpping vertreten.¹⁰²

⁹⁵ Ebd.

⁹⁶ Ebd.

⁹⁷ Ebd., S. 69–70.

⁹⁸ Die Aufzählung der Beteiligten folgt den Ausführungen von Globisch (wie Anm. 26), S. 100–101.

⁹⁹ Eine Mitarbeit erfolgte durch den Gartenarchitekten Heinz Albrecht (VEB Grünanlagenbau Potsdam) und den Ingenieur Wolfgang Kärger (VEB WBK Potsdam). Siehe Gräf (wie Anm. 94), S. 69–70.

¹⁰⁰ Volk nennt weiterhin Marlies Pfeil, siehe Volk (wie Anm. 49), S. 143.

¹⁰¹ Für die Gestaltung der „Karl-Liebknecht-Ehrung“ werden, wieder in Zusammenarbeit, der Ingenieur Michael Kranz und die beiden Gartenarchitekten Walter Funcke (1907–1987) und B. Schwabe erwähnt. Weiterhin wird H.J. Kölling vom „VEB Umweltgestaltung und Bildende Kunst“ als Beteiligter genannt. Siehe Ebd.

¹⁰² Außerdem waren „Projektierungskollektive der beteiligten Hauptauftragnehmer der kreisgeleiteten Baubetriebe“ sowie „eine Gruppe von bildenden Künstlern des Bezirksvorstandes Potsdam des VBK – DDR“ beteiligt. Siehe Globisch (wie Anm. 26), S. 101.

Schlussbetrachtung

Am Beispiel des Wohnkomplexes „Wilhelm-Külz-Straße“ konnte aufgezeigt werden, wie Staat und Gesellschaft ab Mitte der 1970-er Jahre zum historischen Erbe standen. Die Stadtgeschichte Potsdams mit ihrer seit dem 17. Jahrhundert entstandenen Kulturlandschaft galt auch während der DDR als prägender Bezugsrahmen für die damaligen Planungen. Damit besaßen überlieferte traditionelle Modi des Stadtverständnisses jenseits des bislang dominierenden Narrativs der Zerstörung Gültigkeit. Zwei historische Stränge waren besonders prägend: einerseits die lokalen barocken Bauten und städtebaulichen Strukturen sowie andererseits die landschaftliche Ausrichtung von Wohngebäuden zum Wasser. Bezogen auf das vorgestellte Großprojekt hatten – in einem ungleich größeren Maße als bislang in der öffentlichen wie fachlichen Wahrnehmung bekannt – neben dem Neubau als solchem auch die Modernisierung, Sanierung und Restaurierung von Baudenkmalen unterschiedlicher Gattung eine zentrale Bedeutung, und selbst Wiederaufbau fand statt.

Neben Kontinuitätslinien sind Brüche und Ambivalenzen auszumachen. So war der als „sozialistische Magistrale“ propagierte Ausbau der Wilhelm-Külz-Straße einerseits eine Fortführung der „kurfürstlichen Landschaftsallee“ unter modernen Vorzeichen, andererseits stellten Abrisse einen schwerwiegenden Eingriff in die Substanz und die teils sehr hohen Wohnbauten wiederum eine Beeinträchtigung der überlieferten Sichtbeziehungen dar. Festzuhalten bleibt aber, dass eine Vielzahl der stadtplanerischen Entwurfsüberlegungen zum „Wohnkomplex Wilhelm-Külz-Straße“ Folgen einer intensiven Beschäftigung mit dem baukulturellen Erbe Potsdams waren. Letzten Endes dienten alle Maßnahmen dazu, die natürliche Landschaftsressource der Neustädter Havelbucht umzuformulieren und ein zentral gelegenes Massenwohnungsbaugelände mit diversen gesellschaftlichen Einrichtungen zu begründen. Die Nähe zum Wasser sowie zur Innenstadt sorgt bis heute für eine anhaltende Attraktivität der Wohnbauten jenseits aller Vorurteile gegenüber ‚Plattenbauten‘ in der DDR.

Oliver Werner

SOZIALISTISCHE WOHNUNGSBAUPOLITIK FÜR DEN HAUPTSTADTAUSBAU

Der Einsatz der Bezirke der DDR in Ost-Berlin 1971–1989

Einführung

Das Wohnungsbauprogramm der Deutschen Demokratischen Republik (DDR) sollte in den 1970-er und 1980-er Jahren mehrere Aufgaben zugleich erfüllen. Zunächst nahm „das umfangreichste Investitionsprogramm“¹ der DDR eines ihrer drängendsten sozialen Probleme in Angriff. Die großen Neubaugebiete sollten dabei die sozialpolitische Wirksamkeit der von Erich Honecker auf dem VIII. Parteitag der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED) im Juni 1971 verkündeten „Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik“ besonders sichtbar belegen.² Das Wohnungsbauprogramm konzentrierte sich daher auf jene Städte, in denen die Wohnungsnot am größten und die Sichtbarkeit des Programms somit politisch besonders opportun war. Beide Faktoren rückten unweigerlich Ost-Berlin als Hauptstadt der DDR an die Spitze des Programms.³

In den Jahren 1971 bis 1989 wurden in der DDR insgesamt 1.809.302 Wohnungen neu gebaut.⁴ 1985 wurden davon allein in Ost-Berlin 22,8 Prozent errichtet (22.620 von 99.129 gebauten Wohnungen), 1988 19 Prozent (17.803 von 93.472) und 1989 immerhin noch 17,8 Prozent (14.867 von 83.361).⁵ Diese Zahlen lagen nicht nur weit über dem Anteil von knapp 7,8 Prozent der in Ost-Berlin lebenden DDR-Bürger an der Gesamtbevölkerung.⁶ Sie überstiegen auch deutlich den Anteil von 12,7 Prozent der Bauleistungen Ost-Berliner Baubetriebe am gesamten Wohnungsbau der DDR.⁷

Um trotz dieser Diskrepanzen genügend Wohnungsbaukapazitäten für Ost-Berlin bereitzustellen, wurden ab Anfang der 1970-er Jahre „wichtige Bauinvestitionen der Industrie und anderer Bereiche der Bezirke zugunsten der ‚Entwicklung der hauptstädtischen Funktionen‘ auf einen nicht festgelegten Termin ‚nach 1975‘ zurückgestellt“. In Ost-Berlin wurden „gezielt Facharbeiter angesiedelt“ und die „Bau- und Montagekombinate der anderen Bezirke ... verpflichtet, zeitlich und mengenmäßig festgelegte Bauleistungen“ in der Hauptstadt der DDR zu erbringen.⁸

¹ Bauakademie der Deutschen Demokratischen Republik (Hg.), Städtebau und Architektur in der DDR. Historische Übersicht, Teil 1, Berlin (Ost) 1989, S. 9.

² Vgl. Hans Krause, Das Wohnungsbauprogramm – Investition in die Zukunft, Berlin (Ost) 1989.

³ Vgl. neuerdings Emily Pugh, Architecture, Politics, and Identity in Divided Berlin, Pittsburgh 2014.

⁴ Statistisches Amt der DDR (Hg.), Statistisches Jahrbuch der Deutschen Demokratischen Republik 1990, Berlin 1990, S. 51.

⁵ Ebd., S. 67.

⁶ 1989 lebten von den 16.434.000 Menschen in der DDR 1.279.212 in Ost-Berlin, Ebd., S. 65.

⁷ 1989 betrug die Gesamtleistung der DDR-Bauindustrie für den Wohnungsbau 8,95 Mrd. Mark der DDR, die der Ost-Berliner Bauindustrie 1,14 Mrd. Mark der DDR, Ebd., S. 197.

⁸ Joachim Palutzki, Architektur in der DDR, Berlin 2000, S. 304.

Genaue Zahlen zum Einsatz bezirklicher Baukapazitäten sind auch im Nachhinein schwer zu ermitteln. Zeitgenössische offizielle Darstellungen beziehen sich nur auf ausgewählte Bauaktionen und bieten kaum verlässliche Gesamtzahlen.⁹ Grundsätzlich gab es interne Vorgaben, nach denen jeder Bezirk pro Jahr zehn Prozent seiner Wirtschaftsleistung der Zentrale zur Verfügung stellen musste; darunter fielen auch die für Ost-Berlin bereitzustellenden Baukapazitäten.¹⁰ Die Probleme bestanden indes nicht nur in den jeweils einzusetzenden Kapazitäten, die in den Bezirken dann fehlten, sondern in erster Linie in den Verfahren, mit denen die Arbeitskräfte und Baumaterialien aus den Bezirken abgefordert wurden. Sowohl willkürliche Erhöhungen der Forderungen als auch eine grundsätzliche Unsicherheit der Bezirks- und Kreisverwaltungen der DDR, ob regionale und lokale Interessen angemessen berücksichtigt würden, belasteten das Verhältnis zwischen den Instanzen der SED und der staatlichen Verwaltung nachhaltig.¹¹

Ein entsprechend zwiespältiges Resümee zog kein geringerer als Wolfgang Junker, der als Minister für Bauwesen für diese Regionalpolitik mit verantwortlich zeichnete. Zwar seien, so Junker auf der 10. Tagung des Zentralkomitees der SED im November 1989, die Ziele des Wohnungsbauprogramms – „zumindest statistisch – bis jetzt erreicht“ worden. Aber „aus heutiger Sicht“ sei „der verstärkte und vor allem viel zu lange anhaltende Berlin-Einsatz bezirklicher Baukapazitäten ... ein Fehler gewesen“. Die Überbeanspruchung habe „in nicht wenigen Städten geplante Vorhaben des innerstädtischen Bauens zu Fall“ gebracht. Als „Grundübel“ charakterisierte Junker die Haltung der DDR-Regierung, „das kreisgeleitete Bauwesen gewissermaßen als die Reserve zu betrachten ..., in die ständig eingegriffen werden konnte, wenn Investitionsvorhaben im komplexen Wohnungsbau oder in der Industrie in Verzug geraten waren oder die Bilanzen nicht aufgingen“. Durch dieses Vorgehen sei „ein großer Schaden insbesondere an Glaubwürdigkeit von Zusagen örtlicher Räte gegenüber der Bevölkerung entstanden“.¹²

Wolfgang Junkers Bilanz, die im unmittelbaren Zusammenhang mit seinem Rücktritt als Minister für Bauwesen steht, führt zwei Faktoren auf, die das Bild vom Wohnungsbauprogramm der DDR bis heute prägen: Zum einen die unbestreitbare Leistung in Form gebauter Wohnungen, zum anderen die damit unmittelbar verknüpften wirtschaftlichen Überlastungen und die Erosion der ohnehin prekären Legitimität, die schließlich in die finale Krise der DDR mündeten. Der Baueinsatz der Bezirke in Berlin erwies sich als ein zweischneidiges Schwert, und es ist bemerkenswert, dass der Abzug regionaler Ressourcen für den Ausbau der Hauptstadt überhaupt so lange durchgehalten werden konnte.

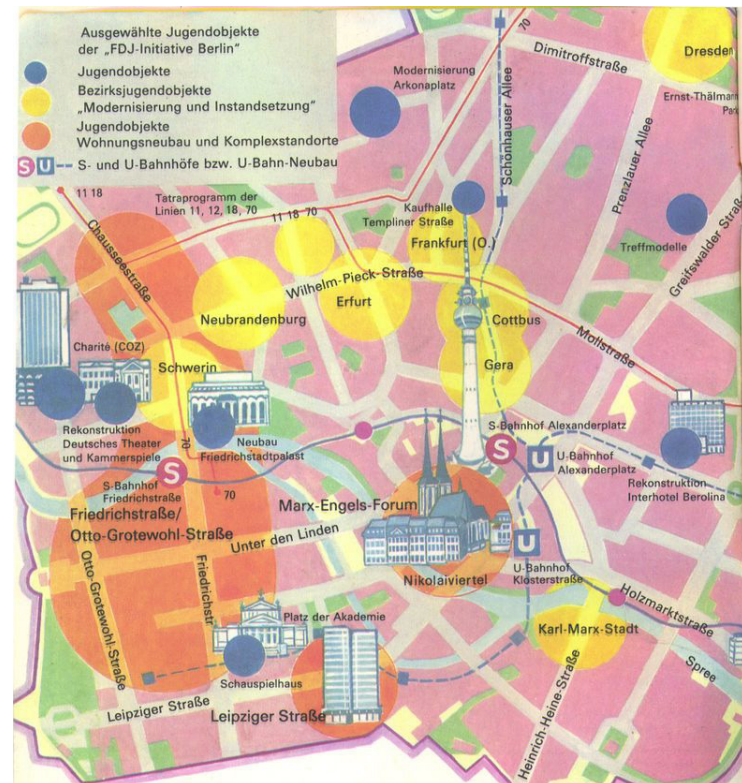
⁹ Vgl. die von der Bauakademie der DDR herausgegebenen Broschüren: Mit der Kraft der ganzen Republik... Wohnungsbau in Berlin 1984–1986, sowie Bezirke bauen in Berlin. Beschleunigte Durchführung des Wohnungsbaus in der Hauptstadt mit der Kraft der ganzen Republik in den Jahren 1985 und 1986, beide Berlin (Ost) 1987.

¹⁰ Mündliche Auskunft von Lothar Fichtner, von 1981 bis 1990 Vorsitzender des Rates des Bezirkes Karl-Marx-Stadt, am 21.04.2015.

¹¹ Vgl. Oliver Werner, Regionale Konstellationen und Mobilisierungsstrategien im „Dritten Reich“ und in der DDR, in: Andreas Kötzing u. a. (Hgg.), Vergleich als Herausforderung. Festschrift zum 65. Geburtstag von Günther Heydemann, Göttingen 2015, S. 73–85.

¹² Hans-Hermann Hertle/Gerd-Rüdiger Stephan (Hgg.), Das Ende der SED. Die letzten Tage des Zentralkomitees, 5. Aufl., Berlin 2012, S. 255–256.

Um diese Dynamik zu verstehen, sollen im Folgenden drei Aspekte der Entwicklung näher beleuchtet werden. Zunächst stehen die institutionellen Voraussetzungen des Verhältnisses zwischen den Bezirken und der Zentrale in der DDR im Fokus. Davon abgeleitet werden anschließend die Voraussetzungen im Bauwesen und im Wohnungsbau der DDR untersucht, die den Bezirkseinsatz ermöglicht haben. Schließlich wird die Dynamik des Berlin-Einsatzes untersucht, wobei sowohl die Handlungsspielräume der Akteure in den Bezirken als auch die Folgen des Programms außerhalb von Ost-Berlin in den Blick genommen werden.



1 Ausgewählte Jugendobjekte der „FDJ-Initiative Berlin“ in Berlin-Mitte, ab Mitte der 1970-er Jahre

Institutionelle Voraussetzungen der Regionalpolitik in der DDR

Der Aufbau des Staatssystems der DDR nach dem Prinzip des „demokratischen Zentralismus“ ermöglichte den jeweils übergeordneten Instanzen, nachgeordnete Instanzen und deren Ressourcen willkürlich zu mobilisieren.¹³ Der Begriff „Mobilisierung“ ist dabei ein analytischer Schlüsselbegriff. Nicht die einfache Verfügbarkeit der Ressourcen charakterisierte die Situation in der DDR. Nachgeordnete Instanzen mussten – bei aller Disziplin – adressiert und motiviert werden, die von ihnen verwalteten Ressourcen zur Verfügung zu stellen. Der Mobilisierungsbegriff erfasst gerade auch die kommunikativen, partizipatorischen und informellen Momente dieser Dynamik.¹⁴

Mit der Bildung der Bezirke in der DDR im Sommer 1952 wurde nicht nur die Verwaltung zentralisiert, sondern auch die Macht, politische und wirtschaftliche Interessen zu definieren.¹⁵ Welche volkswirtschaftlichen Projekte relevanter waren als andere und daher mehr Ressourcen beanspruchen konnten, sollte von den zentralen Instanzen bestimmt werden. Den Erwartungen der Regierung, mit der Bezirksbildung zusätzliche Ressourcen – sogenannte „örtliche Reserven“ – zu mobilisieren, standen die Erwartungen nachgeordneter Instanzen gegenüber, dass ihre Interessen angemessen in der zentralen Planung berücksichtigt würden.

Die in dieser widersprüchlichen Konstellation virulenten Konflikte zwischen den Instanzen wurden nicht, wie die Zentrale hoffte, angesichts zusätzlicher Produktivitätssteigerungen irrelevant, da der erwartete Zugewinn an rasch verfügbaren Ressourcen ausblieb. Die Konflikte wurden auch nicht auf nachprüfbar, rechtlich abgesicherte Weise geregelt. Stattdessen mussten die Instrumentarien, mit denen die zentrale Führung ihre Definition der Interessenhierarchien durchzusetzen suchte, immer wieder nachjustiert werden.

Wichtige Zäsuren waren dabei etwa das „Gesetz über die Vervollkommnung und Vereinfachung der Arbeit des Staatsapparates“¹⁶ vom 11. Februar 1958 oder – nach den Wirtschaftsreformen des „Neuen Ökonomischen Systems“ in den 1960-er Jahren – der „Erlas des Staatsrates über Aufgaben und Arbeitsweise der örtlichen Volksvertretungen und ihrer Organe“¹⁷ vom 2. Juli 1965. Die Regelungen sollten die widersprüchliche Aufgabe lösen, den regionalen Funktionären mehr Spielraum für eine bessere Erfüllung der zentralen Vorgaben zu geben.

13 Vgl. bereits Willy Odenthal, Der Begriff des demokratischen Zentralismus, seine Geschichte und seine Durchsetzung beim Staatsaufbau der Deutschen Demokratischen Republik, Marburg 1961.

14 Vgl. Oliver Werner, Die ‚Demokratisierung des Staatsapparates‘ in der DDR als Beispiel administrativer Mobilisierung (1948 bis 1961), in: Ders. (Hg.), Mobilisierung im Nationalsozialismus. Institutionen und Regionen in der Kriegswirtschaft und der Verwaltung des ‚Dritten Reiches‘ 1936 bis 1945, Paderborn 2013, S. 303–323.

15 Vgl. Henning Mielke, Die Auflösung der Länder in der SBZ/DDR 1945–1952, Stuttgart 1995, S. 88–98.

16 In: Gesetzblatt der Deutschen Demokratischen Republik Teil I (GBl. DDR I) 1958, S. 117–120.

17 In: GBl. DDR I 1965, S. 159–206.

Bauwesen und Wohnungsbau in der DDR

Bei diesen administrativen Veränderungen spielte das Bauwesen eine besondere Rolle, da im Wohnungsbau die Verheißungen eines Lebens im Sozialismus noch am sichtbarsten verwirklicht werden sollten. Zudem entsprach das Bauwesen in seinem Planungs- und Produktionsprozess in besonderer Weise dem hierarchischen Verständnis der sowjetisch geprägten Zentralverwaltungswirtschaft. Der hohe Koordinierungsbedarf durch zentrale Instanzen konnte sehr gut mit technischen Notwendigkeiten begründet werden und die Eigenständigkeit ausführender Instanzen musste sich immer an den Vorgaben orientieren.

Im Bauen sollte sich die Überlegenheit des politischen Systems erweisen. Die Ausstattung der Bezirke und Kreise mit Institutionen, die es ihnen ermöglichen sollten, zentrale Vorgaben rasch und unkompliziert umzusetzen, konzentrierten sich bereits in den 1950-er Jahren auf das Bauwesen. 1958 wurden Bezirks- und Kreisbauämter gebildet,¹⁸ und die regionale Planungskompetenz wurde 1965 durch die Schaffung der Büros für Territorialplanung unterstrichen.¹⁹ In der Praxis bedeutete diese Aufgabenverteilung seit den 1960-er Jahren eine qualitative Aufwertung der Bezirks- und Kreisebene, ohne dass damit mehr Eigenständigkeit verbunden worden wäre. Es bildete sich Kompetenz im Wartestand heraus, während sich die Mobilisierungserwartungen der Zentrale nicht wesentlich änderten.

Im Wohnungsbau wurden die Folgen der unveränderten Hierarchisierung besonders augenfällig. Knappe Ressourcen begünstigten eine technische Schwerpunktsetzung im industriellen Bauwesen, die durch das Postulat einer „hohen sozialpolitischen Wirksamkeit“ noch unterstrichen wurde, während in einer regionalen Schwerpunktsetzung der Ausbau Ost-Berlins die Leistungsfähigkeit „der ganzen Republik“ unter Beweis stellen sollte.²⁰ Da regionale Interessen mit dieser Politik nur sehr begrenzt rückgekoppelt wurden, bewirkte die Hierarchisierung eine systematische Vernachlässigung nachrangiger Interessen. Diese im „demokratischen Zentralismus“ grundsätzlich angelegte Dynamik ermöglichte indes auch den übergeordneten Akteuren, punktgenau Ressourcen auf ein Ziel zu konzentrieren und die damit verbundenen Folgekosten politisch zu verbergen.

Bereits in den 1960-er Jahren konnte das Berliner Bauwesen notorische Planerfüllungsprobleme durch Ad-hoc-Maßnahmen kompensieren, die kapazitätsmäßig von anderen Regionen getragen wurden. Dabei handelte es sich noch um Einzelmaßnahmen und nicht um eine umfassende Kampagne. Zudem bestand – etwa

beim Ausbau großer Investitionsprojekte wie Eisenhüttenstadt oder Schwedt – durchaus noch die Möglichkeit, dass auch Ost-Berliner Kapazitäten in den Bezirken eingesetzt wurden.²¹

Erich Honeckers Wohnungsbauprogramm als Kernstück der neuen „Einheit von Sozial- und Wirtschaftspolitik“ verschob ab 1971 die Prioritäten des DDR-Bauwesens deutlich zugunsten der Hauptstadt. Die „Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik“ profitierte dabei vom administrativen und technischen Entwicklungsstand der DDR. Das Verhältnis zwischen der Regierung, den Bezirken und Kreisen, das unter Walter Ulbricht immer wieder justiert worden war, wurde nun als verbindliche Arbeitsgrundlage angesehen, die nicht mehr durch „Experimente“ gefährdet werden sollte. Dabei spielten sowohl die etablierte Disziplin regionaler Akteure als auch die gefestigten Institutionen wie die Bauämter und die Baukombinate der Bezirke eine wichtige Rolle.

Die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit der DDR sollte „sozialpolitisch wirksam“ werden. Damit zielte die SED-Führung auf die Verbreiterung ihrer Legitimationsbasis durch soziale Maßnahmen, von denen die Versorgung der Bevölkerung mit Wohnraum eine der vordringlichsten war. Die ambitionierten Ansprüche des Wohnungsbauprogramms schienen sich mit dem inzwischen erreichten Fortschritt im industriellen Bauen zu decken: Die gerade erst entwickelte Wohnungsbauserie (WBS) 70 versprach eine politisch als ausreichend deklarierte Variabilität des Bauens.²²

Das Berlin-Programm

Die Vorzugsstellung Ost-Berlins als Hauptstadt der DDR manifestierte sich unter diesen Bedingungen geradezu selbstverständlich in einem privilegierten Bauprogramm. Ein Politbürobeschluss legte Ende März 1973 die Grundlagen für diese Politik. Zur Erfüllung der anspruchsvollen Vorgaben für den hauptstädtischen Wohnungsbau – bis 1975 sollten im Ost-Berliner Stadtgebiet 31.000 Wohnungen neu gebaut werden – sah die Führung jährliche „Steigerungsraten im Wohnungsbau von mindestens 12 %“ vor. Diese sollten durch eine „weitere Intensivierung durch umfassende Rationalisierung der Produktion des Berliner Bauwesens“ sowie „die Unterstützung der Hauptstadt durch zentralgeleitete Baukapazitäten“ erreicht werden.²³ Darüber hinaus legte der Beschluss fest, „nach ersten Berechnungen

18 Vgl. die „Verordnung über die Organisation auf dem Gebiet des Bauwesens“ vom 13. Februar 1958, in: GBl. DDR I 1958, S. 144-147.

19 Vgl. Gerhard Kehr, Abriss der Entwicklung der Territorialplanung in der DDR – die Raumplanung der DDR zwischen Anspruch und Wirklichkeit – Versuch einer Gesamteinschätzung, in: Akademie für Raumforschung und Landesplanung (Hg.), Quellen der Raumforschung in der ehemaligen DDR, Hannover 2000, S. 11-29.

20 Vgl. Joachim Palutzki, Architektur in der DDR, Berlin 2000, S. 304-306.

21 Mündliche Auskunft von Harry Mönch, von 1963 bis 1969 Vorsitzender des Rates des Bezirkes Frankfurt (Oder), am 04.04.2014.

22 Vgl. Palutzki (wie Anm. 20), S. 297-301.

23 BArch., DY 30, J IV 2/2/1440, Bl. 14-45 (Anlage Nr. 2 zum Protokoll der Politbürositzung 12/73 vom 27. März 1973: „Entwicklung des komplexen Wohnungsbaues für die Jahre 1976-1980 und Konzeption zur Errichtung des Palastes der Republik in der Hauptstadt der DDR, Berlin“), hier Bl. 17.

zusätzliche Baukapazitäten in Höhe von etwa 450 Mio. Mark in den Jahren 1974 und 1975 und 400 bis 500 Mio. Mark im Zeitraum von 1976 bis 1980 einzusetzen“. Gedacht war an die „Gewinnung von Jungfacharbeitern, die in Berlin angesiedelt“ würden, und an „den Einsatz von Baukapazitäten der zentralen Spezialbaukombinate, Bau- und Montagekombinate sowie örtlich geleiteter Baubetriebe anderer Bezirke“.²⁴

Einzelne Vertreter von Bezirksplankommissionen hatten vorgeschlagen, die Abgabe von Kapazitäten nach Ost-Berlin damit zu verbinden, Bauinvestitionsmittel innerhalb der Bezirke von der Industrie auf den Ausbau und die Erhaltung der Infrastruktur zu verlagern. Da ein solches Vorgehen angesichts der vorgegebenen hohen Steigerungsraten den Industrieausektor stagnieren ließe, wurden diese Vorschläge abgelehnt.²⁵ In der Praxis bedeutete das, dass die einzelnen Bezirksverwaltungen keine zusätzlichen Handlungsspielräume erhielten, um den Verlust der nach Ost-Berlin abfließenden Baukapazitäten wenigstens ansatzweise zu regulieren. Sie konnten in der Folge den Mangel nur nach unten an die Kreise weiterreichen und mussten hinnehmen, dass die starre Aufschlüsselung der Investitionen die bestehenden Probleme in den Bezirken noch verstärken konnte.

Ein Politbürobeschluss vom 3. Februar 1976 bekräftigte diese Haltung der DDR-Führung. Er betonte die besondere Stellung Ost-Berlins, dessen Ausbau „für die Gestaltung der entwickelten sozialistischen Gesellschaft in der DDR von besonderer Bedeutung“ sei.²⁶ Vorgesehen war, mit einem Investitionsaufwand von 3,5 Mrd. Mark bis 1980 zwischen 75.000 und 77.000 Wohnungen in Ost-Berlin neu zu bauen und sich dabei überwiegend auf große Neubaugebiete zu konzentrieren, „die einen möglichst geringen Abriss von Altbauwohnungen erfordern“. Bis 1990 sollten in Ost-Berlin insgesamt 200.000 bis 230.000 Wohnungen neu gebaut werden.²⁷ Angeblich war dieser Beschluss „unter aktiver Mitwirkung der zentralen und örtlichen staatlichen Organe“ entstanden, was unterstreichen sollte, „dass die Entwicklung der Hauptstadt als sozialistische Metropole Sache der gesamten Republik“ sei und „mit Unterstützung aller Bezirke verwirklicht“ werde.²⁸ Tatsächlich aber blieb die bisherige Widersprüchlichkeit bei der Verfügung regionaler Ressourcen durch zentrale Instanzen bestehen und wurde in der Folge sogar noch verstärkt.

Neben der sozialpolitischen Zielsetzung des Wohnungsbauprogramms und der expandierenden „Schaufenster“-Funktion Ost-Berlins überlagerten und verstärkten sich in der ersten Hälfte der 1970-er Jahre verschiedene Impulse, die den Bezirkseinsatz in der Hauptstadt prägten. So hatte die Staatliche Plankommission

on bereits in den 1960-er Jahren Kompensations- und Koordinierungsstrategien entwickelt, um Schwerpunktprojekte zu ermöglichen und ökonomische Engpässe zu überwinden. Dabei wurden die Bezirksverwaltungen nach und nach in einen überregionalen Ressourcenaustausch eingebunden, dessen zentrale Anleitung indes nie zur Disposition stand.²⁹ Entsprachen diese Schwerpunktprojekte zunächst dem politischen Ziel, in der DDR neue Industrien aufzubauen und Regionen wirtschaftlich aufzuwerten, ließ sich ab Beginn der 1970-er Jahre die zwischen der Staatlichen Plankommission und den Plankommissionen in den Bezirken eingespielte Koordinierungspraxis relativ leicht zugunsten des Ausbaus der Hauptstadt umlenken.

Um eine gesellschaftlich breitenwirksame Mobilisierung von Arbeitskräften für den Ausbau Ost-Berlins zu erreichen, stieß der 1. Sekretär der SED-Bezirksleitung Berlin, Konrad Naumann, Mitte der 1970-er Jahre eine „FDJ-Initiative Berlin“ an, in deren Folge – beginnend mit 12.000 Freiwilligen im Jahr 1976 – überwiegend junge Menschen in die Hauptstadt kamen, um auf den Baustellen zu arbeiten.³⁰ Viele waren nicht mehr ganz so jung und durchaus qualifiziert, und einige der Aktivisten nutzen ihre Chance, um dauerhaft im relativ attraktiven Ost-Berlin zu bleiben. Die „FDJ-Initiative“ wurde verschiedenen Bauabschnitten in Ost-Berlin

24 Ebd., Bl. 22.

25 Vgl. Ebd., Bl. 23.

26 Protokoll der Politbürositzung 5/76 vom 3. Februar 1976: Beschluss des Politbüros „Aufgaben zur Entwicklung der Hauptstadt der DDR, Berlin, bis 1990“, BArch., DY 30, J IV 2/2/1602, Bl. 20-113 Anlage Nr. 2, hier Bl. 30.

27 Ebd., Bl. 40-42.

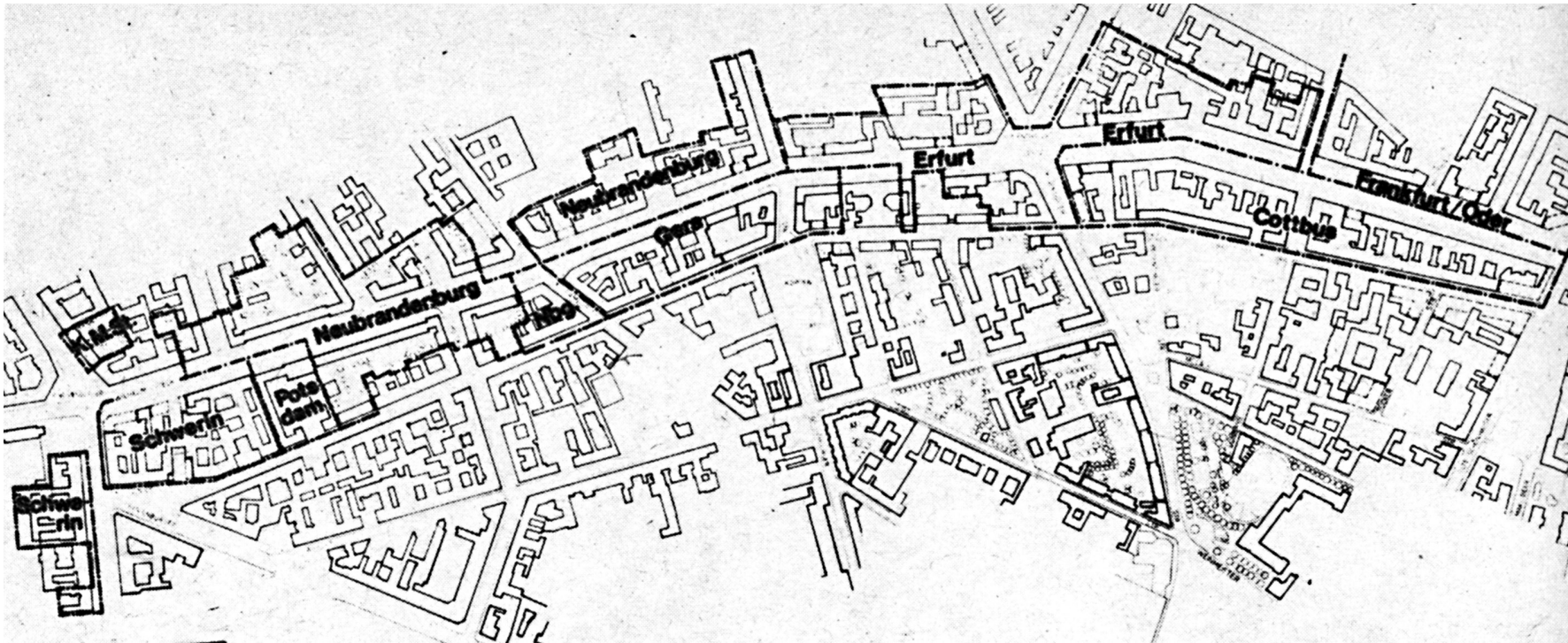
28 Siedlungsstruktur und Urbanisierung. Probleme ihrer planmäßigen, proportionalen Gestaltung in der entwickelten sozialistischen Gesellschaft, Göttingen 1981, S. 93.



2 Lückenschließung in der Max-Beer-Straße, Berlin-Mitte, 1986

29 Vgl. Hans-Heinrich Kinze u. a. (Hgg.), Sozialistische Volkswirtschaft. Hochschullehrbuch, 2. Aufl., Berlin (Ost) 1989, S. 334-335.

30 Mündliche Auskunft von Herbert Müller, von 1971 bis 1989 2. Sekretär der SED-Bezirksleitung Berlin, am 17.10.2013.



3 Verteilung der Bezirksaufgaben in der Wilhelm-Pieck-Straße, Berlin-Mitte, 1984

zugeordnet, die sich in der Folge zu Schwerpunkten des Einsatzes der bezirklichen Baukapazitäten entwickelten (Abb. 1).

Die eigentlichen Träger des Programms waren dann auch die Bezirke. Sie stellten einen Großteil des Materials, der Arbeitskräfte und der Taktstraßentechnik: Sie trugen die Projektierung und die Gebäudeplanung, während die städtebauliche Planung und die Gesamtkoordinierung des Programms grundsätzlich bei den Ost-Berliner Stellen verblieb.³¹ Der Chefarchitekt von Ost-Berlin, Roland Korn, konnte schon bald mit den zusätzlichen Kapazitäten verlässlich rechnen, da der politische Druck – aber auch die Dynamik der Mobilisierungskampagne – groß genug waren, um die Bezirke langfristig in der Hauptstadt zu binden.³²

Auf der 5. Tagung des Zentralkomitees der SED im März 1977 wurde der Umfang der Bezirksbauleistungen für die Hauptstadt präzisiert. Der Beschluss des ZK sah

vor, dass im Zeitraum von 1976 bis 1980 in Ost-Berlin „über 15 Milliarden Mark Bauleistungen, davon 4,4 Milliarden Mark durch Kollektive aus den Bezirken und den zentralgeleiteten Baukombinaten, zu erbringen“ seien. Diese Summe bezog sich nicht allein auf den Wohnungsbau, sondern auch auf „die notwendigen Bau-maßnahmen für die Berliner Industrie, für die Lösung dringender Verkehrsprobleme und die Erweiterung der Infrastruktur“.³³ Damit verwies der Beschluss nicht nur auf die Komplexität des Vorhabens, sondern erlaubte der Hauptstadt genau die Anpassungen und Erweiterungen der Investitionen in die Infrastruktur, die den Bezirken – mit dem Argument der vordringlichen Ausstattung der Hauptstadt – nicht zugestanden wurden.

Während die 1970-er Jahre durch den Bau großer Wohngebiete an der Peripherie der Hauptstadt – in Hellersdorf oder Marzahn – geprägt waren, schwenkte der

31 Vgl. die Unterlagen des Magistrats von Berlin, Baukoordinierung der Bezirke der DDR, im Landesarchiv Berlin (Bestand C Rep. 110-08).

32 Mündliche Auskunft von Roland Korn, von 1973 bis 1989 Chefarchitekt von Ost-Berlin, am 03.02.2014.

33 5. Tagung des ZK der SED, 17./18. März 1977, Über die Durchführung der Beschlüsse des IX. Parteitag der SED im Bauwesen, Berlin (Ost) 1977, S. 98.

Ost-Berliner Wohnungsbau in den 1980-er Jahren auf den innerstädtischen Ausbau. Das war bereits in den Politbürobeschlüssen von 1973 und 1976 vorformuliert worden und wurde durch die neue Wertschätzung von Altbausubstanz in den DDR-Architekturdebatten noch begünstigt.³⁴

Die Durchführung des Berlin-Programms

Diese Hinwendung zum innerstädtischen Bauen brachte eine Vielzahl von Problemen mit sich, die nur unter größten Anstrengungen bewältigt werden konnten. Die Lückenbebauung in engen Straßen war eine technische und logistische Herausforderung für die Taktstraßentechnik, die zudem die Vorteile des industriellen Bauens deutlich reduzierte (Abb. 2).

Überhaupt erwies sich die Koordination des ausufernden Einsatzes der Baukapazitäten als die eigentliche Herausforderung, mit der sich die politische Führung immer wieder befassen musste. Für den Zeitraum zwischen 1980 bis 1985 war der Neubau von 60.000 bis 75.000 Wohnungen in Ost-Berlin vorgesehen. Von ihnen sollten „mindestens 5.000 Wohnungen einschließlich der erforderlichen Gemeinschaftseinrichtungen“ von „Baubetrieben aus den Bezirken der Republik“ errichtet werden. An Standorten, an denen mehrere Bezirke eingesetzt würden, habe „ein Bezirk die Vorbereitung inhaltlich und zeitlich zu koordinieren“.³⁵

Im Juni 1983 beschloss das Politbüro, dass „zur Gewährleistung einer hohen Effektivität bei der Durchführung der Bauaufgaben verstärkt zu einem territorial nach Stadtbezirken orientierten Einsatz der Baukapazitäten aus den Bezirken in der Hauptstadt übergegangen“ werden müsse.³⁶ Das war leichter beschlossen als getan, denn tatsächlich waren selbst innerhalb eines Ost-Berliner Stadtbezirks so viele Bezirkseinsätze zu koordinieren, dass die zuständigen Bezirksbauämter – im Stadtbezirk Mitte waren dies etwa die Bezirksbauämter Gera und Karl-Marx-Stadt – mit der Aufgabe schlichtweg überfordert waren.

Allein das Beispiel des Baueinsatzes in der Wilhelm-Pieck-Straße (Abb. 3) verdeutlicht, wie die Arbeiten der Bezirke ineinandergriffen und aufeinander angewiesen blieben. Neben den „Leit-Bezirken“ Gera und Karl-Marx-Stadt waren in der Wilhelm-Pieck-Straße, der heutigen Torstraße, noch sechs weitere Bezirke für einzelne Bauabschnitte verantwortlich: Schwerin, Potsdam, Neubrandenburg, Erfurt, Cottbus und Frankfurt (Oder). Hier ließ sich eine Hierarchie der eingesetzten Bezir-

ke schlichtweg nicht durchsetzen: Die Leistung der Bauarbeiter aus den Bezirken bestand vor allem darin, in diesem potenziellen Chaos trotz aller Zentralisierungsimpulse ihre Aufgaben erfüllt zu haben.



4 Abrissplanung im Quartier Mulackstraße/Steinstraße, Berlin-Mitte, 1989

Die Sichtbarkeit und die politische Nutzbarkeit der Ressourcenkonzentration weckten allerdings neue Begehrlichkeiten, die eine verbindliche Begrenzung der aus den Bezirken eingeforderten Baukapazitäten unterminierten. Angesichts des nahenden 750-jährigen Stadtjubiläums Berlins verkündete Erich Honecker im Januar 1984 auf einer SED-Bezirksdelegiertenkonferenz in Ost-Berlin, dass in den beiden Jahren 1985 und 1986 jeweils 10.000 zusätzliche Wohnungen von den Bezirken in der Hauptstadt errichtet würden.³⁷ Das hörte sich erfolgreich an und gefiel natürlich den Ost-Berliner Verantwortlichen, stürzte die Bezirke allerdings in noch

34 Vgl. Florian Urban, *Berlin/DDR neo-historisch. Geschichte aus Fertigteilen*, Berlin 2007, S. 18-27.

35 Anlage Nr. 5 zum Protokoll der Politbürositzung 4/80 vom 29. Januar 1980: „Vorschläge zur Entwicklung des komplexen Wohnungsbaues 1981 bis 1985 in Berlin, Hauptstadt der DDR, sowie zur Leistungsentwicklung des Berliner Bauwesens und zum Einsatz von Baukapazitäten der Bezirke und zentralgeleiteten Kombinate“, BArch., DY 30, J IV 2/2/1822, Bl. 203-230, hier Bl. 213.

36 Beschluss des Politbüros vom 1. Juni 1983: „Maßnahmen zur Erhöhung der Effektivität durch einen territorial nach Stadtbezirken orientierten Einsatz der Baukapazitäten aus den Bezirken in der Hauptstadt der DDR, Berlin, insbesondere bei der weiteren Durchführung des Wohnungsbauprogramms in den Jahren bis 1985 und darüber hinaus“, BArch., DC 20-I, 3/1946, Bl. 146-153, hier Bl. 147.

größere Schwierigkeiten, da sie die zusätzlichen Kapazitäten aus ihrem eigenen Bereich herausparen mussten.

Die Ausweitung des Einsatzes war politisch verständlich, aber als Mobilisierungsimpuls zweischneidig: Bezirke wie Neubrandenburg, deren eigene Wohnungslage relativ entspannt war, konnten einigermaßen problemlos weitere Planungs- und Baukapazitäten in den innerstädtischen Ausbau investieren. Andere Bezirke waren nicht in der Lage, sich trotz dramatischer Engpässe den Hauptstadtaufgaben zu entziehen.³⁸ Die konkrete Ausgestaltung der Projekte hing dabei nicht zuletzt von der Investitionsbereitschaft der jeweiligen Leitung der eingesetzten Wohnungsbaukombinate ab. Unter diesen Bedingungen konnte die Taktstraßentechnik dazu verleiten, als behutsame Lückenschließungen geplante Vorhaben in Kahlschlagsanierungen übergehen zu lassen.

Das Beispiel des Quartiers Mulackstraße/Steinstraße in Berlin-Mitte zeigt die Konsequenzen dieser Entwicklung (Abb. 4). Die eingespielten Abläufe des industriellen Bauens und der Mangel an handwerklicher Kapazität zur Renovierung der zum Teil bereits stark verfallenen Altbauten legten es den Verantwortlichen 1989 nahe, in diesem Quartier den Altbaubestand großflächig abzureißen – die rot umrandeten Gebäude sollten durch Neubauten ersetzt werden. Erst die revolutionären Ereignisse 1989/90 setzten diesen Planungen ein Ende.



5 Ecke Neue Schönhauser Straße/Weinmeisterstraße, Berlin-Mitte, ca. 1984

37 Vgl. Landesarchiv Berlin, C Rep. 902, Nr. 500, Bl. 303 (Schlussrede Erich Honeckers auf der 15. Bezirksdelegiertenkonferenz der SED-Bezirksorganisation Berlin am 12.02.1984).

Grundsätzlich wurde eine Einbettung der Neubauten in das Straßenbild nur sukzessive erreicht. Dies war nicht zuletzt von der Bereitschaft der Wohnungsbaukombinate abhängig, in entsprechende Planungen und einen höheren Koordinierungsaufwand zu investieren. Neben den ersten, weitgehend standardisierten WBS 70-Bauten finden sich durchaus interessante Lösungen für die Bebauung der Berliner Innenstadt (Abb. 5 und 6).

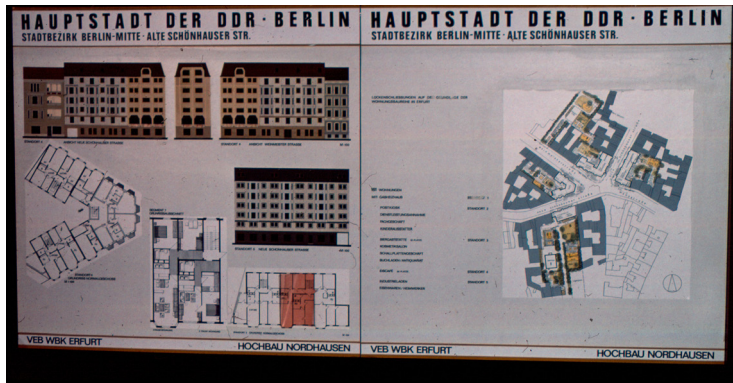


6 Ecke Neue Schönhauser Straße/Weinmeisterstraße, Berlin-Mitte, 2009

Die Kommunale Wohnungsverwaltung Berlin-Mitte richtete 1984 ein Besucherzentrum ein, um die Bevölkerung über die zu erwartenden baulichen und sozialen Veränderungen zu informieren. Die dort präsentierten Vorschläge (Abb. 7) fanden bei den Menschen durchaus Anklang, da sie relativ komfortable Wohnungen in sehr guter Stadtlage versprachen. So sehr der Verfall der Altbauten beklagt wurde, so sehr dominierte in den 1980-er Jahren noch der Wunsch vieler Menschen nach einer Neubauwohnung.³⁹

Die Ästhetik der Gebäude mag aus heutiger Sicht kritisch beurteilt werden. Indes war der Erfolg des Baueinsatzes politisch postuliert und musste sich in der Selbstdarstellung auch darin zeigen, dass die gefundenen Lösungen „traditionell“ oder wenigstens „geglückt“ waren (Abb. 8).

38 Mündliche Auskunft von Herbert Müller (wie Anm. 30).



7 Informationstafel zur Bebauung Alte Schönhauser Straße, Berlin-Mitte (Entwurf Wohnungsbaukombinat Erfurt), ca. 1984

Die Spielräume der Bezirke innerhalb des Berlin-Programms

Bemerkenswert bleibt der stark zunehmende Koordinierungsaufwand, den der Bezirkseinsatz dem Berliner Magistrat abverlangte. Neben einer staatlichen Leitergruppe beim Oberbürgermeister⁴⁰ wurde Mitte der 1980-er Jahre eine „Arbeitsgruppe Gesamtkoordinierung“ eingerichtet, deren Arbeit auf eine permanente Mobilisierung der Ansprechpartner in den Bezirken hinauslief. Die Arbeitsgruppe klärte Detailfragen in enger Abstimmung mit dem Ministerium für Bauwesen⁴¹ und benannte gegenüber den verantwortlichen Stellen im Magistrat und im Ministerium säumige Bezirke und Konfliktfelder zwischen Magistratsstellen und den Bezirksbauämtern, etwa in Rostock oder Leipzig, bei einzelnen Projekten.⁴²

Diesem politischen, administrativen und technischen Druck konnten sich die Bezirke nicht entziehen. Die Ablieferung der Baukapazitäten wurde daher zumeist hingenommen und an die wiederum nachgeordneten Kreise weitergereicht. Auf diese Weise wurden die Kreise weitgehend ihrer Bau- und Modernisierungskapazitäten entledigt. Der Verfall von Kleinstädten und Stadtquartieren in der Provinz prägte das Verhältnis zwischen den Regionen der DDR und ihrer Hauptstadt schon auf mittlere Sicht deutlich stärker als die ritualisierten Verweise auf die „Kraft der ganzen Republik“, die im Ausbau Ost-Berlins zur Geltung gebracht worden sei.

Ein schwerer Konflikt zwischen der SED-Führung in Berlin und der SED-Bezirksleitung Dresden Ende der 1980-er Jahre zeigt, mit welcher Härte schon der Hinweis auf

39 Mündliche Auskunft von Klaus Bädicker, bis 1989 Mitarbeiter der Kommunalen Wohnungsverwaltung Berlin-Mitte, am 16.10.2014.

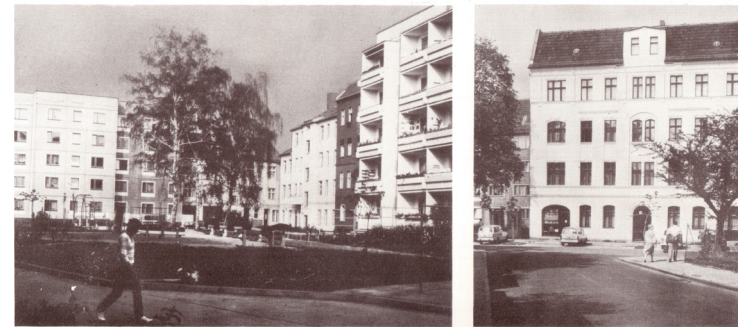
40 Vgl. die Protokolle der Leitergruppe im Landesarchiv Berlin, C Rep. 110-08 (Magistrat von Berlin, Baukoordination der Bezirke der DDR), Nr. 4.

Wiederbesinnung auf traditionelle Gestaltungsmittel



Gedückte Einfügung der Neubebauung in vorhandene Bausubstanz

Modernisiertes Wohnhaus in der Rudower Straße



38

8 Zeitgenössische Darstellung von Baulösungen in Ost-Berlin in der Publikation „Mit der Kraft der ganzen Republik“, 1987

regionale Bauinteressen geahndet wurde. Der 1. Sekretär der SED-Bezirksleitung Dresden, Hans Modrow, hatte im Januar 1989 die dramatische Wohnungssituation in seinem Bezirk geschildert und um eine Reduzierung des Dresdner Baueinsatzes in Berlin gebeten. Die Folge waren Aussprachen und schließlich eine Arbeitsgruppe des Zentralkomitees der SED, die im Bezirk Dresden nach den „Ursachen“ suchte. Auf der Grundlage des Arbeitsgruppenberichts wurde die Dresdner Bezirksleitung nach Berlin zitiert und einer harten Kritik unterworfen, die wohl nur deshalb keine persönlichen Konsequenzen für Modrow hatte, weil – wie er selbst vermutet – Honecker mit der Absetzung des im Ausland als „Reformer“ bekannten Funktionärs „keine missverständlichen politischen Signale nach außen senden“ wollte.⁴³ Dieses Beispiel unterstreicht die Zwänge und die sehr begrenzten Spielräume, die den Bezirken bei ihrem Baueinsatz in Ost-Berlin zugestanden wurden. Die ein-

41 Vgl. Ebd., Nr. 15 (Protokoll 5/87 der Beratung der Arbeitsgruppe Gesamtkoordinierung am 19.05.1987).

42 Vgl. Ebd. (Protokoll 1/87 der Beratung der Arbeitsgruppe Gesamtkoordinierung am 27.01.1987).

gangs aufgeführte Einschätzung von Bauminister Junker, der Berlin-Einsatz sei ein „Fehler“ gewesen, darf indes nicht zu der Annahme verleiten, er wäre zu irgendeinem Zeitpunkt ernsthaft in Frage gestellt worden. Vielmehr zeigt sich darin die Parallelität von Bauleistung einerseits und der Erosionen regionaler Ressourcen und administrativer Beziehungen andererseits. Die Abkopplungen der Regionen und die Dürre am Ende der Planungskette trugen wesentlich zum Zusammenbruch der DDR bei.

Der Bezirkseinsatz endete mit dem revolutionären Umbruch der Jahre 1989/90. Es überrascht nicht, dass sich bereits im Dezember 1989 – in den eigentlich regulären Verhandlungen über die Jahresperspektive 1990 der Ost-Berliner Baumaßnahmen – die ersten Bezirksvertreter weigerten, begonnene Projekte weiterzuführen. Der Bezirksbaudirektor von Karl-Marx-Stadt etwa sah sich neben vielen anderen Projekten auch außerstande, das „Vorhaben Lückenschließung Chausseestraße 50-52“ zu beenden und forderte vom Hauptauftraggeber Berlin-Mitte die Aufgabenstellung zur Verfüllung der bereits ausgehobenen Baugrube.⁴⁴

Über das gesamte Frühjahr 1990 hinweg entzogen sich die Vertreter der Bezirksbauämter den zentral eingeforderten Bauaufgaben und waren dabei zugleich mit der Auflösung bzw. Neuformierung regionaler Verwaltungsstrukturen und Entscheidungskompetenzen befasst. Als einer der letzten Bezirksverantwortlichen informierte der Cottbusser Bezirksbaudirektor Ende Juni 1990 seine Berliner Verhandlungspartner darüber, dass „der Rat des Bezirkes Cottbus seine Tätigkeit eingestellt“ habe und die „Bauaufgaben in Berlin ... nicht mehr unter Verantwortung des Bezirksbauamtes durchgeführt“ würden. Er gab „zur Kenntnis, dass aus Kapazitäten des VEB Wohnungsbaukombinat Cottbus das ‚Lausitzer Bauunternehmen‘ gebildet wurde“ und wünschte abschließend seinem Berliner Kollegen „weiterhin eine erfolgreiche Zusammenarbeit mit den Baufirmen der Lausitz.“⁴⁵

Der Baueinsatz der Bezirke in Ost-Berlin gehört sicher zu den umstritteneren Fortwirkungen der DDR in der heutigen Bundesrepublik, da er die Beziehungen zwischen den Regionen und der Zentrale nachhaltig belastete. Den diversen Schreiben und Protokollen aus dem Frühjahr 1990 ist anzumerken, dass die Verantwortlichen in den Bezirken sich von den belastenden Kapazitätsanforderungen zum Ausbau der DDR-Hauptstadt befreit fühlten. Sie wandten sich neuen Aufgaben in den neuen Ländern zu, während ihre Tätigkeit in den 1970-er und 1980-er Jahren das Stadtbild Berlins bis heute prägt.

43 Mario Niemann, Die Sekretäre der SED-Bezirksleitungen 1952-1989, Paderborn 2007, S. 336.

44 Landesarchiv Berlin, C Rep. 110-08 (Magistrat von Berlin, Baukoordination der Bezirke der DDR), Nr. 45 (Protokoll über die Abstimmung zum Einsatz der Baukapazitäten des Bezirkes Karl-Marx-Stadt in der Hauptstadt, 19.12.1989).

45 Ebd., Nr. 43 (Schreiben des Bezirksbauamts Cottbus an das Bezirksbauamt des Magistrats Berlin, 22.06.1990).

Herausgeber/innen

Sigrid Hofer studierte Kunstgeschichte, Geschichte und Ethnologie in München, Berlin und Bamberg. Nach ihrer Promotion 1985 mit einer architekturtheoretischen Arbeit zur Ornamentik in der Barockzeit war sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Denkmalpflege und im Museum sowie als wissenschaftliche Assistentin an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt a.M. tätig. 1998 erfolgte die Habilitation mit einer Untersuchung zur Reformarchitektur in Deutschland. 1998–2001 war sie Vertretungsprofessorin und 2002 Gastkuratorin am Städtischen Kunstinstitut, ebenfalls in Frankfurt a.M. Von April bis Oktober 2003 war sie zunächst Professorin für Kunstgeschichte an der Christian-Albrechts-Universität Kiel, seither ist sie Professorin an der Philipps-Universität Marburg. 2008 gründete sie den Arbeitskreis „Kunst in der DDR“ und ist Herausgeberin der Schriftenreihe desselben. 2013/14 hatte sie den Fulbright Distinguished Chair an der University of California in Santa Barbara/USA inne. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen auf der Malerei des 19. Jahrhunderts, der Kunst und Architektur um 1900, der Kunst nach 1945 sowie der Deutsch-Deutschen Kunstgeschichte.

Durch Museumsarbeit im Barockschloss Mosigkau bereitete sich **Andreas Butter** auf sein Kunstgeschichtsstudium an der HU Berlin vor. Nach dem Abschluss 1992 mit einer Arbeit zum Thema „New-Wave-Comics“ arbeitete er zwanzig Jahre lang als freier Gutachter für verschiedene denkmalpflegerische Landesämter. Die 2004 gemeinsam mit Ulrich Hartung erstellte Wanderausstellung „Ostmoderne“, der ein Buch folgte, trug wesentlich zur Popularisierung des Forschungsthemas Architekturgeschichte der DDR bei. Seine Dissertation an der TU Berlin erschien 2006 unter dem Titel „Neues Leben, neues Bauen. Die Moderne in der SBZ-DDR 1945–1951“. Am IES Chicago/Berlin unterrichtet er seit 2008 den Kurs „Visual Culture and the Urban Landscape“. Seit 2010 ist er an der Historischen Forschungsstelle am Leibniz-Institut für Raumbezogene Sozialforschung (IRS) Erkner zu den Themen „Konfliktfeld Autogerechte Stadt“ und „Historische Authentizität“ tätig. Außerdem leitet er ein Forschungsvorhaben zum Architektuexport der DDR. Unter seinen z.T. in Kooperation mit der Stiftung Bauhaus Dessau und der Berlinischen Galerie entstandenen Publikationen sind vor allem „Ost-Berlin und seine Bauten“ (mit E.-M. Barkhofen und B. Goebel, 2006), „Die unsichtbare Bauhausstadt“ (2013), „Junkers baut“ (mit S. Tornack, 2016) und die Mitarbeit am Architekturführer Dessau/Wörlitz (2016) zu nennen.

Autor/innen

Das Studium der Kunstwissenschaft, Neueren Geschichte und Italienischen Literaturwissenschaft führte **Edda Campen** an die Universitäten Berlin (TU) und Edinburgh/UK. 1998–2000 war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Geschichte und Theorie der Architektur an der ETH Zürich und 2010–2012 Mitglied der Graduate School of Urban Studies an der TU Darmstadt. Seit 2009 ist sie in der Abteilung „Regime des Sozialen“ am Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam (ZZF) assoziiert. In jüngerer Zeit erschienen u.a.: Städtebau im Nationalsozialismus. Ordnung, Heimat und Monumentalität, in: Vittorio Magnago Lampugnani/Katia Frey/Eliana Perotti (Hgg.), Das Phänomen Großstadt und die Entstehung der Stadt der Moderne, Berlin 2014, S. 1391–1406 (Anthologie zum Städtebau, Bd. II 2); Zerstörung, Wiederaufbau, Neuaufbau – Vielfalt des Wohnungsbaues in Potsdam, in: Birgit Franz/Hans-Rudolf Meier (Hgg.): Zerstörung und Wiederaufbau. Stadtplanung nach 1945. Denkmalpflegerische Probleme aus heutiger Sicht, Veröffentlichung des Arbeitskreises Theorie und Lehre der Denkmalpflege e.V., Band 20, Holzminden 2011, S. 104–111.

Sein Studium der Kunstgeschichte, Neueren und Neuesten Geschichte und Philosophie an den Universitäten Dresden (TU) und Berlin (FU) schloss **Christian Klusemann** 2011 mit einer Masterarbeit über den Wieder- bzw. Neuaufbau der Rostocker Langen Straße ab. Seither ist er wissenschaftlicher Mitarbeiter am Kunstgeschichtlichen Institut der Philipps-Universität Marburg, wo er seit 2012 bei Prof. Dr. Sigrid Hofer über Planungen der frühen 1950-er Jahre in den DDR-„Aufbaustädten“ Dresden, Magdeburg, Leipzig und Rostock promoviert. Er forscht und publiziert zur Architektur im Nationalsozialismus, zur Nachkriegsmoderne in Ost und West (insbesondere Architektur und Städtebau der DDR) sowie zu Rekonstruktionen historischer Bauten. 2016 veröffentlichte er als Herausgeber und Hauptautor „Das andere Potsdam. DDR-Architekturführer. 26 Bauten und Ensembles aus den Jahren 1949–1990“.

Der Architekt **Andreas Kriege-Steffen** absolvierte seine Ausbildung in Deutschland, Indien und der Schweiz. Nach dem Abschluss an der Bauhaus-Universität Weimar schloss er 2012 an der ETH Zürich das Nachdiplom-Studium Geschichte und Theorie der Architektur mit einer Forschungsarbeit über den 1952 veranstalteten Wettbewerb zur Zentrumsgestaltung in Dresden ab. 2012/13 arbeitete er als wissenschaftlicher Assistent am Lehrstuhl für Geschichte des Städtebaus bei Prof. Dr. Ing. Vittorio Magnago Lampugnani, unter anderem zur Erhaltung der Stadt des 20. Jahrhunderts. Seit 2013 ist er projektleitender Architekt im Architekturbüro Guignard & Saner in Zürich und untersucht an der ETH die städtebaulichen Wiederaufbauplanungen für Dresden von 1945 bis 1952 unter den Aspekten von Identität und Bautradition.

Hans Georg Lippert studierte Architektur an der Universität Kaiserslautern und an der TH Darmstadt. Dort war er von 1984–1988 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Fachgebiet Baugeschichte und promovierte 1989 mit einer Arbeit über städtische Wohnhäuser des Spätmittelalters. 1990–97 arbeitete er als Architekt und Bauhistoriker bei der Dombauverwaltung Köln. 1997 folgte die Habilitation an der Universität Dortmund. Seit 1998 ist er Professor für Baugeschichte an der TU Dresden. Hier war er 2003–08 Leiter des Teilprojekts U („Architektur als Behauptung von Institutionalität und Geschichtlichkeit“) im DFG-Sonderforschungsbereich 537 „Institutionalität und Geschichtlichkeit“ und 2009–14 Leiter des Teilprojekts L („Das Planbare und das Unverfügbare. Modelle von Transzendenz und Gemeinsinn in Architektur und Städtebau des 20. Jahrhunderts“) im DFG-Sonderforschungsbereich 804 „Transzendenz und Gemeinsinn“. 2009–12 war er Dekan der Fakultät Architektur der TU Dresden. Sein Forschungsinteresse gilt insbesondere der Zeichenhaftigkeit und der symbolischen Aussage von Architektur, der Architektur in Spielfilm, Comic und Werbung sowie dem Themenkomplex „Moderne und Kontingenz versus Traditionalismus und Klassik im 20. Jahrhundert“.

Als Kunsthistorikerin und Architektin ist **Kathrin Siebert** an der Schnittstelle von Architektur, Geschichte und Theorie in der Forschung und in der Lehre tätig. Nach ihrem Architekturstudium arbeitete sie als Architektin in Rotterdam und Delft. Anschließend studierte sie Architekturgeschichte, Kunstgeschichte, Sozialgeschichte und Geschichte der Neuzeit. Sie arbeitete als wissenschaftliche Volontärin an der Graphischen Sammlung der ETH Zürich und als Forschungs- und Lehrassistentin am Lehrstuhl für Städtebaugeschichte sowie als Dozentin am Institut für Geschichte und Theorie der Architektur (gta) an der ETH in Zürich. Sie leitete Lehrveranstaltungen und Forschungsprojekte und konnte eigene Ausstellungsprojekte verwirklichen. Schwerpunkte ihrer Forschung sind Architektur-, Kunst- und Theorieproduktion im 20. Jahrhundert, insbesondere Wohnungsbau, Städtebau und industrielles Bauen von der Zwischenkriegszeit bis heute sowie Architekturtheorie in der DDR. Seit 2013 ist sie Doktorandin am Lehrstuhl für Architektur- und Kunstgeschichte von Prof. Dr. Philip Ursprung. Ihre Dissertation über den Schweizer Architekten Hans Schmidt wird vom Schweizerischen Nationalfonds gefördert.

Oliver Sukrow studierte 2005–10 Kunstgeschichte in Greifswald, Salzburg und Colchester/UK. Bis 2011 beteiligte er sich als wissenschaftlicher Mitarbeiter der Klassik Stiftung Weimar kursorisch an der Ausstellung und dem Katalog „Abschied von Ikarus. Bildwelten in der DDR: neu gesehen“. 2012–16 folgte die Promotion zur Utopie in der bildenden Kunst und Architektur der DDR an der Universität Heidelberg. Seit 2016 ist er Universitätsassistent am Institut für Kunstgeschichte, Bauforschung und Denkmalpflege der TU Wien. Seine Forschungsschwerpunkte sind Kunst und Architektur in der DDR, die Reform der Künste um 1900 sowie die Geschichte der Landschaftswahrnehmung, zuletzt dazu etwa „Subversive Landscapes. The Symbolic Representation of Socialist Landscapes in the Visual Arts of the German Democratic Republic“, in: RETHINKING MARXISM, Jg. 29, 1/2017, S. 95–140.

Mit der zeitgeschichtlichen Arbeit „Ein Betrieb in zwei Diktaturen. Von der Bleichert Transportanlagen GmbH zum VEB VTA Leipzig 1932 bis 1963“ promovierte **Oliver Werner** 2002 an der Universität Leipzig. Dort hatte er zuvor Geschichte, Soziologie und Psychologie studiert. Bis 2008 war er als wissenschaftlicher Mitarbeiter zunächst in Leipzig, anschließend an der Friedrich-Schiller-Universität Jena und dann am Leibniz-Institut für Raumbezogene Sozialforschung (IRS) Erkner tätig. Seit 2016 ist er wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Didaktik der Demokratie (IDD) der Leibniz Universität Hannover. Er forscht zur deutschen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts sowie zur Regional- und Planungsgeschichte des 20. Jahrhunderts.

Bildnachweise

Lippert: **Alle Abb.:** Institut für Baugeschichte, Architekturtheorie und Denkmalpflege der TU Dresden bzw. Archiv des Autors.

Sukrow: **Abb. 1:** Deutsche Architektur, 1/1966, S. 4 (Ausschnitt) **Abb. 2:** Georg Klaus/Heinz Liebscher, Was ist, was soll Kybernetik?, 1. Aufl., Jena u.a. 1966 **Abb. 3:** Deutsche Architektur, 1/1968, S. 47 **Abb. 4:** Josef Kaiser, Vergleich zeitgenössischer Bauten in der DDR mit dem Turmaufbau der Dresdner Hofkirche, aus: Ein Beitrag zur Theorie und Praxis architektonischen Gestaltens, S. 38 (mit freundlicher Genehmigung von Michael Kaiser, Dresden). Foto: Oliver Sukrow **Abb. 5:** Josef Kaiser, Vergleich städtebaulicher Dominanten und Blickachsen anhand der Teynkirche Prag und des Straßburger Münsters, aus: Ein Beitrag zur Theorie und Praxis architektonischen Gestaltens, S. 45 (mit freundlicher Genehmigung von Michael Kaiser, Dresden). Foto: Oliver Sukrow **Abb. 6:** Theodor Fischer, Vorträge über Proportionen. Studienmaterial, hg. v. der Deutschen Bauakademie – Institut für Nachwuchsentwicklung, Berlin 1955 (mit freundlicher Genehmigung von Michael Kaiser, Dresden). Foto © Oliver Sukrow **Abb. 7-8:** Ludwig Küttner, Ästhetik und Kybernetik. Zu einigen naturwissenschaftlichen Grundlagen der Architektur-Ästhetik aus Sicht der Kybernetik, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der HAB Weimar, 2/1965, S. 175-184, hier S. 181 und 183.

Kriege-Steffen: **Abb. 1-3:** Stadtverwaltung Dresden, Stadtplanungsamt, Bildstelle **Abb. 4:** Nachlass Kurt W. Leucht, SLUB Dresden, Kapsel 5 **Abb. 5-6:** Stadtverwaltung Dresden, Stadtplanungsamt, Bildstelle **Abb. 7:** Rat der Stadt Dresden (Hg.), Planungsgrundlagen, Planungsergebnisse für den Neuaufbau der Stadt Dresden, Dresden 1950 **Abb. 8-12:** Stadtverwaltung Dresden, Stadtplanungsamt, Bildstelle.

Klusemann: **Abb. 1:** Wikimedia Commons, Bundesarchiv, Bild 183-73753-0002/CC-BY-SA **Abb. 2:** Foto © Christian Klusemann **Abb. 3-5:** © Wissenschaftliche Sammlungen des IRS Erkner/Archiv Ministerium für Aufbau **Abb. 6:** Wikimedia Commons, User: Jwaller <<http://commons.wikimedia.org/wiki/File:MagdeburgAltesRh.JPG?uselang=de>> (zuletzt abgerufen 21.11.2016) **Abb. 7-9:** © Wissenschaftliche Sammlungen des IRS Erkner **Abb. 10:** Wikimedia Commons, User: Tilman2007 <http://commons.wikimedia.org/wiki/File:01_Stralsund_Rathaus_Marktplatz_007.jpg?uselang=de> (zuletzt abgerufen 21.11.2016) **Abb. 11:** Foto © Christian Klusemann **Abb. 12:** © Wissenschaftliche Sammlungen des IRS Erkner **Abb. 13:** Wochenpost, Nr. 25, 19.06.1954 **Abb. 14:** Wikimedia Commons, User: Gryffin-dor <https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Weberwiese_Berlin_April_2006_141.jpg> (zuletzt abgerufen 21.11.2016).

Campen: **Abb. 1, 9:** Faltblatt „Bauen in Potsdam. Wohnungsbau und Stadtgestaltung“, Büro beim Stadtarchitekten der Stadt Potsdam (Redaktionsschluss Mai 1988, 2. Auflage), Foto © Landeshauptstadt Potsdam/Vera Futterlieb **Abb. 2, 10, 11:** © Wissenschaftliche Sammlungen des IRS Erkner **Abb. 3, 8:** Faltblatt „Bauen in Potsdam. Denkmalpflege und Stadtgestaltung“, Büro beim Stadtarchitekten der Stadt Potsdam (Redaktionsschluss Januar 1990, 3. Auflage), Foto © Landeshauptstadt Potsdam/Vera Futterlieb **Abb. 4:** Foto © Potsdam Museum – Forum für Kunst und Geschichte/Michael Lüder **Abb. 5-7:** Fotos © Edda Campen **Abb. 12-14:** Fotos © Edda Campen.

Werner: **Abb. 1:** © Wissenschaftliche Sammlungen des IRS Erkner, abgedruckt in: Zentralrat der FDJ (Hrsg.), Mensch Berlin, wie haste Dir verändert! Teil 1, Berlin (Ost) 1986, S. 2 **Abb. 2-7:** Fotos © Klaus Bädicker **Abb. 8:** © Wissenschaftliche Sammlungen des IRS Erkner, abgedruckt in: Bauakademie, Mit der Kraft der ganzen Republik, S. 38.

Die Autor/innen haben sich bemüht, alle Inhaber/innen von Rechten ausfindig zu machen. Sollte das nicht vollständig gelungen sein, bitten die Herausgeber/innen um Benachrichtigung.

Impressum

© 2017 Prof. Dr. Sigrid Hofer, Philipps-Universität Marburg, Kunstgeschichtliches Institut / Dr. Andreas Butter, Institut für Raumbezogene Sozialforschung Erkner (IRS), Historische Forschungsstelle und bei den Autor/innen

Redaktion und Lektorat:

Sigrid Hofer, Philipps-Universität Marburg / Andreas Butter, IRS Erkner

Redaktionelle Mitarbeit:

Christian Klusemann, M.A. und Lena Radtke, M.A., Philipps-Universität Marburg / Elena Schroll, M.A.

Gestaltung:

Lena Radtke

Die dem Titelbild zugrundeliegende Fotografie wurde mit freundlicher Genehmigung des Fotografen verwendet / © 1986 Klaus Bädicker

Philipps-Universität Marburg – Publikationsserver

<http://archiv.ub.uni-marburg.de/ubfind/>

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Dieses Werk einschließlich seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung der Herausgeber/innen und Autor/innen unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

ISBN: 978-3-8185-0531-8